Napoleons Untergang

1814

Herausgegeben von
F. M. Kircheisen

Verlag Robert Lutz Stuttgart



Memoiren Bibliothek

V. Serie

Erster Band

Napoleons Untergang

Dritter Band

1814

von

F. M. Kircheisen

Napoleons Untergang

⁜ In vier Bänden ⁜

Ausgewählte Memoirenstücke

Herausgegeben von
F. M. Kircheisen

Dritter Band

Verlag · Robert Lutz · Stuttgart

Napoleons Untergang

Dritter Band
1814

Erste Auflage

Verlag · Robert Lutz · Stuttgart

Druck von A. Bonz' Erben, Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis

Seite

Viertes Kapitel

Fünftes Kapitel.

3.

Aus den Memoiren des Marschalls Marmont: Das Kriegsjahr 1814.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

4.

Aus den Erinnerungen des Prinzen Eugen von Württemberg, Generals in russischen Diensten

Erstes Kapitel.

Einführung in die Ereignisse des Kriegsjahres 1814

Zum zweitenmal hatte das Schicksal dem Welteneroberer ein ehernes Halt zugerufen: nach der Schlacht von Leipzig eilte das sonst so trotzige, sieggewohnte französische Heer in aufgelöster Flucht dem Rheine zu. Als die Verfolgung der Verbündeten nachließ, sammelte Napoleon die Trümmer seines Heeres, und noch einmal gelang es dem genialen Feldherrn, auf deutschem Boden einen Sieg davonzutragen. Am 30. Oktober warf er in der Schlacht von Hanau das Korps des bayrischen Generals von Wrede über den Haufen und erzwang sich damit den Rückzug über den Rhein.

Aber in welchem Zustande kam das Heer am Rheine an! Die Soldaten waren mit Lumpen bedeckt, besaßen zum großen Teil keine Waffen mehr, und waren vollständig ausgehungert. Man meinte die Flüchtlinge des Jahres 1812 vor sich zu sehen. Bald brachen die schrecklichsten Krankheiten unter den Truppen aus und vernichteten das noch, was den Waffen der Verbündeten entronnen war. Man hatte nicht unrecht, wenn man behauptete, daß es kein französisches Heer mehr gab!

Auch in Frankreich selbst sah es nicht besser aus! Die unaufhörlichen Kriege, die Kontinentalsperre, die hohen Steuern hatten das sonst so reiche Land an den Rand des Abgrunds gebracht. Die Fabriken waren geschlossen,

der Boden wurde nicht bearbeitet, da alle Kräfte unter den Waffen standen. Die Bankaktien, die früher mit 1430 Franken bewertet wurden, galten jetzt nur noch 715 Franken. Das Land war bis zum äußersten erschöpft und verlangte nur eins: den Frieden.

Aber auch im Lager der Verbündeten wurde der Ruf nach Beendigung des Kampfes laut. Noch dachte niemand daran, Napoleon zu stürzen und die nie verletzte französische Grenze zu überschreiten. Zwar waren die Worte des Freiheitssängers Arndt: „der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" überall in den deutschen Gauen mit Begeisterung aufgenommen worden, aber es waren viele Stimmen im verbündeten Lager, die einen Einmarsch in Frankreich für ein gewagtes Unternehmen hielten. So deutete also gegen Ende des Jahres 1813 alles auf den Frieden hin. Am 14. November erhielt der französische Kaiser ein Friedensangebot der Verbündeten, das folgende Bedingungen enthielt: Frankreich solle auf seine natürlichen Grenzen, Rhein, Alpen und Pyrenäen beschränkt werden, und Napoleon die Unabhängigkeit Deutschlands, Hollands und Spaniens anerkennen.

Napoleon aber schreckte vor der Schmach zurück, Frankreich kleiner zurückzulassen, als er es übernommen hatte. Er ließ durch Maret, seinen Minister des Auswärtigen, dem Fürsten Metternich auf das Angebot der Mächte antworten, daß ein Friedensschluß, welcher die Unabhängigkeit aller Staaten zu Wasser und zu Lande sichere, jederzeit das Ziel der Politik des Kaisers Napoleon gewesen sei, und daß er in die Eröffnung eines Kongresses zu Mannheim willige. Mit dieser ausweichenden Antwort konnten sich die Verbündeten natürlich nicht zufrieden

gebrn, denn es war augenscheinlich, daß der französische Kaiser nur Zeit zur Aufstellung eines neuen Heeres gewinnen wollte. Infolge der Rührigkeit der Kriegspartei im verbündetrn Lager und der Nachrichten von der Schwäche Frankreichs trat bald ein Umschwung in den Meinungen ein. Am 1. Dezember wurde in Frankfurt der Krieg beschlossen und die Erklärung erlassen, daß Napoleon die Friedensanträge der Verbündeten zurückwiese und daß der Feldzug, den man jetzt begänne, nicht gegen Frankreich, sondern nur gegen die verderbliche Herrschaft Napoleons gerichtet sei.

Inzwischen hatte dieser mit seiner gewohnten Energie Maßnahmen zur Bildung eines neuen Heeres und zur Verteidigung des „heiligen Bodens Frankreichs" getroffen. Aber er stieß dabei auf unüberwindliche Hindernisse! Die Aushebung der Rekruten rief vornehmlich im Süden und Westen Frankreichs großen Widerstand hervor, und die Regierung mußte mit blutiger Strenge eingreifen. Die ungeheuern Steuern, die man dem Volke auferlegte, liefen nur zum Teil und langsam ein. Dennoch brachte es Napoleon fertig, durch vor- und rückgreifende Konskriptionen im Laufe des Feldzugs von 1814 nach 300000 Mann aus dem französischen Volke zu ziehen.

Was er jedoch dem Feinde an Feldtruppen entgegenstellen konnte, waren zu Beginn des Feldzuges nur Ueberreste der Armee von 1813. Die Rekruten, die später in die Armee eingereiht wurden, waren trotz ihres Mutes und guten Willens den Anstrengungen und Entbehrungen eines Winterfeldzuges nicht gewachsen, da sie viel zu jung waren. Sie hatten keine Ausbildung genossen und waren oft nicht einmal mit der Handhabung der Waffen vertraut.

Außerdem rafften ausbrechende Krankheiten noch einen großen Teil des Bestandes hinweg.

Was jedoch die Verteidigung des Landes am meisten erschwerte, war die klägliche Lage der Finanzen. Durch Auflegung hoher Steuern hoffte Napoleon diesem Mangel abzuhelfen. Er selbst opferte seinen Privatschatz von 75 Millionen, den er innerhalb zehn Jahren zurückgelegt hatte. Das Volk seufzte unter dem Druck der ungeheuren Steuern, und schon begann sich eine allgemeine Unzufriedenheit fühlbar zu machen. Die Opposition gegen Napoleon gewann immer mehr an Boden. Auch die Ausrüstung des Heeres begegnete maßlosen Schwierigkeiten. Die Arsenale und Festungen in Deutschland, Holland und Italien waren von Waffen und Kriegsmaterial vollgepfropft, während Frankreich selbst von allem entblößt war.

So war Napoleons Lage zu Anfang des Jahres 1814 fast hoffnungslos. Von allen Seiten sah man das Ende der napoleonischen Weltherrschaft herbeikommen und den ehrgeizigen Kaiser auf den Thron Frankreichs beschränkt. Spanien war verloren; der englische General Wellington drohte sogar mit dem Uebergang über die Pyrenäen. In Italien kämpfte der mutige Vizekönig Eugen gegen stark überlegene österreichische Streitkräfte, und Murat, der sich der Koalition angeschlossen hatte, war bereit, in Frankreich einzufallen. Das französische Volk stand allen Ereignissen gleichgültig gegenüber und nahm kaum an der Verteidigung des Landes teil. Als Napoleon sich auch noch genötigt sah, den besten Teil seines Heeres nach Holland zu senden, um Frankreich vor einem Einfall von dieser Seite aus zu schützen, standen zwischen Mainz und Mannheim, wo die Verbündeten in Frankreich einrückten,

nur 27 000 Mann unter den Marschällen Marmont und Victor kampfbereit.

Die Verbündeten waren den Truppen Napoleons an Zahl und an Kriegstüchtigkeit weit überlegen: ein ungeheures Heer von mehr als 500 000 Mann mit 1600 Geschützen war bereit, Frankreich zu überschwemmen. Es war in drei Teile eingeteilt worden: die 1. oder Hauptarmee stand unter dem Kommando des Fürsten Schwarzenberg. In ihrem Hauptquartier befanden sich die verbündeten Monarchen und das diplomatische Korps, beide ein großes Hindernis für die militärischen Bewegungen. Die 2. oder Schlesische Armee befehligte Blücher, der Marschall Vorwärts, und die 3. oder Nordarmee Bernadotte, der Kronprinz von Schweden.

So begann nun dieser Krieg, der in seinem Verlauf wie in seinen Folgen gleich wunderbar und für den Sieger wie für den Besiegten gleich ehrenvoll war. Ein solches Beispiel steht einzig da in der Weltgeschichte! Ganz Europa erhob gegen ein einziges Land die Waffen. Ein kleines erschöpftes Heer hielt nicht nur einer ungeheuren Uebermacht Stand, sondern verstand es noch, eine ganze Reihe von Siegen an seine Fahnen zu fesseln. Napoleon war in diesem Feldzuge wieder der General Bonaparte geworden! Sein Genie schien mit der Gefahr zu wachsen; nach jedem Erfolge wurden seine Unternehmungen kühner und seine Hoffnungen siegesgewisser. In Gewaltmärschen mit seiner schwachen Truppe von einem Kriegsschauplatz zum andern eilend, wie der Blitz bald hier bald dort, gelang es ihm noch einige Male, das treulose Glück festzuhalten. Was er mit seinen Truppen, den alten Grognards und den ganz jungen Rekruten leistete, ist unfaß-

bar! Aber jene Soldaten folgten ihrem Helden mit einer Begeisterung, die ans Fanatische grenzte. Wenn alles stumm und verzweifelt war, brachten ihm seine »Kinder«, besonders die Junge Garde, ihr „Vive l'empereur!“ in unverbrüchlicher Treue und nie schwankendem Vertrauen dar. Die große Masse des Volkes war dem Kaiser treu geblieben, und wenn sie auch gegen die hohen Steuern schimpfte und die Konskription abgeschafft haben wollte, so war Napoleon doch ihr Held, ihr Kaiser! Das Schicksal sollte sich indes erfüllen: Der Abfall der Hauptstadt und eines Marschalls beendete mit einem Schlage den Feldzug und zwang Napoleon zur Abdankung.

Zwischen dem 21. Dezember 1813 und dem 1. Januar 1814 überschritten die Heere Schwarzenbergs und Blüchers zwischen Basel und Koblenz den Rhein. Schwarzenberg schlug über Dijon und Langres den Weg nach der Aube ein; das Schlesische Heer marschierte durch Lothringen über Saint-Dizier nach Brienne, um sich in dieser Gegend mit dem Heere Schwarzenbergs zu vereinigen. Es gelang ihnen mit Leichtigkeit, die schwachen Streitkräfte der Marschälle Marmont und Victor zurückzudrängen.

Napoleon hatte inzwischen seiner Gemahlin Marie Luise die Regentschaft anvertraut und ihr seinen Bruder, den König Joseph, sowie den Erzkanzler Cambacérès als Räte zur Seite gestellt. Am 25. Januar nahm er Abschied von ihr und seinem kleinen Sohne, dem König von Rom; er sollte sie nie wiedersehen. Er begab sich sofort nach Châlons.

Seine Ankunft auf dem Kriegsschauplatze änderte sogleich sämtliche Bewegungen. Das langsame und bedächtige Vorrücken der Verbündeten brachte Napoleon auf den

Gedanken, die Vereinigung der beiden Heere durch sofortige Aufnahme der Offensive zu verhindern. Es gelang ihm, Blücher allein bei Brienne anzugreifen und ihm eine empfindliche Niederlage beizubringen. Die Schlacht war überaus blutig, 3000 Franzosen und die gleiche Zahl Verbündeter bedeckten das Schlachtfeld. Blücher zog sich auf die Armee Schwarzenbergs zurück und erhielt sodann den Oberbefehl über sämtliche Streitkräfte. Am 1. Februar griff er Napoleon in seiner Stellung bei La Rothière mit dreifacher Uebermacht an und schlug ihn nach einer mörderischen Schlacht. Die französische Armee, von der einige Kolonnen in aufgelöster Flucht auf Brienne geeilt waren, mußte dem Feinde nach einem so heftigen Widerstand entgegenzusetzen, daß sie einen geordneten Rückzug über die Brücke bei Lesmont ausführen konnte. Dennoch waren die Verluste Napoleons an Toten wie an Gefangenen und Kanonen ungeheuer. Aber auch die Verbündeten hatten schwer gelitten.

So war zum erstenmal eine Schlacht auf französischem Boden gewonnen worden, und der Zauber von Napoleons Unbesiegbarkeit schwand nun gänzlich. Der Kaiser Alexander äußerte zu dem Adjutanten Blüchers, der ihm die Siegesnachricht überbracht hatte: „Sagen Sie dem Feldmarschall, daß dieser Sieg alle seine früheren krönt.“ Er überreichte dem alten Haudegen später persönlich einen mit Diamanten geschmückten goldenen Degen.

Nun zweifelte niemand mehr im verbündeten Lager an einem baldigen siegreichen Abschluß des Feldzugs. Jedoch zeigte sich in einem Kriegsrat, der am 2. Februar im Schlosse von Brienne abgehalten wurde, wieder der hemmende Einfluß der Diplomatie, die, ohne die er-

rungenen Vorteile auszunützen, Frieden schließen wollte. Um die Verpflegung der ungeheuren Truppenmassen zu erleichtern, kam man bei dieser Beratung überein, die beiden Heere zu trennen. Das Hauptheer sollte auf Troyes marschieren und von da aus den beiden Ufern der Seine folgen. Blücher, der noch die Korps York und Kapzewitsch zur Verstärkung erhielt, wurde beauftragt, die Marne hinabzumarschieren und auf Paris vorzurücken.

So wurde dem alten Feldmarschall die Ehre zuteil, nach eigenem Gutdünken mit seinem Heere zu operieren. Seinem Drängen war es zu danken, daß die Diplomatie, die auf den Frieden hinarbeitete, nicht die Oberhand gewann. Seine Ansichten über die Diplomaten und die zu ergreifenden Maßnahmen hatte er in seiner offenen, derben Weise vor der Schlacht bei Brienne an Bincke geschrieben. Es heißt in diesem Briefe: „Wihr guht gesinnten wollen Schlagen, aber die Deplomatiquer haben hundert andere Projecte; soll die Sache guht Fuhr die Menschheit werden, so müssen wihr nach Paris. Dohrt können unsere Monarchen einen guhten Frieden schließen, ich darf sagen Dictiren. Der Tiran hat alle Hauptstädte besucht, geplündert und bestohlen; wihr wollen uns so was nicht schuldig machen, aber unsere Ehre fordert das Vergeltungsrecht, ihm in seinem neste zu besuchen."

Napoleon hatte sich nach der verlorenen Schlacht von La Rothière auf Troyes zurückgezogen. Die Verbündeten, die ihn kaum verfolgten, ließen ihm Zeit, seine Truppen zu konzentrieren und ihnen Ruhe zu gönnen. Schwarzenberg rückte indessen langsam auf Troyes vor, das der Kaiser am 6. Februar in aller Ruhe räumte, um sich auf Nogent-sur-Seine zurückzuziehen.

Napoleon befand sich in keiner beneidenswerten Lage. Sein Einzug in Troyes war kläglich gewesen. Die Einwohner dieser Stadt waren ihm fast feindlich entgegengetreten und hielten in der Erwartung einer Belagerung alle Lebensmittel versteckt. Das Heer war entmutigt und litt ungeheuer unter dem Mangel an Verpflegung. Die Fahnenflucht lichtete in entsetzlicher Weise die Reihen.

Inzwischen war in Châtillon am 4. Februar der Friedenskongreß zusammengetreten. Die Bedingungen der Verbündeten zum Abschluß eines Friedens bestanden in der Beschränkung Frankreichs auf seine alten Grenzen, worauf Napoleon natürlich nicht eingehen wollte. Die Verhandlungen des Kongresses bildeten ein ständiges Auf und Nieder, je nach den Erfolgen oder Niederlagen der beiden Parteien. Man kann sich jedoch nicht des Gedankens erwehren, daß der Kongreß von beiden Seiten nichts anderes als eine Komödie war: beide Parteien gaben mit der Zustimmung zu einem Friedenskongreß dem Drängen ihrer Friedensparteien nach. Im Grunde genommen war an eine Verständigung nicht zu denken, denn die Bedingungen, wie sie auch sein mochten, wurden immer vom Gegner für unannehmbar gehalten und zurückgewiesen. Die Verbündeten arbeiteten auf den Sturz des französischen Kaisers hin, Napoleon wollte seine Eroberungen nicht herausgeben.

In aller Stille war unterdessen der Marschall Vorwärts mit seinem gewohnten stürmischen Drängen auf Paris vorgerückt. Schon stand seine Vorhut, die Korps Sacken und York bei Château-Thierry. Paris war bedroht, und Napoleon verhehlte sich nicht, welche Folgen die Einnahme der Hauptstadt oder nur die Anwesenheit des Feindes vor ihren Toren haben würde. Zu gleicher Zeit bot

ihm aber diese gefährliche Bedrohung seines Machtmittelpunktes einen großen Vorteil; denn die Trennung der beiden Heere gab ihm Gelegenheit, sie einzeln zu schlagen. Als Maret dem Kaiser Depeschen für Châtillon überbringen wollte, fand er ihn über einer mit Nadeln bespickten Karte auf der Erde liegen: „Jetzt handelt es sich um ganz andere Sachen", empfing ihn Napoleon, als er ihn bemerkte, „ich bin eben daran, Blücher mit dem Auge zu schlagen!"

Am nächsten Tage wurde sein Plan ausgeführt. Die Marschälle Victor und Oudinot blieben mit schwachen Kräften Schwarzenberg gegenüber stehen, — ein Beweis dafür, wie gering Napoleon diesen Feldherrn einschätzte — während er selbst in Eilmärschen mit einer Truppenmacht in Gesamtstärke von nur 30 000 Mann Blücher in die Flanke rückte, der nicht nur kühn, sondern auch sorglos auf Paris marschierte. Schon am 10. Februar überraschte Napoleon bei Champaubert das Korps des russischen Generals Olsufieff, der den französischen Kaiser Schwarzenberg gegenüber wähnte, und vernichtete es vollständig. Dabei gerieten viele Russen in französische Gefangenschaft, unter ihnen auch der Korpskommandeur, General Olsufieff selbst. Die Verluste der Franzosen in diesem Kampfe waren, trotz des hartnäckigen Widerstandes der russischen Truppen, sehr gering.

Napoleon war über diesen großen Erfolg trunken vor Freude. „Woran hängt das Schicksal der Staaten?" äußerte er zu seiner Umgebung; „wenn wir morgen über Sacken einen ähnlichen Sieg erfechten wie heute über Olsufieff, so wird der Feind schneller über den Rhein zurückgehen, als er ihn überschritten hat: und dann werde ich noch einmal an der Weichsel sein!"

Durch seinen Sieg bei Champaubert hatte sich der französische Kaiser zwischen die Korps der Generale Sacken und York, die der Marschall Macdonald bis Meaux zurückgedrängt hatten, und das Gros der Armee Blüchers geschoben. Diese beiden Generale traten auf Befehl Blüchers den Rückmarsch auf Vertus an, eine Bewegung, die unter den jetzigen Umständen schon unausführbar geworden war. Wirklich kam ihnen Napoleon zuvor, und sprengte sie am 11. Februar bei Montmirail nach einer blutigen Schlacht auseinander. Doch es sollte noch schlimmer kommen! Der Kaiser nahm sofort die Verfolgung auf, um den fliehenden Trümmern den Rückzug über die Marne abzuschneiden. Bei Château-Thierry zwang er sie zu einer zweiten Schlacht und brachte ihnen wieder eine empfindliche Niederlage bei. Erst nach heldenhaftem Kampfe gelang es den vereinigten Russen und Preußen, den Uebergang über die Marne zu erzwingen.

Napoleons Glücksstern war von neuem aufgegangen; seine Bewegungen hatten wieder die Kühnheit und Sicherheit gewonnen, die ihn als General Bonaparte so ausgezeichnet hatten. Ueberhaupt glichen die Manöver dieses Feldzuges sehr dem Kriege in Italien, wo Napoleon zuerst sein großes Feldherrntalent bewiesen hatte. Der Mut und der Ehrgeiz seiner Truppen waren durch die neuen Erfolge gehoben: die Soldaten folgten ihrem Führer wieder mit großer Begeisterung und dem alten Vertrauen. Besonders der französische Soldat läßt sich durch Erfolge in seiner Haltung beeinflussen und erträgt die ungeheuersten Strapazen, wenn er siegreich ist, während er nach einigen Niederlagen gleich die Flinte ins Korn wirft. Noch länger sollte das Glück dem Kaiser treu bleiben, gleichsam als

wollte es seine Hoffnungen steigern, um ihn dann um so tiefer in den Abgrund zu stürzen.

Bei der jetzigen Lage der Dinge kam Napoleon besonders ein Umstand zustatten. Die Bevölkerung, die früher die Verbündeten entweder gleichgültig oder gar wohlwollend aufgenommen hatte, war jetzt infolge der Ausschreitungen der feindlichen Truppen aufgereizt und nahm tätigen Anteil am Kriege. Die Bauern zogen sich in die Wälder zurück, nahmen ihr Vieh und alle Lebensmittel mit und führten von da aus einen gefährlichen und erbitterten Kleinkrieg gegen die Fremde. An jedem Waldrand, an jeder Hecke lauerte der Tod, so daß das verbündete Heer gezwungen war, bei der Aufsuchung von Lebensmitteln immer größere Abteilungen auszusenden.

Die Verbündeten rächten sich dafür auf alle Weise, und die Greuel, die in diesem Kriege, besonders von den grausamen und viehischen Kosaken begangen wurden, überstiegen alle Vorstellungen. Der General York sagte in heller Entrüstung zu seinen Offizieren, deren Soldaten überall plünderten: „Meine Herren, ich habe geglaubt, die Ehre zu haben, ein preußisches Armeekorps zu kommandieren, ich kommandiere aber eine Räuberbande!" Die Soldaten begnügten sich nicht damit, alles zu rauben, das was sie nicht mitschleppen konnten, zu zerschlagen und zu verbrennen, sondern sie töteten alle Männer und schändeten die Frauen und Mädchen: sie rächten sich damit für die Greueltaten, die die Franzosen während vieler Jahre in ihren Landen begangen hatten. So ist nun einmal der Krieg: er läßt immer die Unschuldigen die Taten anderer büßen!

Am Tage nach dem blutigen Kampfe bei Château-

Thierry erhielt Napoleon durch den Marschall Marmont die Nachricht, daß dieser durch einen Teil der Schlesischen Armee von Etoges nach Champaubert zurückgedrängt wurde. Blücher, der keine Nachrichten von der Stellung des französischen Heeres hatte, glaubte nur geringe Streitkräfte vor sich zu haben und wurde in diesem Glauben durch den Rückzug Marmonts bestärkt Napoleon beschloß, diese Sorglosigkeit des Feldmarschalls durch einen Hauptschlag auszunützen und dadurch die Schlesische Armee endgültig zu vernichten Sofort kehrte er mit seinen Truppen in Gewaltmärschen um, rief die an der Marne stehenden, in der Verfolgung Sackens und Yorks begriffenen Abteilungen zurück und vereinigte sich mit Marmont in einer festen Stellung bei Vauchamps Blücher, der sich in völliger Sicherheit wähnte, wurde vollständig überrascht Nach einem blutigen Gefecht wurde er zurückgedrängt, und bald war selbst sein Rückzug stark gefährdet Das höllische Feuer der Artillerie Drouots, die Angriffe der Gardekavallerie erschütterten die Reihen, die sich mit Löwenmut und zäher Erbitterung schlugen Die Umgehung durch die Linienkavallerie unter Grouchy und deren stürmische Angriffe ließen für die Schlesische Armee das Schlimmste befürchten Blücher und seine Generale waren hundertmal in Gefahr, gefangen genommen zu werden. Der greise Feldmarschall sah seinen Untergang vor Augen und suchte den Tod in den Reihen seiner Truppen. Seiner Umgebung gelang es nur mit vieler Mühe, ihn von diesem Vorhaben abzubringen. Schritt für Schritt erkämpften sich die Truppen den Rückzug durch Grouchys Reiter Erst die Nacht machte der Verfolgung ein Ende Blücher hatte ungeheure Verluste erlitten, die Schlacht von Vauchamps kostete ihm

6000 Mann; die Franzosen sollen nur 600 Mann verloren haben.

Die verschiedenen Treffen im Tale der Marne hatten der Schlesischen Armee ungefähr 15 000 Mann und zahlreiche Geschütze gekostet. Nun drohte der Hauptarmee, die mit ihrer gewohnten Langsamkeit und ganz unmilitärischen Zerstreuung der Streitkräfte vorrückte, das gleiche Schicksal. Napoleon hatte seinen Gegnern wieder einmal ihre Fehler gezeigt! Mit unbegreiflicher Schnelligkeit war er überall da erschienen, wo man ihn am wenigsten erwartete, und hatte den Sieg trotz seiner numerischen Schwäche an sich gerissen.

Jetzt, nach all den Erfolgen, war der Kaiser weniger denn je bereit, Frieden zu schließen. Vielmehr hoffte er, den Verbündeten endgültig den Untergang zu bereiten. Hatte er schon nach dem Siege bei Montmirail erklärt, unter die in Frankfurt angebotenen Bedingungen werde er nicht herabgehen, so waren nach dem Siege von Vauchamps seine Ansprüche noch bedeutend gestiegen.

Die erlittenen Niederlagen, die Schlag auf Schlag gefolgt waren, hatten wieder der Friedenspartei im verbündeten Lager die Oberhand gegeben. Schon nach der Niederlage Olsufieffs hatten Metternich, Hardenberg und Castlereagh den Zaren aufgefordert, seinem Gesandten Vollmacht zum Abschluß des Friedens zu erteilen. Alexander hatte jedoch abgelehnt. Als dann die Nachrichten der anderen Schlappen des Schlesischen Heeres eintrafen, gab der russische Kaiser seine Zustimmung unter der Bedingung, daß zu gleicher Zeit die Operationen mit Energie fortgesetzt würden. Infolge seines Drängens nahm die Hauptarmee die Offensive wieder auf und rückte bis nach Provins und Fontainebleau vor.

Als Napoleon die Nachricht von der erneuten Bedrohung seiner Hauptstadt erhielt, gab er die Verfolgung Blüchers — den er allerdings für fast vernichtet hielt — auf, um die Gefahr von Paris abzulenken.

Schneller, als es sich die Verbündeten ahnen ließen, stand der Schlachtenkaiser an der Seine. Um den Marsch seiner Truppen zu beschleunigen, hatte er einen Teil der Infanterie auf Wagen befördern lassen. Am 14. Februar hatte er Blücher bei Vauchamps geschlagen, am 17. stand er schon an der Seine der Armee Schwarzenbergs gegenüber. Diese hatte wieder ihre zerstreute Aufstellung eingenommen, und es gelang ihr daher nicht mehr, die gesamten Streitkräfte zu konzentrieren. Zuerst stieß Napoleon bei Mormant auf die Vorhut unter Graf Pahlen und zersprengte sie nach einem hitzigen Gefecht. Dann wandte er sich mit einem Teil seines Heeres auf Montereau, wo der Kronprinz von Württemberg die steilen Höhen beim Zusammenfluß der Yonne mit der Seine besetzt hielt. Am Morgen des 18. Februar griffen die Franzosen den Kronprinzen an und zwangen ihn nach einem hartnäckigen Widerstand zum Rückzug über die Seine. In diesem Gefecht begab sich Napoleon trotz der Bitten seiner Umgebung durch den Kugelregen zu den Geschützen und feuerte eigenhändig eine Kanone ab. Nur mit großer Mühe und unter starken Verlusten gelang es dem Kronprinzen, sich auf Braye zurückzuziehen.

So hatte ein neuer Erfolg Napoleons Anstrengungen gekrönt. War dieser auch nach den zu Gebote stehenden Mitteln fast unglaublich, so überschätzte ihn der frigreiche Kaiser dennoch sehr. Napoleon war wieder bei jener Stimmung angelangt, wo er glaubte, Europa Gesetze vorschrei-

den zu dürfen. Er entzog seinem Gesandten die Vollmacht, den Frieden zu unterzeichnen, trotzdem die Verbündeten infolge der Niederlagen bei Montereau und der anderen erlittenen Schlappen mehr denn je zum Frieden geneigt waren. So war nun einmal Napoleons Charakter! Er ließ sich durch nichts zur Vernunft bringen. Bot man ihm einen Frieden auf einer gewissen Grundlage an, so forderte er immer etwas mehr, und der geringste Erfolg steigerte seine Ansprüche in noch höherem Maße.

Als ihm nun Schwarzenberg einen Waffenstillstand anbieten ließ, lehnte er ihn ab und schrieb an seinen Bruder Joseph: „Es ist schwer, bis zu diesem Grade feig zu sein! Diese Elenden! beim ersten Mißerfolg fallen sie auf die Knie . . . Ich werde ihnen jedoch keinen Waffenstillstand gewähren, so lange sie nicht mein Gebiet geräumt haben."

Schon die Annäherung Napoleons hatte genügt, Schwarzenberg zum Rückzug zu bewegen. Als nun gar das französische Heer einen Teil der Hauptarmee besiegte, zog diese sich fluchtartig bis nach Troyes zurück, um sich dort zu konzentrieren und mit Blücher zu vereinigen. Der Feldmarschall traf am 21. Februar in Méry ein und hoffte mit Schwarzenberg vereint eine Schlacht gegen Napoleon zu liefern. Aber der österreichische Feldherr zog sich im Gegenteil über die Seine zurück mit der Begründung, daß Napoleon seine sämtlichen Streitkräfte vereinigt habe. Das Hauptquartier faßte sogar den Beschluß, den Rückzug bis auf Langres fortzusetzen und vergrößerte dadurch noch die Mutlosigkeit im verbündeten Lager und bei den Truppen.

Da brachte Blücher, der alte Haudegen, durch energisches

Eingreifen die ersehnte Rettung und wirkte entscheidend auf den Lauf des Krieges ein. Auf Vorschlag des Oberst Grolman erwirkte er sich von den verbündeten Monarchen die Erlaubnis, mit verstärkten Kräften allein auf Paris rücken zu dürfen. Alexander und der König von Preußen bewilligten ihm die an der Aisne stehenden Korps Bülow und Wintzingerode, so daß Blücher es alsdann mit seiner 100 000 Mann starken Armee wohl wagen konnte, auf Frankreichs Hauptstadt zu marschieren. Voller Freude dankte der Feldmarschall in einem Schreiben an den Kaiser Alexander für diese Gunst; dann fuhr er fort: „In dieser Verbindung (nämlich mit den Korps Bülow und Wintzingerode) werde ich auf Paris vordringen, ich scheue so wenig Keiser Napoleon wie seine marschälle."

Dieses Unternehmen des preußischen Feldmarschalls bildet die wichtigste Phase des Feldzugs. Napoleon wurde dadurch gezwungen, von der Hauptarmee, die er in einer großen Schlacht sicher zu vernichten hoffte, abzulassen. Aber auch die Diplomatie tat einen bedeutenden Schritt. Durch das Verhalten des französischen Kaisers endlich über dessen nie zu erfüllende Forderungen aufgeklärt, schlossen die Verbündeten am 1. März den Vertrag von Chaumont, der das geschlossene Bündnis enger knüpfte, alle Sonderverträge untersagte und dadurch Napoleon ein für allemal die Hoffnung nahm, die Mächte zu trennen.

Als Napoleon von dem Marsche der Schlesischen Armee auf Paris erfuhr, sah er, daß seine Pläne durchkreuzt waren und der Krieg eine andere Wendung nahm. Er beauftragte sofort die Marschälle Macdonald und Oudinot, die Verfolgung Schwarzenbergs fortzusetzen. Der Kaiser selbst marschierte mit seinem kleinen Heere, dem sich die

im Marnetal stehenden Marschälle Marmont und Martier anschließen sollten, gegen den Marschall Vorwärts.

Die Nachricht, daß der gefürchtete Gegner wieder fern sei, bewog Schwarzenberg endlich, die geringe Macht der französischen Generale anzugreifen. Bei Bar-sur-Aube erlagen diese nach hartnäckigem, tapferem Kampfe. Da sie kaum verfolgt wurden, konnten sie, dank der Nachlässigkeit des österreichischen Generalissimus, den Rückzug antreten.

In Gewaltmärschen war Blücher gegen die Aisne marschiert. Er drang weiter bis Meaux vor und stieß dort auf die Marschälle Marmont und Martier. Napoleon hoffte, die Schlesische Armee noch vor ihrer Vereinigung mit den Korps Wintzingerode und Bülow zu erreichen, sie zwischen sein Heer, den Aisnefluß und den Marschall Marmont zu drängen und ihr dann den Untergang zu bereiten. Die Uebergabe der Festung Soissons aber, die der russische Oberst Löwenstern zustande brachte, rettete Blücher im letzten Augenblick und ermöglichte ihm den Rückzug über die Aisne.

Napoleon folgte dem Blücherschen Heere bei Berry-au-Bac über die Aisne, um es im Rücken oder in der Flanke zu fassen. Aber auch der Feldmarschall hatte einen ähnlichen Umgehungsplan ersonnen. Er stellte einen Teil seines Heeres auf der Hochebene von Craonne auf. Napoleon griff diese Truppen mit großem Ungestüm und mit doppelter Uebermacht an. Wintzingerode hatte den Befehl erhalten, den Franzosen in den Rücken zu fallen, während diese vollkommen mit den Angriffen auf Craonne beschäftigt waren. Das Umgehungsmanöver scheiterte jedoch an seiner Langsamkeit, so daß die Russen unter Woranzoff allein die stürmischen Angriffe Napoleons auszuhalten hatten.

Mit bewundernswerter Tapferkeit hielten die Russen Stand; Woronzoff bedeckte sich an diesem Tage mit Ruhm. Mitten im heftigsten Kampfe erhielt er den Befehl, sich zurückzuziehen. Schritt für Schritt erkämpften sich seine Truppen den Rückzug, den die wütenden Angriffe der Franzosen gefährdeten. Es war eine der blutigsten, aber auch ruhmvollsten Schlachten des ganzen Feldzuges. Zwar behauptete Napoleon das Schlachtfeld, aber seine Verluste waren so groß, daß er solche Siege nicht mehr lange aushalten konnte. Auch die Russen hatten schrecklich gelitten.

Der Blücherschen Armee wurde das feste Laon als Sammelpunkt angewiesen. Hier war ein Angriff des schwachen französischen Heeres kaum zu erwarten, — es wäre eine Vermessenheit gewesen. Dennoch plante Napoleon, Laon durch einen Ueberfall wegzunehmen. Es kam ihm daher sehr gelegen, daß Blücher erkrankt war, denn von nun an fehlte es im Lager der Schlesischen Armee an jeder einheitlichen Leitung. Zwar scheiterte der Ueberfall, aber die schwachen französischen Streitkräfte griffen dennoch die Verbündeten an, die sich auf die Defensive beschränkten. Der Kaiser hielt die Gegner hin, um die Verstärkungen unter Marmont zu erwarten. So blieb der Tag ohne Ergebnis!

Marmont war am Morgen der Schlacht von Laon bei Fêtieux auf preußische Truppen gestoßen und hatte sich gegen sie behauptet. In der Nacht unternahmen die Preußen unter York und Kleist einen Ueberfall auf das Korps des französischen Marschalls. Die Franzosen wurden vollständig auseinandergesprengt und konnten sich erst wieder hinter der Aisne sammeln. Sie verloren dabei ihr sämtliches Geschütz und viele Gefangene.

Anstatt nun Marmont mit Nachdruck zu verfolgen und sich dann mit mehr als dreifacher Uebermacht auf Napoleon zu werfen, rief das Hauptquartier der Schlesischen Armee sämtliche Truppen nach Laon zurück. Man fühlte sich also noch nicht stark genug, Napoleon mit diesen ungeheuren Streitkräften anzugreifen. Ja, der französische Kaiser machte seinerseits noch einmal einen Angriff auf die Verbündeten, vermochte jedoch nicht in den Besitz von Laon zu gelangen. Dann trat er in aller Ruhe den Rückzug nach Soissons an, ohne vom Feinde belästigt zu werden.

Aufs neue hatten sich die Verbündeten die Gelegenheit entgehen lassen, das französische Heer zu schlagen und zu vernichten. Die Persönlichkeit Napoleons hatte auf die Führer der Schlesischen Armee vollständig lähmend gewirkt. Denn kann man sich vorstellen, daß ein starkes Heer in einer festen Stellung ein dreimal schwächeres nicht anzugreifen wagt? Auch die Korpsführer der Verbündeten fühlten diese Schmach und waren in heller Entrüstung; ein Bruch zwischen ihnen und dem Hauptquartier schien unvermeidlich. Es fehlte eben überall die Energie Blüchers, dem alle blindlings vertrauten, während die meisten dem General Gneisenau mißtrauisch gegenüberstanden.

Nun sollte man meinen, daß die großen, bei Craonne und Laon erlittenen Verluste Napoleon bedächtiger und vorsichtiger gemacht hätten. Im Gegenteil! Des Kaisers Kühnheit schien mit jeder neuen Gefahr zu wachsen. Trotzdem er sehr geschwächt war und sich auf dem Rückzug befand, so war er doch immer noch derjenige, der den Anstoß zu den Bewegungen gab und den Kriegsschauplatz nach seinem Gutdünken verlegte.

Am 11. März war der Kaiser in Soissons angekom-

men und hatte dort sein Heer geordnet und verstärkt. Am 13. marschierte er auf Reims, nahm diese wichtige Stadt ein und zersprengte vollständig das aus Russen und Preußen bestehende Korps des Generals St. Priest, der sich in völliger Sicherheit wähnte.

Die Armee Schwarzenbergs war, als sie vom Siege Blüchers bei Laon erfuhr, wieder weiter vorgerückt. Als jedoch das Schicksal des Generals St. Priest bekannt wurde, trat sie sofort wieder ihre Rückwärtsbewegung an. Ein derartiges Verhalten einer großen Armee ist unbegreiflich! Während des ganzen Feldzugs unternahm die Hauptarmee beständig ihre Promenaden zwischen Langres und Troyes. War Napoleon mit Blücher beschäftigt, so rückte Schwarzenberg im Schneckengange vor. Traf die Nachricht ein, daß der französische Kaiser auch nur ungefähr in der Richtung auf die Hauptarmee marschierte, trat sie sofort wieder den Rückzug an. Am liebsten wäre Schwarzenberg bis nach Lothringen oder gar über den Rhein zurückgegangen. Zwar wirkten das diplomatische Korps und auch die Monarchen lähmend auf die militärischen Bewegungen, dennoch ist das Verhalten des österreichischen Generalissimus keineswegs zu entschuldigen.

Diesmal beschloß Schwarzenberg ganz wider Erwarten, eine Schlacht anzunehmen. Er rückte sogar dem Feinde bis an die Aube entgegen. Am 20. März stieß Napoleon auf die feindlichen Kräfte, die er für die Nachhut der Hauptarmee hielt, da er sich nicht vorstellen konnte, daß dieses Heer ihm die Spitze böte.

Selten ist eine Schlacht mit ungleicheren Kräften geschlagen worden als die bei Arcis-sur-Aube. Napoleons Heer zählte 30 000 Streiter, während Schwarzenberg über

100 000 Mann verfügte. Gleich zu Beginn des Kampfes wurden die Franzosen durch die Uebermacht geworfen, und suchten sich in wilder Flucht zu retten. Napoleon warf sich ihnen im dichtesten Schlachtengetümmel entgegen. „Wer überschreitet die Brücke vor mir?“ rief er mit weithin schallender Stimme den Fliehenden zu. Es gelang ihm, sie zum Stehen zu bringen. Bald wütete der Kampf allgemein und hörte erst bei Einbruch der Nacht auf. Die Franzosen waren in einer gefährlichen Lage; sie standen einer großen Uebermacht gegenüber und hatten einen Fluß im Rücken. Trotz dieser Vorteile griff Schwarzenberg am nächsten Morgen nicht an; Napoleon trat nun angesichts der ganzen feindlichen Armee den Rückzug über die Aube an und sprengte alsdann die Brücke von Arcis in die Luft.

Wieder einmal war das französische Heer durch das Ungeschick und die Unentschlossenheit Schwarzenbergs dem Verderben entronnen. Dennoch war Napoleons Lage nicht glänzend. Er hatte aufs neue in dieser Schlacht große Verluste erlitten, und seine Streitkräfte schmolzen immer mehr zusammen. Ein Heer von 100 000 Mann stand in seinem Rücken, ein anderes von gleicher Stärke auf seiner Flanke. Nur ein Napoleon konnte daran denken, noch weitere Erfolge erringen zu wollen.

Schon hatte er einen neuen Plan gefaßt, der, wenn er gelungen wäre, den Krieg vielleicht in kurzem beendigt hätte. Er gedachte, im Rücken der Hauptarmee zu operieren, die Besatzungen der Garnisonen an sich zu ziehen und ein neues großes Heer aufzustellen. Die Marschälle Marmont und Mortier sollten die Verteidigung der Hauptstadt, die er wegen der Unentschlossenheit der Verbündeten nicht für bedroht hielt, übernehmen. Er rechnete damit, daß sich die

Schwarzenbergsche Armee nach Lothringen zurückziehen würde, um nicht von ihren Verbindungen abgeschnitten zu werden Dann würde Blücher allein stehen. Sofort setzte er diesen Plan in die Tat um und marschierte über Saint-Dizier der Hauptarmee in den Rücken Seine Berechnungen schienen richtig gewesen zu sein! Der Kriegsrat der Hauptarmee beschloß den Rückzug bis nach Langres, Dijon und Vesoul Alle Erfolge des Feldzuges schienen damit bloßgestellt zu sein.

Da trat ein Ereignis ein, das mit einem Schlage, ohne daß irgendwelche wichtige Ereignisse vorausgegangen wären, den Lauf des Feldzugs änderte Kosaken der Schlesischen Armee hatten Briefe aus Paris aufgefangen, aus denen hervorging, daß in der Hauptstadt überall Ratlosigkeit und Verwirrung herrsche, und ein Teil der Bevölkerung Napoleon sogar feindlich gesinnt sei Der Kaiser Alexander faßte hierauf den Plan, mit den vereinigten Armeen auf Paris zu marschieren. Um Napoleon glauben zu machen, daß ihm die ganze Armee folge und auf sein Manöver einginge, sollte ihm ein Armeekorps nachgesandt werden.

Dieser Plan fand die Zustimmung des Hauptquartiers und wurde sogleich zur Tat Am 23. März vollzog sich zwischen Châlons und Arcis die Vereinigung der beiden Heere. Wintzingerode folgte inzwischen dem Heere Napoleons und brachte es durch geschickte Maßnahmen zustande, den kaiserlichen Feldherrn zu überlisten.

Endlich war nun ein wirklich energischer Beschluß gefaßt! Die beiden Heere, die durch die vielen erfolglosen Hin- und Hermärsche entmutigt waren, packte eine Begeisterung ohnegleichen, als es hieß: nach Paris! nach Paris! In Eilmärschen bewegte sich ein Heer von 170000

Mann auf die Hauptstadt Frankreichs! Bei Fère-Champenoise stieß die Vorhut auf Marmont und Mortier, die sich mit Napoleon vereinigen wollten, und schlug sie unter beträchtlichen Verlusten zurück. Die französischen Marschälle erfaßten schnell die Sachlage und marschierten in Eilmärschen auf Paris, um die Hauptstadt zu verteidigen. Am gleichen Tage fand auf der anderen Seite von Fère-Champenoise ein heißes Ringen statt. Die Generale Pacthod und Amey waren mit einem großen Transport unterwegs, um Napoleons Heer zu erreichen. Dieser Transport ward von einer Kolonne geleitet, die zum größten Teil aus Nationalgarden bestand. Von des Kaisers Marsch nach Osten hatten die Generale natürlich keine Ahnung. So kam es, daß sie von allen Seiten von ungeheuren Streitkräften angegriffen wurden. Sie wurden nach einem heldenmütigen Kampfe, wie er in der Geschichte nicht seinesgleichen hat, buchstäblich aufgerieben. Der Tag von Fère-Champenoise war also für die Franzosen äußerst verlustreich, nicht nur an Toten, sondern auch an Gefangenen und Geschützen.

Das letzte Hindernis schien damit für die Verbündeten beseitigt zu sein. Ende März standen ihre Heere siegestrunken vor Paris. Was man für unmöglich, ja für lächerlich gehalten hatte, was die Kühnsten nicht zu hoffen gewagt hatten, war eingetreten: Paris, die Hauptstadt der Welt lag zu den Füßen der Sieger!

Paris war vollständig überrascht und von allen Verteidigungsmitteln entblößt. Das Volk stand schon lange den Ereignissen gleichgültig gegenüber und nahm kaum an der Verteidigung der Hauptstadt teil. So mußten die Trümmer der Korps Marmont und Mortier allein den

Kampf gegen die übermächtigen Gegner aufnehmen, und sie taten dies mit einer Tapferkeit, die ihnen alle Ehre machte. Am 30. März entbrannten eine Reihe unzusammenhängender Kämpfe, die man als die Schlacht von Paris bezeichnet, und die die größte und blutigste des ganzen Feldzugs war. Nach hartnäckigem Widerstand mußten die beiden Marschälle Paris übergeben. Sie räumten die Stadt in der Richtung auf Fontainebleau.

Während des Kampfes hatte Joseph, der Bruder Napoleons, der mit der Leitung der Verteidigung der Hauptstadt beauftragt war, dem Marschall Marmont die Ermächtigung erteilt, mit dem Kaiser von Rußland in Unterhandlungen zu treten und sich dann an die Loire zurückzuziehen. Er selbst verließ hierauf kurz nach der Kaiserin und dem König von Rom Paris und ließ damit die ihm anvertraute Stadt im Stich Marmont, der die Notwendigkeit einer Kapitulation zu dieser Zeit nicht einsah, hatte den Kampf noch bis zum Abend fortgesetzt

Napoleon hatte sich inzwischen von dem ihm nachgesandten Korps des Generals Winzingerode täuschen lassen und war weitergezogen in der Meinung, daß ihm das ganze Heer Schwarzenbergs folge An eine entscheidende Vorwärtsbewegung der Verbündeten konnte er nach all den Erfahrungen nicht glauben. Eine Besetzung von Paris schien daher im Reiche der Unmöglichkeit zu liegen. In fester Ueberzeugung hatte er einst ausgesprochen: „Wenn der Feind vor Paris steht, gibt es kein Kaiserreich mehr," und „Paris wird nie zu meinen Lebzeiten besetzt werden!" Seinen kleinen Sohn hatte er eher auf den Grund der Seine gewünscht, als in den Händen der Feinde, wo er als ein österreichischer Erzherzog aufgezogen werden würde.

Und doch hatte sich sein Schicksal gewendet! Ja, es schlug ihn noch grausamer, als er es je in den kritischsten Stunden fürchten konnte

Erst am 27. März erhielt er in Vitry Nachrichten von der Schlacht bei Fère-Champenoise und dem Marsche der Verbündeten auf Paris. In unerhörten Eilmärschen marschierte er auf Paris, die Hauptstadt zu retten. Es war jedoch zu spät! Als er in der Nacht vom 30. zum 31. März in Fontainebleau ankam, hatte sich die Uebergabe der Hauptstadt bereits vollzogen. Der Kaiser faßte den unsinnigen Plan, mit dem Reste seiner Truppen nach Paris aufzubrechen, das Volk zu bewaffnen und die Verbündeten aus der Hauptstadt zu werfen. Bald aber sah er das Unmögliche dieses Unternehmens ein und begnügte sich vorläufig damit, Caulaincourt mit Friedensvollmachten in das Lager der Verbündeten zu senden.

Dort hatte man inzwischen den feierlichen Einzug in Paris vorbereitet. Am 31. März zogen die verbündeten Monarchen mit einem glänzenden Gefolge von Prinzen, Generalen und anderen hohen Würdenträgern in die Hauptstadt ein, von den Pariser mit Jubel und den Rufen: „Es lebe Alexander, es lebe Friedrich Wilhelm, hoch unsere Befreier!" begrüßt. Man hätte meinen können, eine glorreiche Armee zöge in die vaterländische Hauptstadt ein. So sind die Pariser: wankelmütig und undankbar im höchsten Grade. Schon hatte sich eine große Partei in Paris gebildet, die die Rückkehr der Bourbonen verlangte und überall mit weißen Abzeichen lärmende Kundgebungen veranstaltete.

Am Abend des 31. März versammelte Talleyrand, der die Wendung der Dinge wohl zu seinem Vorteil zu

benützen verstand, die einflußreichsten Mitglieder des Senats um sich. Am nächsten Tage wurde die Einsetzung einer provisorischen Regierung beschlossen. Kurz zuvor hatten die verbündeten Monarchen die Erklärung abgegeben, daß sie weder mit Napoleon, noch mit irgendeinem Gliede seiner Familie unterhandeln würden. Am 2. April sprach der Senat die Absetzung Napoleons aus. Der Kaiser Alexander machte zwar Caulaincourt Hoffnung, daß er sich mit einer Regentschaft der Kaiserin Marie Luise einverstanden erklären würde, jedoch erst, wenn er die Abdankungsurkunde des französischen Kaisers in Händen hätte.

Mit diesen Nachrichten begab sich Caulaincourt zum Kaiser nach Fontainebleau und bat ihn dringend, zugunsten seines Sohnes abzudanken. Napoleon lehnte ab. Er hatte von seinen Soldaten stürmische Kundgebungen ihrer Ergebenheit erhalten, hatte schon einen neuen Feldzugsplan aufgestellt und war entschlossen, auf Paris zu marschieren. Mit diesen Plänen stieß er jedoch bei seinen Marschällen auf entschlossenen Widerstand. Schließlich gab er nach und schrieb schweren Herzens die Abdankungsurkunde zugunsten seines Sohnes.

Der Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, hatte nach der Kapitulation von Paris Unterhandlungen mit dem Fürsten Schwarzenberg und der provisorischen Regierung angeknüpft und war bereit, zu dieser Partei überzugehen. Er verpflichtete sich, sein Korps in Versailles der provisorischen Regierung zur Verfügung zu stellen. Dadurch öffnete er den Verbündeten den Weg nach Fontainebleau und lieferte den Kaiser seinen Feinden aus. Da dies aber nicht in seiner Absicht lag, forderte er Sicher-

heit für Napoleons Leben und Freiheit. Als er von der Abdankung des Kaisers erfuhr, suchte er seinen Schritt rückgängig zu machen. Er teilte seinen Offizieren den Verzicht Napoleons mit und gebot ihnen, bis zu seiner Rückkehr nichts zu unternehmen. Die Generale jedoch, die fürchteten, Napoleon könnte sie gefangen nehmen und vor ein Kriegsgericht stellen lassen, führten in der Abwesenheit des Marschalls die geplante Bewegung aus und marschierten mit den nichts ahnenden Truppen in die Reihen der Verbündeten. Als nun Ney, Macdonald und Caulaincourt, die beim Zaren warm für die Regentschaft der Kaiserin eingetreten waren, zur entscheidenden Aussprache empfangen wurden, hatte der Abfall des VI. Armeekorps den Zaren bewogen, den Gedanken an eine Regentschaft aufzugeben.

„Oh, die Menschen, die Menschen! . . Meine Laufbahn ist zu Ende! Was nützt es mir, über Leute zu regieren, die bereit sind, mich zu verlassen!" rief der Kaiser aus, als ihm Caulaincourt diese niederschmetternden Nachrichten überbrachte. Er willigte nun in die unbedingte Abdankung und schrieb am 6. April eigenhändig die Urkunde. Am selben Tag erhob der Senat Ludwig XVIII. auf den Thron. In dem Vertrage von Fontainebleau gab man Napoleon die Insel Elba als Eigentum und sicherte durch eine Rente seine Zukunft und die seiner Familie.

Der größte Teil seiner Generale und Würdenträger zog sich von ihm zurück und bot sich der provisorischen Regierung an. In der Nacht vom 11. auf den 12. April machte der Kaiser einen Versuch, seinem Leben ein Ende zu bereiten. Jedoch das Gift, das er seit dem Rückzug von Rußland bei sich trug, hatte seine Kraft verloren und

wirkte nicht mehr Da beschloß er, allem zu trotzen und weiterzuleben

Einige Tage darauf nahm er Abschied von seinen Getreuen, der Alten Garde In ergreifenden Worten dankte er ihnen für ihre Treue und versicherte sie seiner ewigen Dankbarkeit. Die Tränen rollten den harten Kriegern über die gebräunten Gesichter, als ihr Kaiser, ihr General, dem sie zwanzig Jahre lang durch alle Länder Europas gefolgt waren, so zu ihnen sprach Selbst Offiziere der Verbündeten, die dem Abschied beiwohnten, konnten bei dieser ergreifenden Szene ihre Rührung nicht verbergen.

Unter den begeisterten Hochrufen der Soldaten trat der Kaiser, mit Tränen in den Augen, die Reise nach Elba an. Vier Kommissare der Verbündeten — der österreichische General Koller, der russische General Schuwaloff, der preußische Graf Waldburg-Truchseß und der englische Oberst Campbell — begleiteten ihn Sie hatten alle Mühe, den gestürzten Kaiser vor den Mißhandlungen des erregten Pöbels zu retten. Besonders im Süden Frankreichs war das royalistisch gesinnte Volk nur mit großer Mühe abzuhalten, Napoleon in Stücke zu zerreißen

Am 4. Mai kam Napoleon in Porto-Ferrajo auf Elba an und wurde von den Bewohnern der Insel mit Begeisterung aufgenommen Sofort begann er eine rastlose Tätigkeit auf allen Gebieten, um das rauhe, unfruchtbare Land zu einem Musterstaate zu machen Seine Mutter und seine Schwester, sowie die Alte Garde kamen auch bald auf der Insel an und machten ihn seine Einsamkeit vergessen Nur die, auf die er am meisten hoffte, nach der all sein Sehnen stand, Marie Luise mit dem kleinen König von Rom, kam nicht — sie wurde von dem schlauen

Diplomaten Metternich in Oesterreich zurückgehalten. Aber sie selbst äußerte auch kein Verlangen, zu dem zu eilen, der sie groß und glücklich gemacht hatte.

Inzwischen war Ludwig XVIII. in Paris eingezogen und vom Volke mit Jubel begrüßt worden. Am 30. Mai kam der Friede von Paris zustande, der Frankreich auf die Grenzen von 1792 beschränkte und ihm sogar noch einen kleinen Zuwachs bewilligte. Es bezahlte keine Kriegsentschädigung und behielt alle Kunstschätze, die man im Laufe der zahlreichen Kriege in den verschiedenen Hauptstädten zusammengeraubt hatte. Um die verwickelten Gebietsverhältnisse in Deutschland und Italien zu regeln, wurde ein Kongreß in Wien festgesetzt.

Dann kehrten die Heere in die Heimat zurück. Erst am 1. November wurde der Kongreß in Wien eröffnet. Endlich des Krieges müde, glaubte man, sich für alle Mühsale und Entbehrungen entschädigen zu müssen. Feste folgten auf Feste, an Glanz und Reichtum schienen sich alle überbieten zu wollen. Die Anwesenheit zweier Kaiser, mehrerer Könige und einer Unmenge von Prinzen, Fürsten, Generalen und hohen Würdenträgern gaben dem Kongreß ein Gepränge, wie es kaum seinesgleichen in der Geschichte hat. Die Verhandlungen schritten infolgedessen nur langsam fort. Auch zeigten sich bald wieder die kleinlichen Zwistigkeiten und der schädliche Parteisinn bei den Verbündeten. Die sächsische und polnische Frage spitzten sich immer mehr zu und drohten einen neuen Krieg über Europa heraufzubeschwören. Preußen wollte nämlich das ganze Königreich Sachsen seinem Staate einverleiben, während Rußland ganz Polen beanspruchte, womit Oesterreich, England und das seltsamerweise zu den Verhand-

lungen zugelassene Frankreich nicht einverstanden waren. Durch die Nachgiebigkeit des russischen Kaisers einigte man sich dennoch und verscheuchte dadurch das drohende Gespenst des Krieges.

Es waren jedoch noch viele Schwierigkeiten zu überwinden, und der Kongreß zog sich immer mehr in die Länge. Man gab sich noch immer allen Arten von Lustbarkeiten hin, denn der Reichtum Wiens und die Vergnügungssucht der Kongreßmitglieder schienen unerschöpflich. Da traf wie ein Blitz die Nachricht ein, daß Napoleon am 26. Februar 1815 Elba verlassen habe und in Frankreich gelandet sei.

Alle diese Ereignisse aus dem Munde der Zeitgenossen, die ihre Eindrücke oft unmittelbar niederschrieben, zu vernehmen, wird einem jeden die große Zeit der Freiheitskämpfe näher bringen. Die Abschnitte aus den Memoirenwerken sind so gewählt, daß sie über alle bedeutenden Begebenheiten des Jahres 1814 Aufschluß geben und zu gleicher Zeit Freund und Feind zu Wort kommen lassen.

Als erster Bericht wurden die Erinnerungen des späteren Generals Woldemar von Löwenstern verwandt, dessen interessante Erzählungen schon in den Bänden über „1812“ und „1813“ aufgenommen wurden. Löwenstern, ein Livländer von Geburt, stand in russischen Diensten und hatte sich als tollkühner Führer von Kosakenstreifscharen einen gefürchteten Namen gemacht. In diesem Feldzug war er dem Korps des Generals Wintzingerode zugeteilt und befehligte zwei Kosakenregimenter. Er wurde persönlich öfters mit den schwersten und wichtigsten Missionen beauftragt, die er immer erfolgreich durchzuführen verstand. Wenn

dieser verwegene Offizier erzählt, wie er mit einer ganz kleinen Truppe durch Feindesland reitet, wie er durch sein kühnes Auftreten die aufständischen Bauern in Schach zu halten weiß, dann hegt man aufrichtige Sympathie für den fesselnden Erzähler und klaren Beobachter. Er rollt uns ein lebhaftes Bild des ganzen Krieges auf. Vor allem aber bilden die zahlreichen Abenteuer, unter denen die galanten nicht die Minderzahl ausmachen, sowie die kühnen Reiterstücklein den Gegenstand des Interesses und unterbrechen in anderer Weise den Ernst des Krieges.

Löwenstern hat in diesem Feldzuge eine wichtige und bedeutende Rolle gespielt. Seiner Gewandtheit, Hartnäckigkeit und Hingabe war es gelungen, die Kapitulation der Festung Soissons zustande zu bringen, die die Schlesische Armee Blüchers im letzten Augenblicke aus großer Gefahr rettete. — Löwensterns Erinnerungen erschienen kurz nach seinem Tode unter dem Titel: „Denkwürdigkeiten eines Livländers. Herausgegeben von F. von Smitt. 2 Bände. Leipzig, 1858.“ Der hier aufgenommene Teil stammt aus diesem Werke. Es erschienen außerdem noch Memoiren Löwensterns in französischer Sprache. Sie wurden im Jahre 1903 von M. H. Weil herausgegeben.

Aus dem französischen Lager ist einer der bedeutendsten Persönlichkeiten des Kaiserreiches das Wort gegeben: dem Marschall Marmont. Dieser hat in seinen Memoiren eine ausführliche Beschreibung des Feldzuges von 1814 hinterlassen. Zwar merkt man von vornherein Marmonts Bestreben, seinen Abfall von Napoleon nach der Schlacht von Paris zu rechtfertigen, doch sind seine Aufzeichnungen von gewissem Werte. Auch trug er bei der Abfassung seiner

Memoiren einen Haß gegen Napoleon im Herzen, so daß seine Urteile nicht immer unparteiisch sind.

Bei einer vielumstrittenen Sache muß man beide Parteien hören, und es erregt vor allem Interesse, wie Marmont selbst seinen Abfall begründet. Seit dem Emporkommen Napoleons dessen ständiger Waffengefährte, kannte er dessen Wesen genau. In seinen Memoiren erzählt er eine Menge Charakterzüge des Kaisers; ferner teilt er seine Gespräche mit Napoleon mit, so daß er dadurch viel zur Kenntnis des Charakters des großen Mannes beiträgt. Zahlreiche Gespräche mit anderen bedeutenden Persönlichkeiten, sowie viele Anekdoten geben ein lebenswahres Bild dieses an Ereignissen so reichen Feldzuges.

Marmont hatte den Oberbefehl über ein Armeekorps, das allerdings nur aus den Trümmern anderer Heerteile und aus ganz jungen Rekruten bestand. Mit dieser schwachen Truppe standen Marmont und der Marschall Victor der Hauptarmee und dem Schlesischen Heer der Verbündeten gegenüber. Dabei mangelte es seinen Soldaten an allem. Die jungen Rekruten, die zum großen Teil erst siebzehn oder achtzehn Jahre alt waren, hatten nicht die geringste Ausbildung genossen. Dennoch leisteten sie Unglaubliches in diesem denkwürdigen Feldzuge und sicherten sich durch ihre Tapferkeit und Unerschrockenheit bleibende Achtung bei der Nachwelt.

Jene Soldaten hatten in ihrem Oberbefehlshaber ein großes Vorbild. Marmont war neben Napoleon bei der Verteidigung des vaterländischen Bodens die Seele des Kampfes. In diesem Feldzuge hat er wirklich alle militärischen Ränge seines Korps bekleidet, denn bei der geringen Zahl der Verteidiger galt die Person, so daß der

Marschall mehr als einmal mit dem Degen in der Faust seine kleine Truppe wie ein einfacher Leutnant in den Kampf führen mußte. Und oft wußte er durch sein persönliches Eingreifen die Entscheidung zu seinen Gunsten zu erzwingen.

Um so beklagenswerter ist daher die Rolle, die er am Schlusse des Feldzuges gespielt, und die ihm den Namen »Verräter« eingetragen hat. Was Marmont selbst darüber erzählt, muß man allerdings mit Vorsicht aufnehmen. Zwar entstellt er die Tatsachen nicht, jedoch weiß er vieles auf eine Weise zu begründen, mit der wir nicht immer einverstanden sein können. Er hat später seinen Abfall schwer büßen müssen. Wenn er auch von den Bourbonen mit Ehren und Aemtern überhäuft wurde, so war er doch bei seinen Zeitgenossen als Verräter gebrandmarkt. Von allen ausgestoßen, starb er vereinsamt und vergrämt in Venedig.

Zwar kann man sich hierbei der Tatsache nicht verschließen, daß das wankelmütige französische Volk für alle diese Vorfälle, bei denen es in hohem Maße beteiligt war — denn die Hauptstadt selbst verriet ihren Kaiser und nahm die Feinde mit Jubel auf — eine Person finden wollte, auf die es alle Schuld laden konnte. In diesem Falle hat eben der Marschall Marmont das Unglück gehabt, das Opfer zu sein. — Die Memoiren Marmonts wurden nach seinem Tode unter dem Titel: „Mémoires du Maréchal Marmont, Duc de Raguse, de 1792 à 1841. Paris, 1857/58" herausgegeben.

Von russischer Seite wurden uns noch die Erinnerungen des ritterlichen Prinzen Eugen von Württemberg verwandt. In dem Feldzuge von 1814 hatte er den Rang

eines Generals inne. Trotz seiner allseitig gerühmten Tapferkeit — man hatte ihm den Ehrennamen »Bayard des Heeres« gegeben — und trotz seines hervorragenden Feldherrntalents erhielt er infolge mancher Intrigen kein selbständiges Kommando. Auch überging man geflissentlich seine Taten in den Armeeberichten. Eugen zeichnete sich besonders bei Bar-sur-Aube, Arcis-sur-Aube und in der Schlacht von Paris aus.

Seine Erinnerungen sind äußerst unparteiisch und von einem höheren Gesichtspunkte aus geschrieben. Sie atmen die starke, einheitliche Persönlichkeit des Prinzen, trotzdem sie von zweiter Hand aufgezeichnet wurden. Mit wunderbarer Feinheit beschreibt Württemberg die eigenartige Lage der Hauptarmee, der er angehörte. Sie brannte darauf, sich dem Feinde entgegenzuwerfen, mußte aber infolge der Beschlüsse des Hauptquartiers immer vor dem anrückenden Feind weichen, so daß sie schließlich ganz entmutigt war. Doch endlich hieß es »vorwärts«, und so konnte auch diese Truppe in mehreren Schlachten ihre Tapferkeit und Tüchtigkeit beweisen.

Der Prinz versteht es glänzend, militärische Bewegungen, wie Kavallerieattacken, zu schildern. Sie sind alle so plastisch dargestellt, daß man das fürchterliche Ringen um den Sieg miterlebt. Doch noch etwas anders bringt uns Eugen menschlich näher; es ist dies ein Zug, den wir bei den meisten durch den Krieg hart gewordenen Soldaten vermissen. Es ist dies das Mitleid, das der Prinz den gebrandschatzten und mißhandelten Einwohnern, sowie den armen verstümmelten Kriegern, mag es nun Freund oder Feind sein, entgegenbringt. Mehr wie einmal sagt er, als er nach mörderischer Schlacht in seinem kalten Biwak

ruht: „Viele unserer Waffenbrüder fehlten uns, ihrer wurde in Frieden gedacht"; oder: „Tiefes Bedauern mit den armen verwundeten Menschen, die nun nicht mehr unsere Feinde waren, verscheuchte unwillkürlich den Schlaf". Solche Worte machen dem Prinzen alle Ehre und vergrößern die Bewunderung, die man für den Helden hegt.

Nach dessen Tode veröffentlichte der Adjutant des Prinzen, Freiherr von Hellborf, dessen Erinnerungen. Sie erschienen unter dem Titel: „Aus dem Leben des kaiserlich-russischen Generals der Infanterie Prinzen Eugen von Württemberg. 4 Teile. Berlin, 1861."

Nachdem wir den von Freund und Feind geschilderten Verzweiflungskampf Napoleons erlebt haben, begleiten wir den verbannten Kaiser auf sein kleines Fürstentum, die Insel Elba. Ein Grenadierleutnant der Garde veröffentlichte im Jahre 1815 ein Werk über den Aufenthalt und die Tätigkeit Napoleons auf seiner Insel. Es erschien unter dem Titel: „Une année de la vie de l'empereur Napoléon . . . . Par A. D. B. M*** (Monier), lieutenant de grenadiers. Paris, 1815." Welch reicher Stoff bot sich dafür dem Verfasser dar: die Abdankung Napoleons, der Abschied von der Garde in Fontainebleau, seine Reise nach Elba und seine Tätigkeit auf der kleinen Insel. Jede Zeile in Moniers Werk zeugt von der leidenschaftlichen Verehrung des Verfassers für seinen Helden. Es herrscht darin der Geist, der ehemals das französische Heer zu großen Taten hinriß, dieser Geist, den Heinrich Heine so treffend in seinem Gedicht »Die Grenadiere« geschildert hat. Napoleon war für diese Soldaten der Held, der Gott, der alles vermochte. Für ihn gingen sie freudig in den Tod!

Aber niemand verstand es auch besser, die Geister zu

entflammen, wie Napoleon. Man denke nur an den Abschied in Fontainebleau! Der Kaiser sagt seinen Getreuen Lebewohl, die zwanzig Jahre lang Glück und Unglück, Ueberfluß und Entbehrungen mit ihm geteilt haben. Wie ergreifend klingen seine letzten Worte an diese treuen Soldaten und rühren sie, diese harten, wetterfesten Grognards, bis zu Tränen. Hier spricht nicht der Kaiser zu seinen Untertanen, der Feldherr zu seinen Soldaten, hier spricht der Vater zu seinen Kindern. Diese armen, einfachen Soldaten haben ihn ja nicht verlassen, als sich das Glück von ihm wandte und ihn alle die verrieten oder aufgaben, die er mit Ehren und Reichtümeen überschüttete, während »seine Kinder« für alle ihre Mühen und Leiden nur den kargen Sold erhielten und jetzt ärmer als zuvor dastanden.

Monier versteht es auch, in fesselnder Weise Napoleons Wirken auf Elba zu beschreiben. Dem rastlosen Geist des entthronten Kaisers ist es unmöglich, auszuruhen! Wie er früher geniale, weltbewegende Pläne ausführte, so muß auch hier im Kleinen sein Genie schöpfen und gestalten. Sein immer tätiger Geist wirkt auf alles ein, überall verbessernd und neuschaffend: Häuser schießen wie aus dem Boden hervor, der rauhe, unfruchtbare Boden wird urbar gemacht, überall entstehen reiche Anpflanzungen, und starke Befestigungen sichern die Insel vor Angriffen. Inmitten all dieser regen Tätigkeit ist der Kaiser selbst am tätigsten; seine Persönlichkeit wirkt überall anfeuernd und begeisternd.

Trotzdem Napoleon auf Elba wie ein einfacher reicher Bürger lebt, ist er doch der Kaiser, der zum Herrschen Geborene! Und wenn auch alle diese Arbeiten und Unternehmungen für einen immerwährenden Aufenthalt berechnet schienen, so entging es dem aufmerksamen Beobachter doch

nicht, daß Napoleon auf einen Boden verpflanzt war, der seiner Natur nicht zusagte, daß für ihn die Zeit der Ruhe noch nicht gekommen war

Die Reise des verbannten Kaisers von Fontainebleau nach Fréjus, wo er sich nach Elba einschiffte, ist in dem Bericht des Grenadierleutnants Monier nur gestreift worden Auf dieser Reise wurde Napoleon von vier Kommissaren der Verbündeten begleitet Der preußische Kommissar, der Reichsgraf von Waldburg-Truchseß, hat über diese Reise mit dem gestürzten Kaiser einen Bericht verfaßt, der ein ungemein wichtiges Dokument zur napoleonischen Geschichte bildet Truchseß veröffentlichte das jetzt ziemlich selten gewordene Werkchen unter dem Titel: „Napoleon Buonapartes Reise von Fontainebleau nach Fréjus vom 17. bis 29 April 1814. Berlin, 1815"

Zwar ist der preußische Kommissar vom Kaiser Napoleon nicht gerade liebenswürdig empfangen worden, denn Napoleon haßte Preußen ungemein und ließ es auf alle Weise dessen Vertreter entgelten Daher überliefert uns Truchseß auch keine längeren Gespräche mit ihm. Aber er hatte Gelegenheit, Napoleons Haltung lange Zeit zu beobachten; und was er hier gesehen hat, trägt nicht dazu bei, das Bild von dem Helden Napoleon zu idealisieren. Truchseß hat den Kaiser in einer Lage gesehen, wo dieser klein, sehr klein war. Napoleon stieg sogar so weit herunter, daß er sich als Kurier und als österreichischer Offizier verkleidete, um in größerer Sicherheit zu reisen. Allerdings muß man zugeben, daß in der Lage, in der sich Napoleon zu jener Zeit befand, ein anderer Mut erforderlich war, als wie in einer Schlacht, denn den hatte der Kaiser mehr wie einmal bewiesen Es mögen ja keine angenehmen Augenblicke

gewesen sein, der Möglichkeit ins Auge sehen zu müssen, sich nach einer im höchsten Grade ruhmreichen Laufbahn von einem wütenden Pöbel totschlagen zu lassen. Dennoch hätte Napoleon auch hier eine würdigere und festere Haltung einnehmen sollen.

Jedenfalls sind die Aufzeichnungen des Grafen Truchseß geeignet, interessante Augenblicke im Leben Napoleons zu beleuchten und einen unbekannten Charakterzug des vielseitigen Mannes wiederzugeben. Sie enthalten als Nachtrag noch mündliche Mitteilungen des österreichischen Kommissars, des Feldmarschalleutnants Koller.

Ein äußerst seltenes Werkchen berichtet über Napoleons und seines Gefolges Leben und Wirken auf Elba, sowie über die Lage und Art der Inselbewohner. Ein Italiener, namens Lancelotti, machte die Reise von Korsika nach Elba, nur um den Kaiser zu schauen. Er erzählt alles, was er auf Elba gesehen hat, in durchaus unparteiischer und, — was einen großen Vorzug des kleinen Buches ausmacht, — in launiger und witziger Weise. Dieser Bericht bildet ein Gegenstück zu dem des Napoleonverehrers Monier, der alles nur von dem Standpunkte der Verherrlichung aus betrachtet und daher manchmal in seinen Meinungen voreingenommen ist.

Bei der Schilderung Lancelottis gewinnt alles, was mit dem Verfasser in Berührung kommt, reges Leben. Aber das Elba, das er beschreibt, sieht etwas anders aus, als man es sich wohl vorstellt: Das Land rauh und unfruchtbar, die Städte und Dörfer unreinlich, mit engen, winkligen Straßen, die Bewohner schmutzig und ungepflegt; alles gerade nicht sehr einladend. Der Verfasser hat sich überall wohl umgesehen, hat mit vielen Leuten, Elbanern wie Fran-

sosen, gesprochen und diese Unterredungen niedergeschrieben. Danach schien besonders die Garde nicht zu gern auf der Insel zu sein, und wie sich ein Soldat dieser Truppe ausdrückte, ließe er sich lieber hängen oder schlüge sich mit Türken und Mamelucken herum, als daß er noch länger auf dieser vermaledeiten Insel bleiben wolle.

Die Person, die natürlich das meiste Interesse erregt, ist der Kaiser. Lancelotti hatte eine Unterredung mit Napoleon. Sie dreht sich natürlich nicht über weltbewegende Ereignisse, zeigt uns jedoch manche Eigenart des Beherrschers von Elba und gibt ein Bild davon, in welch liebenswürdiger und doch ehrfurchterweckender Weise der Kaiser ganz fremde Personen für sich zu gewinnen vermochte.

Auch dieser Bericht bestätigt die unermüdliche Tätigkeit Napoleons. Wir lernen seine Gewohnheiten, seine Beschäftigungen, seine Pläne, kurz, seine ganze Lebensweise kennen. Ebenso interessant ist es, die Zusammensetzung und Tätigkeit seines »Hofstaates« zu erfahren. In diesem Zusammenhange erzählt uns Lancelotti auch eine Menge Anekdoten über Napoleon, die damals unter den Einwohnern Elbas und unter dem kaiserlichen Gefolge im Umlauf waren. —

Lancelotti veröffentlichte seine Beobachtungen unter dem Titel: „Napoleon auf Elba. Dresden, 1815."

Den Wiener Kongreß mit seinem lustigen, farbenreichen Getümmel beschreibt uns der bekannte preußische Schriftsteller und Diplomat Karl August Varnhagen von Ense in seinen „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. 6 Bände. 3. Auflage. Leipzig, 1871". Sie wurden von seiner Nichte Ludmilla Assing herausgegeben. Varnhagen begleitete den

preußischen Staatsminister, Fürsten Hardenberg, nach Wien und hatte dabei Gelegenheit, an den diplomatischen Verhandlungen wie an den prunkvollen Festen und rauschenden Vergnügungen teilzunehmen, die zu Ehren so vieler Fürstlichkeiten und hoher Persönlichkeiten veranstaltet wurden.

Ein glänzender Schriftsteller gibt uns hier in feinen Zügen ein lebenswahres Gemälde des Wiener Kongresses. Ein Mann von Welt schildert seine Beobachtungen in anmutiger Weise. Welch vornehme Gesellschaft hatte doch dieser Kongreß in der heiteren, launigen Stadt Wien vereinigt! Es war, als ob jeder nun nach all den fürchterlichen Kriegen und Mühsalen den Becher der Lust bis zur Neige leeren wollte. Die Verhandlungen kamen natürlich nicht vorwärts, und in treffender Weise äußerte der Fürst von Ligne: „Le congrès danse bien, mais il ne marche pas!"

Varnhagen beschränkt sich nicht darauf, eine kurzgefaßte Geschichte des Wiener Kongresses zu geben; er vertieft durch eine Fülle von Charakterschilderungen bedeutender Persönlichkeiten das Gesamtbild und geht genau auf die politischen Fragen des Kongresses ein, die sich damals bis zur Kriegsgefahr zuspitzten. Zahlreiche Anekdoten zeugen von der ausgelassenen Stimmung dieses lustigsten aller Kongresse.

Genf, im Herbst 1913. F. M. K.

Napoleons Untergang
1814

Oberst von Löwenstern

Im Dienste des Grafen Wintzingerode gegen Napoleon

Erstes Kapitel.

Einmarsch der Verbündeten in Frankreich — Verwendung beim Korps des Generals Winzingerode. — Abmarsch von Brüssel in der Richtung auf Soissons — Galante Abenteuer — Betrachtungen über die Redegabe einiger Feldherren.

So sollte denn das dritte Jahr des verhängnisvollen Kampfes beginnen, dessen Anfang die Ufer des Niemens gesehen. Welche Wendungen, welche Schwingungen hatte er doch gemacht, gewinnend, verlierend: vom Niemen nach Moskau, von Moskau nach Leipzig, von Leipzig an den Rhein — Riesenschritte! Mit jedem Feldzug ein Land abgetan — Rußland, Deutschland! Die Reihe sollte jetzt an Frankreich kommen, das so lange unberührte. Der dritte Schritt mußte uns nach Paris führen, vom Rhein aus, wo wir jetzt standen

Schon war der größte Teil der verbündeten Heere von drei Seiten hinübergedrungen: oben das große Heer unter Schwarzenberg bei Lörrach unweit Basel, in der Mitte Blücher bei und um Caub, unten Bülow von Nordholland aus; Winzingerode sollte ihm jetzt mit dem Einmarsch in Belgien folgen Der Ziel- und Richtungspunkt aller dieser Heere war Paris, denn jedermann fühlte, daß dort die endliche Entscheidung des Kampfes lag

Wenig nur hatte Napoleon fürs erste den gewaltigen

Mitteln der Verbündeten entgegenzusetzen. Die Große Armee, die unüberwindliche, übermütige, die Heimsucherin aller Hauptstädte Europas, war in Rußland erlegen. Die neuen Hunderttausende, die er hierauf durch vor- und rückgreifende Konskriptionen eiligst aufbrachte, bedeckten mit ihren Knochen die Schlachtfelder Deutschlands oder schmachteten tief in Rußland als Gefangene. Den kleinen geretteten Ueberrest verzehrten wütende Epidemien. — Die Kräfte, die Mittel waren erschöpft, nicht aber der starre Wille Napoleons, der vor dem Gedanken zurückschauderte, Frankreich kleiner zu hinterlassen, als die Revolution es ihm überliefert. Der Krieg sollte also fortgehen bis aufs Messer, bis zum völligen Darniederliegen des gehetzten Löwen, oder bis zu seinem, wie es schien, unmöglichen Triumph.

Die geringen Ueberbleibsel aus den deutschen Schlachten, 60 bis 70 000 Mann, hatte er auch in drei Heeren von fast gleicher Stärke oder vielmehr Schwäche den Verbündeten entgegengestellt: südlich im Elsaß unter dem Marschall Victor, zwischen der Saar und Mosel unter Marmont, am Unterrhein unter Marschall Macdonald. Doch zu schwach für jeden ernsten Widerstand, mußten sie auf allen Punkten zurückweichen. Aber mit einer Tätigkeit, wie sie nur ihm eigen war, sammelte der Imperator unterdes in Paris neue Kräfte, um von dem Mittelpunkt des großen Kreises sich allgemach mit gewaltigen Sätzen auf einen Gegner nach dem andern zu werfen. — Doch man kannte schon hinlänglich seine Kriegsart; der große Kriegsschachspieler war durchschaut: man wußte, daß man ihn da, wo er ungestüm, entscheidungsbegierig einherbrauste, aus dem Weg zu gehen habe, um ihn da zu fassen, wo er schwach war und Blößen gab, wie der Matador der Stärke des an-

stürmenden Stieres ausweicht, um ihm von der Seite im Nacken den Todesstreich zu versetzen.

Unter solchen und ähnlichen Betrachtungen näherte ich mich bei Düsseldorf den Ufern des Rheins. Aber dieser schien durch heftig angeschwollene Fluten und ein gewaltiges Eistreiben, das jede Verbindung zwischen beiden Ufern aufhob, den Operationen einen starken Damm vorschieben zu wollen. Fast das ganze Korps Winzingerodes befand sich noch diesseits; nur die Vorhut unter Tschernitscheff sowie Winzingerode mit seinem Stab waren hinüber. Vor mehreren Tagen war nicht daran zu denken, hier eine Brücke zu schlagen oder mit Truppen überzusetzen.

Die also zur Untätigkeit gezwungenen Stunden brachte ich angenehm im Kreise munterer Freunde zu, wie Alexander Benkendorff, Leo Naritschkin, Sergei Wolchonskis und anderer, die auch auf eine freundlichere Laune des Altvaters Rhein warteten, um sich über seinen Rücken hinüberzuschwingen. Inzwischen verstrich uns die Zeit unbemerkt unter Scherz, Spiel und Mutwillen. Naritschkin hatte von Kassel ein holdes Geschöpf entführt und bewachte es wie seinen Augapfel. Wie es in solchen Fällen geht, bemühten sich alle seine guten Freunde, sie ihm abwendig oder untreu zu machen. Lantingshausen, der schlanke und muntere Gesell, Benckendorfs Adjutant, der ein besonderes Geschick besaß, Frauen zu berücken, bediente sich hier eines eigenen Mittels, nicht für sich, sondern zu meinen Gunsten. Er heftete bei reizenden Kinde auf, Naritschkin würde sie unfehlbar als Gattin heimführen, wenn sie ihm einen Leibeserben schenkte, und wenn sie einen solchen wünschte, müßte sie sich an mich halten. Wo der Wille ist, findet sich auch bald die Gelegenheit, und so ward mir Glücklichem vor allen

bei ihr die geneigteste Aufnahme Ob es aber den Erfolg hatte, den sie begehrte, kann ich wirklich nicht sagen

Da es mich aber weiter trieb, von dem losen Spiel der Liebe zu dem reizenderen des zischenden Pulverdampfes, verließ ich nach drei Tagen die heitere Gesellschaft, stieg bis Deutz hinauf und gewann endlich um blankes Gold einen Fährmann, der es unternahm, trotz Eis, Strömung und Gefahren mich und meinen Bruder* auf einem kleinen Nachen gen Köln hinüberzuführen

In Köln erhielt ich meine Wohnung beim reichen Weinhändler Mumm, der im Jahre 1811 vom Marschall Kellermann den Johannisberg gepachtet hatte Es war das berühmte Kometenjahr und Mumm ein steinreicher oder vielmehr weinreicher Mann Mehrere Tage verflossen mir hier wie ein Traum, in Bewunderung großartiger Kunstwerke wie des Domtorsos und im Genuß gesellschaftlicher Freuden, die mir Mumms geistreiche Gattin in der alten Colonia reichlich zu verschaffen wußte Endlich kam mein Wagen an, und nun hielt mich nichts länger zurück, fort ging's gen Aachen Jülich, das noch von den Franzosen besetzt war, mußte ich umkreisen In Aachen nahm ich ein »Kaiser«-Bad, beschaute des großen Karls Dom, und eilte dann weiter, um das lachende Tal zu erreichen, darin an der Maas das finstere Lüttich liegt

Als ich in den letzten Jännertagen vor Wintzingerode stand, eröffnete er mir, daß er meiner besonders bedürfe, um außer dem Säbelhieb, zu dem die Gelegenheit sich nicht verzögern würde, auch gar notwendige militärisch-diplomatische Sendungen auszuführen Ich sollte dabei den Befehl über zwei Kosakenregimenter der Brüder Melnikow über-

* Georg von Löwenstern

nehmen, die Winzingerode für einige Zeit dem General Bülow überlassen hatte.

Nach ungeheuern Schwierigkeiten erhielt ich diese Regimenter und gab ihnen die Richtung auf Brüssel, das bereits von den verbündeten Truppen in Besitz genommen war. Aber schon am 7. Februar riefen mich die Befehle Winzingerodes von Brüssel hinweg. Ich sollte unverzüglich mit den Regimentern auf Binche und von dort auf Beaumont marschieren, wo ich auf Winzingerodes Hauptquartier oder auf Nachrichten von ihm treffen würde. „Großer Kavalleriemassen bedürfen wir," hieß es im Befehl, „gegen Soissons zu, und dorthin beeilen wir alle unsere Kräfte."

Ich brach demnach unverzüglich auf und marschierte nach Hal, wo ich die Nacht durch lagerte, um am folgenden Morgen auf Mons zu rücken. In Mons sorgte ich bestens für meine Mannschaft und nahm mein eigenes Quartier bei einem reichen Manne der Stadt. Er war gichtbrüchig und lag zu Bette, statt seiner waltete ein kecker und frohsinniger Art sein junges und schönes Weibchen. Ich hatte allerhand hübsche und glänzende Sachen in Brüssel gekauft und wies sie ihr zur Unterhaltung vor. Gefallen an dem bunten Schmuck, die Einsamkeit, die Unbrauchbarkeit des gichtbrüchigen Ehemanns, meine alte Uebung führten die junge, schöne Frau bald in meine Arme. Sie hatte üppige, volle, flämische Formen, wie sie Rubens gern gemalt hat. Auch hielt sie auf ihre Nationalität und sagte, daß Mons unrichtig und durch Mißbrauch so genannt würde und richtiger Bergen hieße. Als wir nach einem zärtlichen Abende voneinander schieden, mußte ich ihr versprechen, so lange ich im Lande sei, ihrer zu gedenken und

ihr zu schreiben, aber schon am Abend desselben Tages betrat ich unsern Beaumont Frankreich, das Land aller Untreue und Vergeßlichkeit!

Ich kam in Beaumont in dem Augenblicke an, als Wintzingerodes Kavallerie von Binche her auf der Landstraße anlangte. Da meine Equipagen und Reitpferde noch nicht beim Korps angekommen waren, so ließ mir Wintzingerode eins seiner eigenen Sattelpferde geben, und ich begleitete ihn am folgenden Tage bis Avesnes, einem festen Ort, den Tschernitscheff nach einigen Kanonenschüssen soeben genommen hatte. Dieser Vorfall kam dem General mit den Schlüsseln der Festung entgegen, worauf Wintzingerode sein Hauptquartier, das erste in Frankreich, daselbst nahm.

In Capelle fanden sich große Vorräte der Tabakregie vor, und Wintzingerode ließ davon reichlich unter die Truppen verteilen, was den alten Schnauzbärten viel Freude machte. Am folgenden Morgen marschierten wir, in Zigarrenrauch gehüllt, weiter in Frankreich ein, unseren freundlich blickenden, rauchenden General an der Spitze. Wintzingerode war einer der größten Tabaksraucher, die ich je gekannt habe. War's zu Hause, war's auf dem Marsche, die Pfeife kam nicht aus seinem Munde. Die Märsche machte er gewöhnlich zu Pferde, im Schritt reitend. War die Pfeife ausgeraucht, so reichte ihm eine Ordonnanz auf der Stelle eine frische. So ritt er still fort, zog freundlich den Hut vor jedem grüßenden Soldaten, sagte niemandem etwas, und nur gegen Ende des Marsches setzte er sein Pferd in Galopp und kam brausend und klirrend vor dem Orte an, wo Halt gemacht wurde. Er war ein vortrefflicher Reiter und nahm sich sehr gut zu Pferde aus. Doch

bei den Soldaten galt er nicht viel, weil er die Gabe der Sprache nicht hatte, die vornehmlich der russische Soldat hochhält. Von allen Generalen, die ich gekannt, besaß Jermoloff im höchsten Grade die Gabe, durch einige gesprochene Worte die Soldaten zu begeistern und ihre Liebe zu gewinnen. Viele suchten ihm nachzuahmen, aber ohne Erfolg, weil jene herzgewinnende Rede eine Gabe der Natur ist. Suworoff und Napoleon besaßen sie im hohen Grade, nicht so Friedrich II., auch, so viel mir bekannt ist, Wellington nicht. Doch jede Nation will besonders behandelt sein; was für die eine paßt, paßt darum noch nicht für die andere. Den Russen bewegen andere Hebel als den Franzosen, und diesen wieder andere als den Engländer und den Deutschen. Ein Franzose zum Beispiel würde dem General Wintzingerode seine Höflichkeit gegen den Soldaten hoch angerechnet haben, der Russe dagegen legte keinen Wert darauf, während er ihm sehr dankbar gewesen wäre, wenn der General ihn bisweilen gefragt hätte: „Hast du genug zu essen gehabt? Hattest du ein gutes Quartier? War deine Wirtin hübsch?" oder etwas derart, Teilnahme oder muntere Laune verratendes.

Gewiß, im Frieden ist man Herr und macht mit den Bataillonen, was man will. Aber im Kriege wird man die Soldaten nie elektrisieren, begeistern, fortreißen, wenn man ihre Liebe nicht hat. Man wird sie nie Gewaltmärsche machen, Beschwerlichkeiten aller Art geduldig ertragen lassen, wenn man nicht die Gabe des Wortes in ihrem Sinn und nach ihrer Fassungskraft besitzt. Der Kronprinz von Schweden* hatte viel Talent dazu; und sprach er auch nicht selber russisch, so ließ er seine Worte doch übersetzen, und

* Bernadotte

wußte immer einen angenehmen Eindruck auf die Truppe hervorzubringen

Zweites Kapitel

Vormarsch des verbündeten Heeres — Einnahme von Soissons durch General Tschernitscheff. — Sendung zum Feldmarschall Blücher — Gefährliches Abenteuer in Berry-au-Bac — Unterredung mit Gneisenau — Räumung von Soissons und Wiederbesetzung der Festung durch die Franzosen. — Aufenthalt in Reims — Ueberfall und Wegnahme meiner Wagen, Pferde und meines Gepäcks. — Ich bewirke die wichtige Kapitulation von Soissons.

Am 9. Februar war Avesnes genommen worden. Am 12. Februar standen wir, ohne unterwegs irgend einen Widerstand erfahren zu haben, in der schönen Stellung bei Laon. Auf diesen herrschenden Höhen lagernd, richtete Wintzingerode, durch Tschernitscheff angespornt, den Blick auf Soissons, das letzte Bollwerk vor Paris von der Nordseite her, in der Hoffnung, die Verbindung mit dem Schlesischen Heer dadurch zu erleichtern, da ihm dessen Unfälle noch völlig unbekannt waren. Er rückte daher am 14. Februar von Laon ab gegen Soissons, dessen Eroberung Tschernitscheff mit der Vorhut indes schon unternommen hatte. Der General Rusca, einer von Napoleons ersten Kriegsgefährten, der daselbst befehligte, traf einige Verteidigungsanstalten; jedoch die ungestüme Tapferkeit Tschernitscheffs gab dem Mute der Truppen eine so wohl geleitete Richtung, daß die Stadt gewonnen war, ehe der Feind sich dessen versah. Es war eine glänzende Waffentat!

General Rusca wurde gleich bei Beginn des Angriffs von einem Schuß getroffen, der ihn tot hinstreckte. Die Brigadegenerale waren auf andern Punkten beschäftigt, und so groß war bald die Verwirrung und Ratlosigkeit, daß mehrere der Anführer an Flucht dachten und auf diese Art sich aus der Festung zu retten suchten. Die Generale Danloup-Verdun und Berruyer hieben sich darauf zwar mit einigen Reitern durch und entflohen auf der Straße nach Compiègne; der General Longchamps hingegen wurde mit den Trümmern der Infanterie und einigem Geschütz von Tschernitscheffs Reitern umringt und mußte die Waffen strecken.

Inzwischen erschallten zu der Siegesfreude, die uns Tschernitscheff-Poliorketes* so urplötzlich bereitete, fast gleichzeitig betrübende Nachrichten vom Schlesischen Heer. Die erlittenen Niederlagen waren nicht unbeträchtlich, aber das Gerücht und die unbestimmte Kunde ließen sie noch weit größer erscheinen. Wintzingerode erkannte die Notwendigkeit, sich Gewißheit zu verschaffen und zugleich Blücher die Einnahme von Soissons kundzugeben, sowie sich mit ihm über die nächsten Kriegsoperationen zu verständigen. Er suchte mich zum Boten und Mittelsmann aus. Die Zwischenstrecke sollte ich rasch mit Postpferden zurücklegen. So gefährlich auch eine solche Reise schien, so suchte ich mich ihr doch keineswegs zu entziehen. Der Prinz von Reuß, der

* Nicht jeder Husar, der mir die Ehre antun wird, meine Schreiberei zu lesen, hat einen Magister Findeisen zum Lehrer gehabt oder erinnert sich dessen, was ihm sein Magister beigebracht hat; daher will ich bemerken, daß „Poliorketes" der ehrende Beiname eines Helden des Altertums war und einen Städtebezwinger bezeichnet. Demetrius Poliorketes, des Antigonus und der schönen Stratonice Sohn, war der schönste und glänzendste Krieger seiner Zeit und hat viele Städte bezwungen, darunter auch Athen, daher er jenen Namen erhielt.

(Anm. des Verfassers)

von Wellingtons Heer aus Spanien kam und das Hauptquartier der verbündeten Herrscher zu erreichen strebte, bat mich, ihn zugleich mit mir reisen zu lassen, und ich weigerte mich eines solchen Gesellschafters nicht. In einer Postkutsche verließen wir Soissons mit einer Eskorte von zehn Kosaken zu Pferde und nahmen unsere Richtung zuerst rückwärts auf Laon. Da man Blücher auf seinem Rückzuge zwischen Epernay und Reims vermutete, so glaubte ich zuerst nach Laon gehen zu müssen, um von dort auf der großen Straße Reims zu erreichen, auf der allein Postpferde zu haben waren.

Als ich auf diese Weise mein Reiseziel verfolgte, geriet ich am Uebergangspunkt über die Aisne in Berry-au-Bac unversehens in große Gefahr. Bei der Einfahrt ins Dorf bemerkte ich, daß der Postillion voll Bestürzung und Schrecken war. Er hatte nämlich gesehen, daß alle Bauern darin sich auf den Beinen befanden und sich mit Gewehren, Sensen und Heugabeln bewaffnet hatten. Da ich ihm ernsthaft angedroht hatte, bei dem ersten feindlichen Anfall auf mich ihn zuerst und unfehlbar niederzuschießen, bewegte er sich voller Angst in seinem Sattel und wollte schon umkehren. Ich gewahrte nunmehr selbst die verdächtige Bewegung im Dorfe; da aber das Umkehren bereits zu spät gewesen wäre und außerdem die Aisne nirgends anders zu überschreiten war, befahl ich dem zitternden Postillion, nur immer zuzufahren und erst beim Posthause anzuhalten. Die Kosaken der Eskorte hielten sich dicht um die Kutsche, und wir erreichten die Post, ohne daß die zu beiden Seiten des Weges stehenden Bauern uns irgendein Hemmnis gelegt hätten.

Ich stieg sogleich aus dem Wagen, und ohne nach

Pferden zu verlangen, was wie ein furchtsames Wegeilen ausgelegt werden konnte, befahl ich vielmehr mit dem Anspannen zu warten und ließ den Maire oder seinen Stellvertreter zu mir entbieten. Inzwischen verlangte ich nach Papier und Tinte, und als der Maire gekommen war, schrieb ich ihm einige leichte Requisitionsartikel für 2000 Reiter auf, die noch heute abend ankommen und im Dorfe Quartier nehmen würden. Der Mann hörte mich gläubig und voll Gehorsam an, und da ich mich mit ihm laut unterhielt, merkte ich, wie schnell die Kunde von den anrückenden Reitern, deren Quartiermacher ich sei, sich unter den Landleuten verbreitete und auf sie, besonders auf manchen Flintenträger, wirkte. Diese Wahrnehmung machte mich selbst entschlossener. Ich rief einen der Flintenträger zu mir heran und fragte ihn, warum er sich bewaffnet hätte, aber ohne seine Antwort abzuwarten, fuhr ich fort: „Ich begreife, ihr seid ein alter Militär, ihr habt Kriege mitgemacht und wißt daher, was Marodeure sind. Ihr wollt euch nun vor dem Gesindel verteidigen, und da tut ihr recht daran. Ist das nicht eure Meinung, Kamerad?" — „Jawohl, mon général," erwiderte er und legte die knöchige Hand an die Stirn, die Mütze hatte er schon vorher abgenommen. Ich wandte mich nun zu andern in der Nähe befindlichen Bauern, und da auch ein Häuflein Mädchen beisammen stehend mich angaffte, näherte ich mich ihnen und sagte: „Das Dorf hat sehr hübsche Einwohnerinnen!" — „O geht," antwortete eine, „Ihr habt viel hübschere gesehen!" und eine andere fragte rasch dazu: „Wie werden denn eure Reiter sein, sind das hübsche und artige Männer?" — „Die sind wie ich," versetzte ich; „wie findet ihr mich, schönes, schwarzes Auge?" — „O!" erwiderte das

Mädchen, „der Herr General ist hübsch und sauber wie ein Franzose!" — „Wie schade, daß ich reisen muß," entgegnete ich im allgemeinen, gab einem der in der Nähe glotzenden Bauernjungen ein Silberstück und sprach: „Geh, mon garçon, und sage, daß man anspannen soll

Bald darauf wandte ich mich die kurze Strecke zur Post zurück und sah, daß bereits zwischen mir und der Dorfschaft vollkommener Friede war Es hatten sich, wie das auf den französischen Posten gewöhnlich war, eine Menge Bettler eingefunden, deren Abwesenheit ich vorhin nicht ohne Beklemmung bemerkt hatte: wen man totschlagen und zerreißen will, dessen Mitleid nimmt man nicht in Anspruch Aber nunmehr offenbarte sich das Gegenteil. Als ich endlich am Wagen stand, sprach ich zu der heulenden Menge: „Meine Freunde, ich habe kein Kleingeld, aber ein kleines Andenken will ich der Armut hinterlassen!" — Damit reichte ich der zunächst winselnden Bettlerfrau einen großen Taler mit den Worten: „Teilt ihn euch!" Und während des Lärmens und Rufens, das unter dem Bettlervolk entstand, saß ich im Wagen, der Postillon klatschte mit seiner langen Peitsche am kurzen Stiel, und dahin rasselte ich über die nur wenige Schritte entfernte Aisnebrücke, meine zehn bärtigen Pikenmänner im Nachtrabe

Der Prinz von Reuß, den ich gebeten hatte, ruhig im Wagen sitzen zu bleiben, lobte meine Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit und lachte über all die Bären, die ich mit so viel Geläufigkeit den Tigeraffen aufgebunden hatte. Er ahnte nicht, daß mir das Herz nicht wenig geklopft hatte, und daß ich nicht eher wieder freien Atem schöpfte, als ich die Aisnebrücke hinter mir hatte Auch erfuhren wir am folgenden Tage in Reims, daß zehn bis zwölf Stunden

nach uns ein Kurier in demselben Dorfe umgebracht worden sei, daß einem durchreisenden russischen Obersten, dem Grafen St. Priest* dasselbe Schicksal bevorstand, und daß nur sein französischer Name ihm das Leben gerettet habe.

Drei Posten hatte ich noch bis Reims, die ich ohne Unfall zurücklegte. Meine arme Eskorte war mir im Trabe gefolgt, ohne die Pferde verschnaufen zu lassen. Auf den Dörfern wollte ich sie nicht zurücklassen, denn sie konnte von den Bauern, die von Paris aus aufgehetzt waren, leicht überwältigt werden. In Reims traf ich zum Glück auf den Rittmeister v. Schilling mit einem Posten von 200 Kosaken, dem ich die meinigen übergab. Durch ihn vernahm ich gleich die Anwesenheit des Fürsten Alexei Tschernyschew vom Sackenschen Korps und eilte auf der Stelle zu ihm hin, um Nachrichten über Blüchers Heer zu erhalten. Er wußte mir nichts Bestimmtes über dessen letzte Richtungen zu sagen, unterrichtete mich nur über das Mißgeschick, das die Schlesische Armee betroffen hatte, über Olsufieffs und Poltoratzkis Gefangennahme und Napoleons errungene Vorteile bei Champaubert und Montmirail. Darauf sah ich die Trümmer der Korps von Sacken und Yorck anrücken und verfügte mich zu beiden Generalen, um sie zu fragen, wo ich den Feldmarschall Blücher zu treffen habe. Sie konnten nur mit unbestimmten Angaben antworten, und so entschloß ich mich, auf Epernay zu reisen, in der Hoffnung, unterwegs auf seine Kolonnen zu stoßen, denn er konnte nur auf Reims oder auf Châlons marschieren.

Als ich in der Nähe des Waldes von Epernay war,

* Später Generalmajor in französischen Diensten und eine Zeitlang Gesandter in Berlin. (Anmerkung des Verfassers.)

traf ich auf Preußen. Sie marschierten in Unordnung, beinahe in völliger Auflösung, und wußten mir nicht das Geringste über Blücher zu sagen. Ich fuhr also weiter; aber bei dem Eingange in das Wäldchen kündeten mir Flintenschüsse an, in welcher Gefahr ich mich befand. Die aufgehetzten Bauern hatten den Wald besetzt und schossen auf die vorüberziehenden preußischen Nachzügler. Glücklicherweise taten sie auch mir diese Ehre an. Hätten sie mich erst vorbeifahren lassen und mir dann den Weg verlegt, so wäre ich ein gefangenes Vöglein gewesen. Jetzt aber ließ ich umlenken und fuhr zurück. Ich konnte nicht mehr zweifeln, daß Blücher die Richtung auf Châlons genommen habe, trabte wieder zurück auf Reims und hindurch und reiste sofort weiter auf der großen Straße nach Châlons.

Ich kam daselbst um Mitternacht an. Der Feldmarschall schlief schon. Ich ließ den General Müffling wecken, und dieser führte mich zu Gneisenau. Es folgte eine lange Unterredung. Gneisenau befragte mich über den Stand der Truppen Winzingerodes und über dessen Pläne. Dann gab er mir seine Instruktion, und in der nämlichen Nacht saß ich im Wagen und eilte zu meinem General zurück, den ich in Soissons verlassen hatte. Schon während meines ersten kurzen Aufenthaltes in Reims hatte ich ihm durch den Hauptmann von Medem einen Bericht über die Vorgänge beim Schlesischen Heer abgestattet, damit er seine Maßnahmen danach ergreifen könnte. Er tat es auch, aber, wie mir scheint, mit großer Uebereilung. Er räumte alsbald Soissons und rückte eiligst auf Reims. So ging die glücklich und rühmlichst eroberte Festung wiederum verloren, denn sie wurde auf der Stelle von den Franzosen besetzt und leistete später einen unvermuteten Widerstand.

Als ich bei meiner abermaligen Ankunft in Reims zu dem General Sacken eilte, um seine Befehle für Winzingerode mitzunehmen, erfuhr ich von ihm, daß mein General bereits in der Nähe dieser Stadt sei und in kurzer Zeit eintreffen würde. Ich glaubte also, mir einige Ruhe gönnen zu dürfen, deren ich sehr bedurfte, und setzte mich erst nachmittags auf ein Kosakenpferd und ritt Winzingerode eine gute Meile weit entgegen. Er hatte eine große Freude, als er meiner ansichtig ward, fiel mir um den Hals und gestand freimütig, daß er in großer Besorgnis um mich gewesen sei und sich schon Vorwürfe gemacht habe, mir die wagehalsige Fahrt aufgetragen zu haben.

Einige Tage vergingen nun in Ruhe zu Reims. Winzingerodes Korps versammelte sich in nächster Umgebung. Das Schlesische Heer füllte und ordnete die gelichteten und in Verwirrung gebrachten Reihen in Châlons, wohin auch Sacken und York abgegangen waren. Wer eben nicht was anders zu tun hatte, kannte in Reims seiner Erhaltung und seinem Vergnügen nachtrachten. Es war dort zur Zeit ein recht gutes Theater, und die hübschen Frauen, deren Reims so viele zählt, erschienen darin in ihrem besten Putze. Eines Abends, als ich am glimmenden Kamin in ruhiger Unterhaltung saß, trat mein Bruder Georg, der gleichfalls seit einigen Tagen in Reims anwesend war, ins Zimmer und steckte mir schweigend eine französische Zeitung, das »Journal de l'Empire«, in die Hand. Was mußte ich in dem verruchten Blatte lesen! Im Posaunenton französischer Kriegserfolge wurde angezeigt, daß in der Umgegend von Laon, im Dorfe Mons-en-Laonnais eine patriotische Guerillabande den durchmarschierenden General Löwenstern (der Name war gesperrt gedruckt) angegriffen

und gefangen genommen hätte. Er wäre zwar darauf in der ersten Verwirrung und bei der Dunkelheit der Nacht wieder entwischt; aber sein Adjutant sei noch gefangen und alle seine Wagen, zahlreiche und vorzügliche Reitpferde, nebst einer namhaften Summe Geldes wären in den Händen der Sieger geblieben.

Es war zwar hier Wahrheit und Dichtung durcheinander, doch konnte an dem wesentlichen Hauptteil der Nachricht, dem Verlust der Wagen, für mich kein Zweifel sein. Ich wurde freilich fälschlich General genannt und als anwesend angegeben, trotzdem ich mich doch zurzeit fünfzehn französische Meilen vom Ort entfernt befunden hatte, mein Jäger zum Adjutanten gemacht und anderes dergleichen. Aber weit und breit bei Laon war kein anderer Löwenstern, auf den die Nachricht besser gepaßt hätte; auch erfuhr ich nur zu bald die genaueren Einzelheiten und daß ich wirklich der Geplünderte sei. Meine Leute waren mit den Wagen und Reitpferden eines Abends in dem genannten Dorfe angekommen und hatten dort gute Aufnahme gefunden. Lebensmittel und Futter wurden reichlich geliefert, und die Wirte betrugen sich zuvorkommend. Dies bewog meine Leute, im Dorf einen Rasttag zu machen und den anderen Troß vorauszuschicken. Aber sie bereiteten sich dadurch nur eine Falle. Die Bauern, die Honig im Munde, aber Galle im Herzen hatten, sandten aus ihrer Mitte Boten nach La Fère und ließen dem Militärkommandanten dort sagen, daß bei ihnen reiche Beute zu machen sei. Um Mitternacht hielten Artilleristen zu Pferde vor dem Hause, wo meine Leute im sicheren Schlafe lagen; Sturmgeläute ertönte durchs Dorf; die schwache Kosakenbedeckung wurde überfallen und getötet. In einem Augenblick war alles

beendet. Ich verlor dabei sechs Zugpferde, 14 Reitpferde, 14000 Rubel in Papiergeld und 2000 Louisdor.

Dennoch wurde einiges gerettet. Zuerst entkam mein treuer Diener Alexei und ein Kosakenjunge namens Gregor. Auch mein wackerer Kosakenunteroffizier Schelaimzoff wußte sich, obschon er verwundet war, in den Weinbergen zu verstecken und traf darauf, nach mancherlei Gefahren bei mir in Reims ein. Ein kleiner Gepäckwagen mit zwei trefflichen Hengsten wurde von den Franzosen übersehen. Sein Kutscher, eine Sachse namens Gottlieb, verlor während des Geschreis und der Metzelei seine Geistesgegenwart nicht und jagte bei dem Wirrwarr zum Dorfe hinaus. Auf dem Wagen befanden sich einige Kleidungsstücke, eine Landkartensammlung, Küchengeschirr und Mundvorräte. Das wurde gerettet. Dagegen ging verloren: ein Tafelgeschirr von Silber, das ich einst vom Marschall Oudinot erbeutet hatte, meine ganze Korrespondenz und alle meine Tagebücher und Papiere, nebst andern Sachen von Wert, so daß ich meinen Verlust auf 80000 Rubel rechnete. Alle meine schönen Reitpferde, um die ich so oft und von vielen beneidet worden war, hatte ich mit einem Male eingebüßt.

Bülow, der aus den Niederlanden angekommen war, rückte nun an die Aisne, um sich mit Wintzingerode zu vereinigen. Unsere Heeresabteilung war inzwischen auf Epernay und Châlons marschiert, war dann wieder auf Reims zurückgekehrt und richtete sich abermals auf Soissons. Blücher, der sich wieder von der Hauptarmee Schwarzenbergs getrennt hatte und gegen Paris marschiert war, mußte, als Napoleon ihm voll Besorgnis um seine Achillesferse eiligst folgte und ihm seine Verbindung mit der Hauptarmee und dem Rhein abzuschneiden suchte, sich eine andere

nach den Niederlanden eröffnen. Er entsagte demnach wissentlich dem Unternehmen, mit einem lauten Hurra! und dem allseitigen Geschrei: vorwärts! bis auf Paris zu rücken, und näherte sich jetzt, nachdem er seinen Zweck, Napoleon von Schwarzenbergs Armee abzuziehen, erreicht hatte, der Aisne, um sich auf Wintzingerode und Bülow zu stützen und Napoleon auf dieser Seite einen Schlagbaum vorzuschieben. Ehe er aber dies bewerkstelligen konnte, schwebte er in nicht geringer Gefahr. Links von den Marschällen Marmont und Mortier, rechts von Napoleon selber verfolgt, zog er am 2. März in zwei Kolonnen über Blangis und Oulchy in der Richtung auf Soissons heran. Aber Soissons war in den Händen der Franzosen. Wintzingerode war diesseits der Aisne, Bülow aber jenseits. Ein gesicherter Uebergang über den Fluß war nicht vorhanden, und Blücher, der den Fluß dicht im Rücken hatte, mußte besorgen, von den Marschällen und Napoleon gefaßt und hart bedrängt zu werden, ehe man eine Brücke geschlagen hatte. In dieser Not eröffnete ihm ein günstiges Ereignis eine Pforte des Heils. Dieses Ereignis war die Uebergabe Soissons und damit ein gesicherter Uebergang über die Aisne. Ich war so glücklich, wesentlich zu diesem Erfolge beizutragen, wie man später sehen wird.

Blüchers Befehlen zufolge war Wintzingerode am 1. März von Reims und Bülow an demselben Tage von Laon aus auf Soissons abgerückt. Es sollte durchaus genommen werden, und nunmehr begann man erst einzusehen, welchen Fehler man begangen hatte, jene frühere Eroberung so leichten Sinnes wieder aufzugeben. In Reims wurden Sturmleitern bereitet, und man gedachte mit stürmender Hand die Wälle zu nehmen, wenn Soissons in

anderer Weise nicht zu erringen wäre. Der Platz selbst war fester gemacht worden, als er zur Zeit war, da ihn Tschernitscheffs kühner und wohlberechneter Angriff weggenommen. Die Besatzung war zwar minder zahlreich als damals, aber sie bestand aus alten, erprobten Soldaten, und das Geschütz war zahlreicher und auch besser bedient. Zum Kommandanten hatte man den General Moreau ernannt.

Wir lagerten die Nacht in Fismes, und als wir am folgenden Tage, dem 2. März, um vier Uhr abends vor Soissons standen, nahm Wintzingerode seinen Lagerplatz an der Reimser Straße neben einem Kirchhof, und Woronzoff, der inzwischen auch schon aus Holstein herbeigekommen war, traf sofort Anstalten zur Erstürmung des Platzes. Ehe aber zu einem Angriff geschritten wurde, fand es Wintzingerode für gut, mich als Parlamentär an den Kommandanten abzufertigen, um ihn zur Uebergabe aufzufordern. Bülow mit den Preußen auf dem andern Ufer der Aisne machte die gleichen Demonstrationen. Sein Parlamentär wurde abgewiesen und mir widerfuhr das Gleiche. Aber ich hatte doch dabei den Vorteil, bis in die Reimser Vorstadt zu bringen und mich dabei einen Augenblick mit dem Obersten Kazycki zu unterhalten, der die Weichsellegion befehligte, die mit zur Besatzung gehörte. Er erklärte mir, daß der Kommandant sich nur auf eine Kapitulation einlassen würde und durchaus keinen Parlamentär annehmen wolle. Er forderte mich daher auf, ihre Vorposten ohne den geringsten Verzug zu verlassen, andernfalls er auf mich schießen lassen würde. So drohend diese Sprache war, so nahm ich mir doch die Zeit zu bemerken: daß vor ihrem Platze zwei Armeekorps ständen, die zusam-

men über 60 000 Mann zählten, daher es eine reine Unmöglichkeit sei, sich halten zu wollen. Ich sprach diese Worte sehr laut aus, damit nahestehende Militärs sie vernehmen und weiter verbreiten möchten. Der Pole, der meine Absicht zu merken schien, ließ darauf die Gewehre auf mich anlegen, und es blieb mir nichts übrig, als mich zu entfernen. Im Weggehen rief ich ihm zu: „Also auf morgen!" — „Auf angenehmes Wiedersehen!" war seine Antwort.

Wintzingerode erwartete meine Rückkehr mit Ungeduld. Als er die Weigerung des Kommandanten vernahm, ließ er sogleich die Vorstädte angreifen. Die bereits gerichteten Batterien sandten ihren eisernen Gruß hinein; dann drangen Jäger vor, und ein Kampf entspann sich in den Straßen der Vorstadt. Von den Wallen her wurde das Feuer eifrig erwidert; das französische Geschütz schwieg erst mit dem Einbruch der Nacht. Doch blieben wir Meister der Vorstadt, und unsere Truppen richteten sich dort, so gut es ging, ein. Indes wurde bei vorgerückter Nachtzeit die Stellung wieder verlassen und ein Lagerplatz außerhalb der Vorstadt gewählt. Während des Gefechts wurde ich, als ich eben mit Wintzingerode sprach, von einer Gewehrkugel getroffen, die den Mantel durchdrang und in den Falten des Uniformrockes, dicht am Leibe, stecken blieb. Ein seltsames Ueberemtreffen dabei war, daß der Oberst Kaysch, wie ich später erfuhr, zur selben Stunde in derselben Weise von einer Kugel erreicht worden war. Wir hatten nochmals unsere Grüße ausgetauscht.

Der General Wintzingerode hatte sein Quartier in einem Dorfe an der Nemser Straße genommen. Das erste Bund Stroh, dessen ich dort habhaft werden konnte, diente

nur zum Bett, und müde und matt lag ich seit einer Stunde in tiefem Schlaf, als ein Adjutant mich weckte. Ich sollte schleunigst zum General. Als ich atemlos dort war, stand ich vor einem versammelten Kriegsrate. Die Generale Wintzingerode, Woronzoff, Stroganoff, Drurk, Benckendorf und Renny berатschlagten. Man hatte eben von Blücher die Nachricht erhalten, daß er, lebhaft vom Feinde gedrangt, sich auf Soissons zurückziehe, und daß man diesen Uebergangspunkt über die Aisne durchaus nehmen müsse, wenn es nicht anders möglich wäre, mit stürmender Hand. Der Kriegsrat war demnach zum Sturm entschlossen, nur sollte vorher noch ein letzter Versuch gemacht werden, den Kommandanten zur Kapitulation zu veranlassen. Ich wurde ausersehen, ihn dazu aufzufordern. Zu diesem Zwecke teilte man mir eine Uebersicht der mißlichen Lage Blüchers zu meiner eigenen Kenntnis mit, gab mir Vollmacht, die Kapitulation in der Art abzuschließen, wie sie sich nach Maßgabe der Umstände möglich erweisen würde, und empfahl mir vor allem Eile, damit das Werk noch vor Sonnenaufgang zustande gebracht sei.

Ich nahm mir heraus zu bemerken, daß, nachdem man mich am Tage nicht angenommen, wenig Hoffnung vorhanden sei, in der Nacht als Parlamentär zugelassen zu werden. „Ach was," meinte Wintzingerode, „mittlerweile haben die Franzosen soviel Geschütz gehört, daß sie jetzt eher auf Worte horchen werden!" — Die andern Herren, besonders Woronzoff, sagten mir soviel Schmeichelhaftes über meine Ueberredungskünste, über die Erfolge, die ich schon bei ähnlichen Verhandlungen gehabt habe, und stellten mir darauf die Notwendigkeit, den Weg der Güte nochmals zu versuchen, ehe man Tausende von Leben daran

setze, so eindringlich dar, daß ich am Ende mit dem besten Willen, obgleich ohne viele Hoffnung, an die schwierige Aufgabe ging. Zu meinem Begleiter erhielt ich in üblicher Weise einen Trompeter, außerdem nahm ich meinen treuen Kosakenunteroffizier Schelatinzoff mit.

Die Nacht war finster und regnerisch. Sobald ich mich in der Nähe der feindlichen Vorpostenkette befand, fiel Schuß auf Schuß, obgleich der Trompeter nicht zu blasen aufhörte. Seine Trompetenstöße und mein Rufen wurden hartnäckig überhört. Endlich war ich so glücklich, auf einen Posten zu treffen, bei dem sich ein Offizier befand. Er erkannte in mir einen Parlamentär, nahm mich mit Freundlichkeit auf und entschuldigte seine Soldaten mit der großen Dunkelheit. In der Tat sah man die Hand vor den Augen nicht. Als ich ihm mein Anliegen sagte, mit dem General Moreau eine Unterredung zu haben, und den Brief vorzeigte, den ich an ihn bei mir führte, erklärte er mir, daß er die Unterredung nicht vermitteln, den Brief nicht annehmen könne, da er die strengsten Befehle hätte, keinen Parlamentar zuzulassen. Dieser Offizier war noch ein sehr junger Mann, von hohem Wuchse und einem sehr angenehmen Aeußern. Sein Benehmen war überaus freundlich und zuvorkommend. Nach der abschlägigen Antwort, die er entschieden ausgesprochen hatte, blieb mir eigentlich nichts anders übrig, als zurückzureiten, doch da ich hierzu keine Lust verspürte, suchte ich nach Mitteln, meinen Aufenthalt zu verlängern. In einer solchen Lage wie der meinigen muß man auf günstige Zwischenfälle rechnen und diese wohl benützen. Ich geriet nun auf den Gedanken, den jungen, freundlichen Offizier, dessen Wesen voll Zuvorkommenheit war, um einen Schluck Branntwein zu bitten.

„Nach dem, was Sie mir gesagt,“ sprach ich, „bleibt mir nur übrig, zurückzureiten, aber die Nacht ist kalt und feucht, ich muß mich etwas erwärmen. Sie, mein gütiger Kamerad, werden mir einen Tropfen Likör nicht versagen!“ — Damit nahm ich einen doppelten Napoleondor aus der Tasche und ersuchte ihn, in die Stadt zu senden, um in der nächsten Schenke Likör oder Wein zu kaufen. Für den Trager fügte ich noch ein Fünffrankenstück hinzu. Der gutmütige Offizier ließ sich darauf ein und schickte einen Voltigeur in die Stadt.

Ich rechnete bei meinem Einfall darauf, daß man am Tor den Kerl befragen und ihn zum wachhabenden Offizier führen würde. Dann könnte noch weiteres Gerede entstehen und bis zum Kommandanten dringen. Die Ergebnisse davon wären dann abzuwarten. In der Tat übertrafen sie meine Hoffnungen. Der Voltigeur blieb gegen eine Stunde aus und brachte darauf Wein und Maraschino. Ich trank, obschon mit Vorsicht, und bewirtete darauf den Offizier und die Nächststehenden seiner Mannschaft, um sie bei guter Laune zu erhalten. Ich nahm mir zu allem gehörige Muße, um die Zeit hinzuziehen, trank langsam schlürfend, stopfte gemächlich meine Pfeife, rauchte und schwatzte vertraulich mit dem gefälligen Polen. Immer hoffte ich, es würde sich ein höherer Offizier veranlaßt fühlen, zu den Vorposten hinauszugehen, um zu sehen, was es dort mit dem fremden Parlamentär für eine Bewandtnis hätte; aber vergeblich! Schon wollte ich alle Hoffnung aufgeben und mich entfernen, als endlich ein Offizier erschien, der sich das Aussehen eines Offiziers der Ronde gab, aber seine Adjutantenuniform zeugte vom Gegenteil. Das belebte wieder meine Hoffnung. Ich ließ mich sofort auch mit ihm in ein Ge-

sprach ein, erzählte von den zwei Armeekorps, berührte das Trostlose der Lage der Besatzung und verhehlte nicht, welch ein verhängnisvoller Tag über Soissons aufgehen würde, wenn man meine Vorschläge, die doch so annehmbar seien, unbeachtet ließe. Der Adjutant hatte mir aufmerksam zugehört, und als ich darauf Miene machte, wegzureiten, ersuchte er mich, nach einen Augenblick zu verweilen, denn er wolle dem Kommandanten doch meine Sendung anzeigen

Freude durchdrang mich, als ich die Rede vernahm, und ich übergab dem Offizier den schon oben erwähnten Brief. Er ging und blieb nur kurze Zeit weg. Als er zurückgekehrt war, zeigte er mir an, daß er vom General Moreau beauftragt sei, mich in die Stadt zu führen, wenn ich mich dem Kriegsgebrauch unterwerfen und mir die Augen verbinden lassen wolle. Ich ließ mir alles gefallen und setzte mich mit verbundenen Augen zu Pferd Zwei Gendarmen führten es, und so ritt ich in die Stadt, ohne das Geringste sehen zu können, denn die Binde lag fest an. Als ich die Zugbrücke fallen hörte, zweifelte ich nicht mehr an dem Gelingen meines Auftrags. Bald stand ich vor dem General Moreau in dessen Wohnung und fand die verschiedenen Anführer zu einem Kriegsrat um ihn versammelt. Er hielt Wintzingerodes Brief in der Hand und sprach zuerst von der Unmöglichkeit, an eine Kapitulation zu denken, da er über eine tapfere und zahlreiche Besatzung den Befehl führe und die Wälle mit hinlänglichem Geschütz versehen seien. Ich antwortete, daß bei der bekannten und anerkannten Tapferkeit der Franzosen — Schmeicheleien darf man bei ihnen nicht sparen — an der Möglichkeit einer glänzenden Verteidigung nicht zu zweifeln sei, wie sie noch gestern bewiesen hätten Aber sie würde auf jeden

Fall nur von kurzer Dauer sein können. Zehn- bis zwanzigfach überlegene Kräfte standen vor dem Platze. Es sei nicht kühne Verwegenheit, denn die gezieme dem Soldaten, sondern eine die Umstände nicht erwägende Hartnäckigkeit, in solcher Lage sich halten und schlagen zu wollen. Grausame Menschenaufopferung sei keineswegs eine Pflicht des Kriegers, der der unausbleiblichen Vernichtung ausweicht, um sich für einen künftigen Kampf mit gleichen Kräften zu erhalten. „Seien Sie versichert, Herr General," fuhr ich fort, „daß eine oder zwei Stunden, nachdem ich diesen Saal verlassen habe, wir innerhalb des Platzes sein werden, wenn auch über Leichen und Trümmer. Und wahrlich," setzte ich hinzu, „der Untergang so braver Männer, wie ich soeben in Ihnen kennen gelernt habe, würde mir persönlich höchst schmerzhaft sein; denn, bedenken Sie wohl, meine Herren, ein Sturm ist keine Schlacht: in dieser macht man wohl Gefangene, dort verfällt alles dem Schwert, und Stadt und Einwohner der Gewalt und Plünderung; denn um den Soldaten zu entflammen, muß man ihm einen mächtigen Lohn dicht vor Augen halten."

Meine Worte wie meine Gründe machten Eindruck. Ich bemerkte Ungewißheit und Schwanken in den Gesichtern, und es erhoben sich Stimmen für die Uebergabe; nur der Oberst Kaʒyckt stimmte entschieden dagegen. Ihm mochte freilich an dem Geschick Soissons und seiner Bewohner wenig liegen, und er hörte nur auf die Stimme der Pflicht. Sein Mut war zu ehren, und ich gab ihm im Herzen recht. Es war ein Glück, daß er hinausgerufen wurde, weil unter seinen Legionssoldaten ein blutiger Hader entstanden war, denn er hätte fortgefahren, hindernd einzuwirken und mir meinen ganzen künstlichen Bau zu verrücken. Ich benutzte

sogleich seine Abwesenheit, legte meine Uhr auf den Tisch, ersuchte die Herren, sich innerhalb zehn Minuten zu entscheiden, weil mir Eile empfohlen sei Dann schritt ich aus dem Zimmer in ein anderes in der Nähe Als ich nach dem bezeichneten kurzen Zeitraum wieder ins Zimmer trat, ging mir General Moreau entgegen, nahm mich auf die Seite und erklärte, daß er für seine Person bereit sei, zu kapitulieren, da ihn die Umstände dazu drängten, aber die Sinnesart Napoleons müßte mir auch bekannt sein und was von dieser Seite zu erwarten sei, daher müsse er durchaus auf eine ehrenvolle Kapitulation bestehen. Wäre eine solche nicht zu erhalten, so wolle er sich lieber unter dem Schutt seiner Bastionen begraben lassen.

So wie ich ihm erst ein solches Geständnis abgerungen, schritt ich in der übrigen Verhandlung rasch vor In einer Viertelstunde waren die Bedingungen der Uebergabe festgesetzt Ich gestattete der Besatzung freien Abzug mit Waffen und Gepäck und schrieb ihr den Marsch auf dem Wege nach Compiègne mit zwei Geschützen vor. Der General verlangte sechs Geschütze, was mit dem gewöhnlichen Kriegsgebrauch nicht übereinstimmte Doch auch hierin gab ich nach, obgleich erst nach einigen Einwendungen, um nicht willfährig zu erscheinen, und mit dem Zusatze, daß ich die sechs Geschütze aus besonderer Achtung für den Kommandanten und auf meine eigene Verantwortung nachgebe, da ich hierzu keineswegs bevollmächtigt sei.

Während ein zweites Exemplar der Kapitulationsschrift aufgesetzt wurde, meldete man dem General Moreau die Ankunft eines preußischen Parlamentärs* vor dem Laoner Tor Ich verlangte auf der Stelle seine Zulassung,

* Es war der Adjutant Bülows, Major v Martins

sowie die Mitteilung der bereits abgeschlossenen Kapitulation an den General v. Bülow, damit von dessen Seite alle Feindseligkeiten unterblieben möchten.*

Ich eilte nun in Begleitung eines Adjutanten des Generals Moreau zu Wintzingerode zurück, um ihm die Schrift zur Ratifikation vorzulegen. Im Hauptquartier wurde ich mit großer Ungeduld erwartet, und als ich Wintzingerode ankündigte, daß der Platz innerhalb einer Stunde übergeben sein würde, umhalste er mich mit der lebhaftesten Freude. Ihm folgten Woronzoff und die andern Herren, die den General umstanden. Alle sagten mir die schmeichelhaftesten Sachen. Ich gestand dagegen dem General, daß ich in einer Hinsicht seine Instruktion überschritten und dem General Moreau sechs Kanonen zugestanden hätte. Noch ehe Wintzingerode darauf antworten konnte, rief Woronzoff mit Lebhaftigkeit aus: „Ach was, die Lumperei von sechs Kanonen! Sie hätten ihm noch sechs Stück von unserem Geschütz dazu geben können. Das ist halt nur Kupfer!"

Woronzoff ließ hierauf eine Jägerbrigade vorrücken und setzte sich in Marsch, um das Reimser Tor und die anliegende Bastion zu besetzen, so wie ich es in einem Artikel ausgemacht hatte. Der General v. Bülow sollte das Laoner Tor und zugleich die Brücke über die Aisne halten. Inzwischen hatte Pankratjeff den General Moreau bewogen, die Vorbereitungen zu seinem Ausmarsch eiligst

* Löwenstern ließ Martens den Vertrag mit unterzeichnen, damit von preußischer Seite der Besatzung keine Schwierigkeiten entständen. Martens maßte sich denn das ganze Verdienst, die Kapitulation zustande gebracht zu haben, bei. Infolgedessen schrieben die preußischen Kriegsberichte und Zeitungen nur Martens die Ehre dieses Erfolges zu. Später kam es noch zu Auseinandersetzungen zwischen Martens und Löwenstern. (Anmerkung des Herausgebers.)

zu treffen. Als ich Woronzoff zum Reimser Tor begleitete, dessen Besetzung sogleich vor sich ging, traf ich dort auf den General Moreau. In demselben Augenblick ließ sich feines Kanonenfeuer vernehmen: es war Blüchers Nachhut, die im Gefecht mit dem andrängenden Feind stand. Moreau hörte die Schüsse, erblaßte, griff mich konvulsivisch am Arm und sprach: „Sie haben mich überrascht; ich bin ein verlorener Mann! Das ist Blücher, der sich zurückzieht, das seh ich jetzt ein, und Napoleon hätte ihn in die Aisne gejagt. Er wird mir nie vergeben, Soissons in einem solchen Augenblicke übergeben zu haben; er wird mich erschießen lassen!" Mir tat es leid, den General in einer solchen Gemütsbewegung zu sehen, obgleich ich fern davon bin, seine Handlungsweise verteidigen zu wollen. Er hätte eine schöne Seite in der französischen Kriegsgeschichte eingenommen, hätte er Soissons gehalten. Sturm ist Sturm, kann gelingen und mißlingen. Ihm gingen die Mittel eben nicht ab, einen ersten Andrang, auch den entschlossensten und kräftigsten zurückzuweisen. Aber er war von der Wichtigkeit Soissons zu der gegebenen Zeit nicht hinlänglich unterrichtet und glaubte verdienstlich und weise zu handeln, die ihm anvertrauten Truppen aus ihrer gefährdeten Lage ehrenvoll herauszuziehen und sie dem Heer in gutem Stande zuzuführen.

Kaum hatte die Besatzung die Vorstadt am 3. März verlassen, so sah ich auch schon die Kolonnenspitzen des Schlesischen Heeres dort eintreffen. Was hätte Blücher getan, wenn er den Platz geschlossen und von einem auf alles gefaßten Kommandanten verteidigt gefunden hätte? Der Feldmarschall sah so sehr die Wichtigkeit der Uebergabe Soissons ein, daß er mich zu sich berufen ließ und mir

in den lebhaftesten Ausdrücken dafür dankte Er versprach, dem König zu schreiben und um den roten Adlerorden für mich zu bitten General Wintzingerode erwähnte meiner in dem Berichte an den Kaiser auf die ehrenvollste Weise und empfahl mich der besonderen Gnade Sr. Majestät. Besonders aber war Graf Woronzoff über den Erfolg meiner Sendung erfreut, weil er es gewesen war, der mich vorgeschlagen und versichert hatte: „Wenn es mir nicht gelänge, würde es keinem andern gelingen"

Unterdessen zog Napoleon in Eilmärschen heran. Als er die Uebergabe von Soissons vernahm, entbrannte er in heftigem Zorn, und das französische Heer teilte diesen Unwillen Napoleon beschuldigte den General Moreau, ihn um die Frucht achttägiger Anstrengungen und günstiger Gefechte gebracht zu haben; durch sein schwaches Benehmen sei das Schlesische Heer der Vernichtung entgangen. Ein Kriegsgericht ward angeordnet und der Schuldige vor dasselbe gestellt. Er wäre erschossen worden, aber der Einzug der Verbündeten in Paris öffnete seinen Kerker; ich habe ihn in der Hauptstadt wiedergesehen. Er dankte mir nicht für die abgeschlossene Kapitulation, denn er bereute noch immer seine Handlung; aber er war erkenntlich für die Marschrichtung, die ich ihm auf Compiègne gegeben hatte, von wo er erst später nach Paris kam Dies rettete ihn vor Napoleon

Drittes Kapitel.

Schlacht bei Craonne — Blüchers Plan scheiterte infolge der Langsamkeit Wintzingerodes. — Tapferkeit der Russen unter Woronzoff. — Schlacht bei Laon. — Auflösung des Marmontschen Korps

Mittlerweile fuhr das Heer fort, durch die Stadt zu rücken. Das Korps Wintzingerodes war schon durchmarschiert, doch ich beschloß, die Nacht in Soissons zu bleiben, um meine erschöpften Kräfte wiederherzustellen. Am andern Morgen machte ich mich mit dem Baron von der Pahlen auf den Weg. Nachdem wir in Erfahrung gebracht hatten, daß der General Wintzingerode in Braye lagere, auf dem großen Plateau, das sich zwischen der Aisne und Lette von Craonne bis über Soissons zieht, begaben wir uns dorthin und erreichten den Ort am späten Abend. Jenes Plateau hat von seinem Anfang bei Craonne bis Ange Gardien, einem Wirtshaus auf der Straße von Soissons nach Laon, eine Länge von 20 Werst (fünf Stunden), ist bald enger, bald weiter, und fällt zu beiden Seiten, besonders gegen die Aisne hin, ziemlich schroff ab. Es bietet daher eine vortreffliche Verteidigungsstellung, auf welcher sich das verbundete Heer am 6. März mit der Front gegen die Aisne dem Kaiser Napoleon, der sich auf der andern Seite des Flusses befand, gegenüber aufstellte. Als dieser am Nachmittage des 6. März einen Flankenmarsch rechts nach Berry-au-Bac machte, dort über- und auf Corbeny vorging, von wo er sich in der linken Flanke der Verbündeten des Zugangs zum Craonner Plateau bemächtigte,

wurde die Disposition schnell geändert und ein trefflicher Plan zu der nun unvermeidlich gewordenen Schlacht entworfen, der aber leider durch die schlechte Ausführung gar keine Resultate aufwies. Blücher wollte dem französischen Kaiser auf dem Plateau in verschiedenen hintereinander gelegenen Stellungen, — wo selbst eine geringere Macht eine stärkere aufhalten konnte —, die drei russischen Korps entgegenstellen, zuerst Wintzingerodes Infanterie unter Woronzoff, dann das Korps Sackens und zuletzt das Langerons. Dann sollten 10 000 Reiter unter Wintzingerode Napoleon über Fetieux in seiner rechten Flanke umgehen und ihn unter Mitwirkung von Kleist und York in Flanke und Rücken angreifen. Der Plan war gut durchdacht und mußte die entschiedensten Ergebnisse zur Folge haben. Doch leider verdarb mein werter Chef, „der hitzige Soldat von Austerlitz und Aspern," der sich diesmal nichts weniger als hitzig oder nur eilig erwies, durch seine nicht zu rechtfertigende, schläfrige und ungeschickte Ausführung, was so schön entworfen war. Statt mit möglichster Eile seine Reiterregimenter auf den angewiesenen Punkt hinzurichten, versammelte er sie, selbst von jenseits her, erst sämtlich weiter rückwärts. Dann wollte er Tschernitscheff, der sich vorn gegen Craonne hin befand, zum Haupt seines Vortrabs haben und rief ihn zurück. Er traf überhaupt so sonderbare Maßregeln, daß es zweifelhaft war, ob ihn Ungeschick oder böser Wille leite. Nachdem er also zaudernd die ganze Nacht auf einem Fleck verbracht hatte, setzte er sich endlich auf wiederholte Mahnungen hin in Marsch, aber in einer solch losen Ordnung, auf solchen Umwegen, daß er erst am Abend des folgenden Tages, wo die Schlacht von Craonne schon beendigt war, auf dem

ihm angewiesenen Punkte, mehrere Stunden nach Kleist, anlangte, der doch mit seiner Infanterie zehn Stunden später als er abgerückt war.

Im Verdruß, seinen schönen Plan so verpfuscht zu sehen, tat Blücher wohl auch nicht alles, was er hätte tun können. Auf diese Weise blieb Woronzoffs Infanterie, und später auch die Reiterei von Sacken und Wassiltschikoff den ganzen 7. März hindurch allein allen Anstrengungen des napoleonischen Heeres ausgesetzt, ohne von den übrigen Korps, die entweder entfernt waren oder sich untätig verhielten, unterstützt zu werden. Ja noch mehr! Woronzoff behauptete sich unbezwingbar in seiner starken Stellung zwischen Ailles und Vassogne, als ihm bei den immer heftiger werdenden Angriffen Napoleons befohlen ward, sie zu räumen und sich weiter rückwärts auf Sacken zurückzuziehen. Aber Woronzoff wäre es ungleich leichter gewesen, zumal wenn er unterstützt worden wäre, in seiner starken Stellung auszuharren, als aus derselben vor den überall andringenden Feinden einen Rückzug zu bewerkstelligen. Warum verstärkte man ihn nicht lieber durch das hinten untätig stehende Korps von Sacken? Er hätte dann unschwer alle Anstrengungen des Feindes, ihn zurückzuwerfen, vereitelt. Der Kampf hätte sich bis zur Nacht hingezogen, und am nächsten Morgen hätte man immer noch das entworfene Umgehungsmanöver ausführen können. Doch es scheint, daß der Aerger über Wintzingerode Blücher veranlaßt hat, das ganze Spiel zu einer Zeit aufzugeben, da noch so viel zu erreichen war; und so geschah es, daß er bei einer Stärke von 110 000 Mann nur ein Fünftel, etwa 20 000 Mann, dem ganzen Heer des Feindes entgegenwarf, und als dieses Fünftel im hitzigsten Kampf mit den

Gegnern Mann gegen Mann rang, ihm sogar den Befehl zum Rückzug schickte.

Woronzoff, von dem Gedanken geschmeichelt, Napoleon selbständig gegenüberzustehen, verrichtete Wunder der Tapferkeit und befolgte den Befehl zum Rückzug höchst ungern. Als nun die gesamte französische Reiterei, die Divisionen Exelmans, La Ferrière und die Brigade Pac auf die langsam weichenden Bataillone und die wenigen sie deckenden Reiter unter Benckendorf losgelassen wurden, war es der kühne und brave Wassiltschikoff mit Sackens Reiterei, der jene aus der gefährlichen Lage zog. Seine kräftigen und geschickt geführten Angriffe brachen das Ungestüm des Feindes und sicherten den Rückzug von Woronzoffs Infanterie. Bei jenen heftigen Attacken war es, wo die Generale Lanskoi — mein ehemaliger Chef — und Uschakoff tödlich verwundet wurden, und auch mein tapferer Landsmann und Freund, der schlanke und heitere Lantingshausen, Benckendorfs Adjutant, der auf meinem Ball in Dernburg so fröhlich getanzt und mir zuletzt in Düsseldorf noch einen freundlichen Liebesdienst erwiesen hatte, eine Wunde erhielt, von der er nicht wieder genas. — In Chavignon machte Woronzoff wieder einen Halt von vier Stunden und zog sich dann zu den übrigen Truppen nach Laon zurück.

Ich war bei dem Gespräch gegenwärtig, das Blücher in Bruyères mit Wintzingerode hatte. Er machte ihm Vorwürfe über sein Zögern, zuckte bei seinen Antworten die Achseln und ritt mürrisch fort. Ich meinesteils wunderte mich über die Antworten Wintzingerodes, die der innern Begründung entbehrten und doch sehr zuversichtlich waren. Freilich waren die Wege schlecht, die Hohlwege

beschwerlich, aber wäre man immer fortmarschiert, statt in Chevrigny mehrere Stunden zu halten, hätte man die Pferde abgefüttert, während das Geschütz durch die Hohlwege ging, so wäre Winzingerode zweifellos zur rechten Zeit angekommen, um eine der besten Kombinationen in Ausführung zu bringen. Schrecken wäre im Rücken Napoleons verbreitet worden; man hätte ihn erdrückt und den Generalen Sacken und Woronzoff den blutigen Rückzug erspart. So wie es sich nunmehr gestaltete, blieb das Schlachtfeld von Craonne den Franzosen; jedoch ist nicht zu leugnen, daß Woronzoff unverwelkliche Lorbeeren darauf gepflückt hat.

Blücher traf nunmehr die nötigen Maßregeln, um sein Heer zu vereinigen und eine zweite Schlacht unter den Mauern von Laon anzunehmen. Wintzingerode hatte sein Hauptquartier in einem Dorfe, wo sich ein Kranken- und Irrenhaus befand, aufgeschlagen. Wir wohnten in dem Hause mitten unter den Irren und Wahnsinnigen, ohne besonders acht darauf zu haben; ist es ja wahr, daß der Krieg mit seinen Wechselfällen gegen alles andere abstumpft. Inzwischen waren vom alten Feldmarschall die Vorbereitungen zur Schlacht getroffen. Das Nötige wurde mit Schnelligkeit und Genauigkeit ausgeführt, dann trat die schwüle Ruhe vor blutiger Entscheidung ein. Wintzingerodes Umgebung benutzte sie zur inneren Aufregung und Erfrischung. Bei köstlichen Speisen, die des Generals vortrefflicher Koch sorgsam bereitet hatte, bei den ausgesuchtesten Weinen und einem wahren Höllenspiel gingen der Abend und die Nacht hin. Ich gewann im Spiel 10 000 Rubel und außerdem durch Wetten 400 Louisdor. Solcher Gewinn brachte wieder etwas Inhalt in meine Kasse.

Um vier Uhr morgens des 9. März saßen wir sämtlich zu Pferde und begleiteten Wintzingerode, der die Aufstellung seiner Truppen abritt und einige letzte Anordnungen traf. Um 7 Uhr rückte Ney mit seiner Infanterie aus Chivy; ihm folgte der Rest des französischen Heeres auf dem Fuße. Ein dichter Nebel lagerte; in der Nacht hatte es stark geschneit. Ney benutzte den Nebel und richtete zwei Kolonnen auf die Dörfer Semilly und Ardon, die am Fuße der Höhenfläche von Laon liegen. Nach einem heftigen Gewehrfeuer wurde Ardon und der größere Teil von Semilly von den Franzosen genommen. Das feindliche Heer entwickelte sich unterdes rittlings über der Straße von Soissons; der rechte Flügel stützte sich an Leully und der linke an den Hügel bei Clacy. Als sich um 11 Uhr der Nebel zerteilt hatte, ging Blücher zum Angriff über. Er sandte die Division des Fürsten Chowanski, von einer Kavalleriebrigade unterstützt, auf der Straße van Anicy den Franzosen in die linke Flanke und ließ Semilly und Ardon lebhaft von Woronzoffs und Bülows Infanterie angreifen. Dieser doppelte Angriff gelang; die Franzosen zogen sich in Unordnung zurück. Indes hielt gleich darauf ein kräftiger Angriff der Gardejäger zu Pferde unsere Kolonnenspitzen auf, und ein anderer Angriff der französischen Kavallerie zwang die Preußen, sich auf Laon zurückzuziehen.

Blücher betrachtete jedoch alles, was auf seinem rechten Flügel und im Zentrum vorging, als bloße Demonstration, denn es schien unmöglich, daß Napoleon von der Straße von Soissans, gerade auf der stärksten Seite der Verbündeten, angreifen würde, da er doch von der Reimser Straße aus uns leichter beikommen und unsere Rückzugs-

straße bedrohen konnte. Auch konnte man sich bald überzeugen, daß Napoleon die Stellung von Laon auf der Stirnseite für unangreifbar erkannte und nur aus Ungeduld über das Ausbleiben seiner rechten Kolonne unter Marmont wiederholte, aber vereinzelte Angriffe darauf richtete, um des Gegners Aufmerksamkeit hierher zu ziehen. Aber Blücher ließ sich dadurch nicht täuschen; als man ihm die Annäherung der Marmontschen Kolonne meldete, befahl er Winzingerode, sich auf die Höhenfläche von Laon zu stützen und sandte die bisher in Reserve gewesenen Korps von Sacken und Langeron links ab auf die Straße von Guise, um den Angriff der Preußen Yorks und Kleists gegen Marmont zu unterstützen.

Da hiermit auf dieser Seite alle beschlossenen Schritte eingehalten wurden, so glaubte Napoleon, die Verbündeten bereiteten sich zum Rückzuge vor oder verschöben die Entscheidung auf den folgenden Tag, was ihm ganz angenehm war, da alsdann Marmont eingetroffen sein konnte. Aber es kam anders. Während die Franzosen ihre Zigarren anbrannten und sich einige Stunden Ruhe gönnen wollten, trafen York und Kleist ihre Dispositionen zu einem nachdrücklichen Anfall auf den französischen Marschall, der am Nachmittage eine Stellung bei dem Dorfe Athies, auf der Reimser Straße, eingenommen hatte. Der Angriff am Abend, der bei schon eingebrochener Dunkelheit und nur mit dem Bajonett ausgeführt wurde, gelang vollständig. Marmont wurde gänzlich geworfen und verlor seine Artillerie und seine Reserveparks. Der Prinz Wilhelm von Preußen zeichnete sich bei dem Angriffe besonders aus. Unsere leichte Kavallerie erwies sich unermüdlich. Sie machte ein Hurra bis Corbeny und Craonne

und jagte die Franzosen bis nach Berry-au-Bac. Der Verlust an Toten und Verwundeten war in diesem Treffen gering, aber wir nahmen 40 Geschütze und 130 Pulverkasten.

Wintzingerode brachte die Nacht in Semilly zu; Yorks und Kleists Infanterie auf dem Schlachtfelde von Athies, ihre Kavallerie in Fêtieux. Blüchers Meinung, oder da er schon erkrankt war, seiner Befehlshaber Meinung war, daß nach der Niederlage Marmonts Napoleon den Angriff nicht erneuern würde; aber am 10. März bei der frühesten Morgendämmerung sahen wir den Feind sich vor seinen Biwaks in Schlachtordnung aufstellen. Der Angriff unsererseits wurde sofort befohlen, und Woronzoff erhielt die Richtung auf Clacy. Während der hartnäckigen Gefechte, die sich hier entspannen, sahen wir deutlich Napoleon auf einem Hügel rechts von Clacy. Er war vom Pferde gestiegen, ein zahlreicher Generalstab umgab ihn. Einen Augenblick mochte er glauben, daß Blücher, von seiner Hartnäckigkeit überwältigt, die Stadt verlasse, und daß es möglich sei, diese mit stürmender Hand zu nehmen. Er ließ demnach zwei Angriffskolonnen vorgehen. Die eine gelangte auch wirklich bis zum Fuß der Anhöhe bei Semilly; aber sowie Bülows Preußen sie in Schußnähe hatten, begannen sie ein furchtbares Geschützfeuer und streckten die Angreifenden nieder. In demselben Augenblicke stieg ein Bataillon herab, griff die andere Kolonne auf der Landstraße an und warf sie. Als Napoleon die Unmöglichkeit einsah, Laon mit stürmender Hand zu nehmen, entschloß er sich endlich zum Rückzuge. Er gab seinem Heere die Richtung auf Soissons, das wieder in französischen Händen war, nachdem Rudzuwitsch, der es

zuletzt besetzt hielt, es verlassen mußte, um zum Heere zu stoßen.

Das zweitägige Treffen bei Laon war ganz zu unserem Vorteil entschieden. Wir hatten einen Verlust von 4000 Mann an Toten und Verwundeten; den der Franzosen konnte man auf 9000 veranschlagen. Was an Geschütz erbeutet wurde, ist schon oben angegeben. Hier ist noch zu bemerken, daß zwischen Ange-Gardien und Malmaison die Kosaken an 50 Equipagen wegnahmen und alle unsere Gefangenen befreiten.

Das war nun im Endergebnis der Gewinn, den Napoleon aus seiner kühnen Angriffsbewegung über die Aisne gezogen. Er errang einen halben Vorteil bei Craonne und stieß sich tiefe Wunden bei Laon. Das Charakteristische bei dieser Schlacht war die besondere Furcht vor Napoleon, die man verriet. Denn obgleich wir um das Dreifache überlegen waren und eine fast unbezwingbare Stellung hatten, ließen wir uns doch zwei Tage ungestraft von seinem kleinen Häuflein, das man von der Höhe ganz übersehen konnte, in derselben angreifen und beschäftigen, ohne es zu wagen, ihm tüchtig auf die Finger zu klopfen. Freilich wollte das Unglück, daß Blücher am Schluß des ersten Tages schwer erkrankte und jetzt keine eigentliche und einheitliche Oberleitung bestand. Die Korpsanführer liebten Gneisenau nicht, und obwohl sie Blücher bis dahin mit Ergebenheit gefolgt waren, erwachten jetzt die selbstsüchtigen Leidenschaften, da der Alte unfähig war, das Heer ferner zu leiten. Auch von einer andern Seite erwachten sie und erzeugten höchst kleinliche Berechnungen und Behauptungen. Wie im Siebenjährigen Kriege Saltykoff und seine Ratgeber in ihrem Stolz auf den ihnen

unerwartet zugeflogenen Sieg bei Kunersdorf hochmütig beteuerten, sie hätten genug getan, die Reihe sei jetzt an den Oesterreichern, ihrerseits etwas zu tun, so hörte man ähnliche egoistische Reden auch bei der Armee Blüchers, als Beweis, welche lähmende und lösende Kraft unverhofftes Glück hat Das Unglück hatte die verschiedenen Heere eng verbunden, jetzt, da die Aussichten immer heller wurden, und niemand mehr am Erfolg zweifelte, traten auch alle selbstsüchtigen, entzweienden Leidenschaften in den Vordergrund: der Russe traute dem Oesterreicher nicht, der Preuße nicht dem Russen; der Oesterreicher, der seinen eigenen Gang ging, traute weder dem einen noch dem andern *

Ich hatte weder bei Craonne noch bei Laon irgendeinen Befehl geführt. Ich nahm an den Ereignissen bloß als Zuschauer teil und setzte mich keiner Gefahr in größerem Maße aus, als eben nötig war, um die Vorgänge anzuschauen Ich genoß das großartige Schauspiel, das Ringen menschlicher Kräfte auf Tod und Leben um so freier, da keinerlei Art von Verantwortlichkeit auf mir lastete. Mein gutes geprüftes Pferd trug mich rasch überall hin, wo der Augenblick ein verwickelter schien, wo die Erwartung der Lösung das Herz zusammenpreßte. Fast immer konnte ich froh aufatmen, denn der Erfolg erwies sich uns günstig

* Die Memoiren von Müffling geben uns merkwürdige Aufschlüsse, zu welchen elenden, kleinlichen Berechnungen und Intrigen sich sonst verdienstvolle Offiziere des preußischen Heeres herbeiließen, aus Furcht, ihre Preußen möchten zu viel tun! — Die Russen haben nicht so gerechnet, sondern überall freudig die größten Opfer für die gemeinschaftliche Sache gebracht.

(Anmerkung des Verfassers.)

Viertes Kapitel

Ueberfall und vollständige Vernichtung des aus Russen und Preußen bestehenden Korps Saint-Priest durch Napoleon — Einnahme von Reims — Ritterdienst, den ich den Damen leiste — Der Marsch nach Paris wird beschlossen. — Vernichtung einer französischen Kolonne unter General Patthod bei Fère-Champenoise

Das nicht zahlreiche französische Heer war durch die letzten Ereignisse fast ganz zerrüttet worden. Napoleon suchte es in Soissons wieder instand zu setzen. Zum Kommandanten des Platzes ernannte er einen jungen und tapfern Offizier, der noch sein Glück zu machen hatte, den Oberst Gérard von der Alten Garde. Es scheint auch, als ob er beabsichtigt hätte, seinem Heer einige Tage der Ruhe jenseits der Aisne zu gönnen, aber ein unvermutetes Ereignis ließ ihn wieder zum raschen Angriff übergehen. Der Graf von Saint-Priest, der mit frischen Ersatztruppen, 14 000 Mann Russen und Preußen, vom Rhein durch die Ardennen nach Vitry gekommen war, glaubte kein besseres und vorteilhafteres Unternehmen vor sich zu haben, als Reims zu nehmen, um die Verbindung zwischen dem großen Heer unter Schwarzenberg und dem Schlesischen unter Blücher wiederherzustellen. Er setzte sich sogleich in Marsch und nahm nach einem unbedeutenden Gefecht die Stadt ein. Nachdem er Herr von Reims war, hätte er sich sogleich über Berry-au-Bac mit Blücher in Verbindung setzen sollen, aber er blieb untätig und glaubte sich durch starke Streifkorps hinlänglich gedeckt. Napoleon beschloß hierauf, im Angesicht einer siegreichen, nur leider

infolge von Blüchers Krankheit und daher entspringender Untriebe völlig untätigen Armee, die Stadt Reims, deren Lage ihm wichtig schien, wieder zu nehmen. Von Fismes aus zog er eilig heran, vertrieb am 13. März Saint-Priest aus Reims und schlug und zerstreute dessen Korps. Die Trümmer wurden bei Berry-au-Bac von York aufgenommen. Saint-Priest starb an seinen Wunden.

Die einzige Folge dieses nachteiligen Gefechts war, daß die eingeschlummerten Führer der Schlesischen Armee sich aus ihrer Untätigkeit wieder etwas aufrafften. Man vermutete, Napoleon habe große Verstärkungen erhalten und bedrohe von neuem über Berry-au-Bac den linken Flügel des Heeres. Demnach wurde eine neue Konzentration bei Laon befohlen.

Am 17. März war Napoleon endlich von Reims gegen die Marne und Aube abgezogen, um zu versuchen, ob seine Manöver nicht besser auf das Hauptheer der Verbündeten wirken würden, als es gegen Blücher der Fall war. Freilich, wenn er es nur mit Schwarzenberg zu tun gehabt hätte! Aber wie hier bei uns die Kraft Blüchers, stand ihm dort der feste Wille Alexanders gegenüber. Um seinen Abmarsch und seinen Rücken, wie zugleich Paris gegen Blücher zu decken, ließ er die Marschälle Marmont und Mortier an der Aisne zurück. Seine Abwesenheit wurde bald verspürt, und das Schlesische Heer, dem immer noch seine wahre Seele fehlte, bewegte sich nun wieder langsam vorwärts. Winzingerode erhielt Befehl, Reims, das Mortier besetzt hatte, zu nehmen. Tschernitscheff, der die Vorhut führte, nahm auch wirklich Reims ein, da Mortier zu Marmont nach Fismes abgezogen war, und ließ ein Regiment Kosaken dort zurück. Ich befand mich

eben in der Nähe Winzingerodes, als er Tschernitscheffs Bericht über die Einnahme von Reims erhielt. Er sprengte sogleich hin und war nicht wenig verwundert, als er mit scharfen Schüssen empfangen wurde und Reims in den Händen der Franzosen vorfand. Er loderte heftig auf, in der Meinung, Tschernitscheff hätte ihm einen unbegründeten, prahlerischen Bericht abgestattet. Inzwischen kam dieser selbst herbei und erzählte, wie er überrascht worden sei. Mortier hatte sich nämlich auf seinem Rückzuge eines anderen besonnen und im Galopp ein Dragonerregiment nach Reims zurückgeschickt, das mit leichter Mühe die Kosaken wieder aus der Stadt vertrieb. Reims sollte nun mit Gewalt genommen werden, und unsere Truppen rückten näher an die Stadt heran; doch da wir nur Kavallerie und wenig reitendes Geschütz hatten, blieb die Sache bei einigen hineingesandten Kugeln und beim Parlamentieren. Der Feind, der keine Infanterie sah und inzwischen noch durch die herankommende Division Roussel unter General Belliard verstärkt worden war, wollte von Uebergabe und Rückzug nichts wissen. Die Tore wurden verbarrikadiert, und eine lebhafte Kanonade entspann sich längs der Vesle und beim Laoner und Retheler Tor. Das Geschützfeuer der Franzosen dauerte bis zum späten Abend, und schon ließ Winzingerode, der von Belliards Ankunft nichts erfahren hatte, erstaunt über den Widerstand, aus den naheliegenden Dörfern Leitern herbeitragen, um die Stadt durch Ersteigen zu nehmen. Aber Belliard, der einsah, daß er sich nicht auf die Dauer halten könnte, erwartete nur die Dunkelheit der Nacht, um sich mit seiner Division zu Mortier fortzuschleichen. Die Dragoner sollten noch eine Zeitlang dableiben und ihm dann als Nachhut folgen.

Während man Leitern suchte, sandte man den Major Busch als Parlamentär. Er wurde aber nicht angenommen. Ein Offizier vom Generalstabe, ein Schwede von Herkunft, wurde erschossen, weil er versucht hatte, mit einer Schildwache in Gespräch zu kommen. Ich war mit diesem Schweden, ehe ihn der Unfall getroffen, an einen Teil der Stadt gegangen und hatte bemerkt, daß alle französischen Posten nur aus abgesessenen Dragonern bestanden, nirgends war ein Infanterist zu erblicken. Ich eilte sogleich zu Winzingerode, berichtete darüber und bat ihn, mir zwei Stück Geschütz zu geben; ich wollte es übernehmen, das Laoner Tor auf der Stelle einzuschießen und es auch besetzen, wenn er mich mit einem Bataillon Jäger unterstützen ließe. Die von mir vorgebrachten Gründe leuchteten dem General ein; meine dringenden Bitten bestimmten ihn vollends dazu. Er gab mir die verlangten Geschütze und erteilte dem General Krassowski Befehl, mich mit dem 14. Jägerregiment zu unterstützen.

Ich ließ die Geschütze bis nahe an das Tor heran bringen und kümmerte mich dabei wenig um die Gewehrschüsse, die über die Mauern gegen uns fielen. Als der Offizier genau gerichtet hatte, begann das Geschützfeuer. Beim fünften Schuß lagen die Torflügel in Stücken. Ungefähr zwanzig Jäger folgten mir mit Aexten und hieben sie vollends ein. Ich war nunmehr Meister des Tores, aber was mich verdroß, war, daß es inwendig palisadiert war, auch war querüber ein Graben gezogen. Da jedoch alle diese Verteidigungsanstalten ohne Verteidiger waren, so wurden die eilig eingerammelten Palisaden bald aufgerüttelt oder umgehauen und in und über den Graben geworfen; dann rückte eine Kompagnie Jäger hinüber. Wir

standen jetzt in der Stadt; der Feind hatte allen weiteren Widerstand aufgegeben und war abgezogen.

Da es mir klar schien, daß die Dragoner, als sie sich allein Winzingerodes Korps gegenüber sahen, die Stadt aufs schleunigste verlassen würden, so führte ich einen Teil der Jäger ohne Verzug die Straße hinab zum Rathaus. Die Nacht war dunkel, in den Fenstern nirgends Licht; die Menschen hielten sich überall hinter verschlossenen Türen, wie die Mäuse in ihren Löchern. Als wir so waffendröhnend über das Pflaster schritten, kam uns ein Haufen unbewaffneter Menschen, von Fackeln umleuchtet, vorsichtig entgegen. Ich erkannte in dem Haufen den Maire der Stadt, Herrn Andrieux, ging ihm zutraulich entgegen, und mein Anblick schien ihn sichtlich aufzurichten. Seine Absicht war, die Sieger aufzusuchen und die Stadt ihrer Nachsicht zu empfehlen. Ich richtete die ersten Trostworte an ihn, geleitete ihn zurück zum General Krassowski und empfahl ihn dessen Obhut.

Die Stadt war nunmehr in unseren Händen. Die weitere Besitznahme ging von selbst, und was in solchen Fällen zu geschehen pflegt, mußte der üblichen Ordnung nach erfolgen. Nun glaubte ich mich dem Zuge des Herzens überlassen zu können, um vor allem geängstigte, mir werte Menschen über ihr nächstes Geschick zu beruhigen. Von Andrieux hatte ich gehört, daß seine Frau und seine Töchter sich angsterfüllt in die Keller des Hauses verkrochen und dort versammelt hätten. Nur zu oft hatte Napoleon den Kriegsbrauch aufleben lassen, gesprengte Plätze der Plünderung und den Ausschreitungen seiner Soldaten zu überliefern, so daß man nun in Reims die Vergeltung dafür fürchtete. Die alte Krönungsstadt glaubte den Tag

des Gerichts herangekommen Ein Parlamentar war schnöde abgewiesen, ein anderer erschossen worden Jetzt war der Eingang gesprengt und mit stürmender Hand genommen Ein blutiger Rächer erschien in jedem bärtigen Kosakengesicht, in jeder bartlosen Kalmückenfratze.

Ein Märschlein munter vor mir herpfeifend und den klirrenden Säbel sorglos nachschleppend, richtete ich meine einsamen Schritte durch dunkle, kaum bekannte Straßen zu Andrieux' Haus Es war eine Unvorsicht, so mir nichts dir nichts in der noch nicht besetzten, feindseligen Stadt umherzuschreiten, aber wenn es einen abenteuerlichen Sinn gibt, so muß ich die dazu gehörige Beule durchaus an meinem Schädel haben und kann demnach nichts oder nicht viel gegen dessen Eingebungen Für diesmal widerfuhr mir auch nichts Schlimmes Ich erreichte das Haus und begann zu klopfen Mein Lärmen nahm immer mehr zu, aber es blieb immer gleichmäßig still. Endlich erschien ein altes Weibsgesicht an einem niedrigen Fenster nahe bei der Haustüre. Ich nannte meinen Namen, sagte, daß ich Herrn Andrieux soeben gesehen und gesprochen und auch von ihm Aufträge hätte; dann fügte ich die Namen der Töchter hinzu So viel Einzelheiten beruhigten die Alte, auch schien sie mich von früher her wiederzuerkennen Kurz, die Türe wurde geöffnet und ich hinab in den Keller geführt. Dort fand ich das hübsche Fräulein Clementine mit ihrer ebenso hübschen Schwester Louise neben der würdigen Mama in tausend Aengsten. Die Beschießung aus den Feldstücken hatte sie schon unter die gewölbten Decken gejagt, aber jetzt wurde Brand, Plünderung und grauenhafte Gewalttat erwartet. Ich war so glücklich, sie vollständig zu beruhigen. Wir waren im Keller und Champagner

bei der Hand Bald flogen die Pfropfen knallend in die Höhe, der Wein perlte in den Gläsern und zarte Lippen nippten mir zu. Es war eine militärische Szene, des Pinsels eines Wouwerman wert. Ein bewaffneter Krieger, an dessen Kleidung die Spuren des eben bestandenen Kampfes noch sichtbar sind, steht in einem gewölbten Keller zwischen mannigfachen Weinfässern und ihm gegenüber schöne Frauen, die ihm mit frohen Gesichtern köstlichen Wein in hohen Paßgläsern kredenzen! Ist das nicht ein Auftritt für ein Genrebild? Ich hatte die Genugtuung, ihn zu erleben.

Inzwischen hatte die ganze Lage der Dinge eine neue Wendung erhalten. Als Napoleon seine Anstrengungen gegen das Schlesische Heer gescheitert sah, wandte er sich zur verbündeten Hauptarmee zurück, um zu versuchen, ob er hier vielleicht mehr Glück hätte Schwarzenberg war immer bereit, zurückzugehen, wenn Napoleon nur den Finger drohend gegen ihn aufhob. Alexander widerstand jedoch dem und bewirkte, daß man dem Andringenden bei Arcis-sur-Aube am 21. einen nachhaltigen Widerstand entgegensetzte. Als Napoleon sich auch hier abgewiesen sah, schwankte er einen Augenblick Hinter sich die 100 000 Mann starke Schlesische Armee, vor sich die gleich starke oder stärkere Hauptarmee, er selbst dazwischen mit, alles in allem gerechnet, vielleicht 100 000 Mann, aber immer enger eingeklemmt, mußte er in den großen Ebenen zwischen der Marne und Aube ein zweites Leipzig befürchten. Zwei Ausgänge blieben ihm, nach rechts und links; rechts gegen Paris, um dieses Herz und Haupt des Reichs, den Keim und Kern seiner Macht, zu schützen; links gegen die Maas- und Moselfestungen, um den Kriegsschauplatz auf

diesen verwickelten, ihm aber günstigen Boden zu verlegen, wo er den Krieg für die Verbündeten verderblich zu machen hoffte, da er zwischen den Festungen manövrieren, durch sie Lebensmittel beziehen und sie als Stützpunkte benützen konnte. Gewohnt, den Anstoß zu geben, zweifelte er nicht, daß auch jetzt die Verbündeten gehorsam seiner Bewegung folgen würden. So geschah es auch. Schwarzenberg schlich ihm langsam mit der Hauptarmee auf Vitry nach. Blücher dagegen hatte die Marne erreicht und sich des Flusses von Châlons bis Château-Thierry bemächtigt. Napoleon hätte wahrscheinlich seinen Zweck erreicht, wenn er sich nicht selber verraten hätte. Er meldete seiner Gemahlin in einem kurzen Schreiben seinen Plan, und daß er jenen Marsch unternommen hätte, um die Verbündeten aus der unbequemen Nähe von Paris wegzuziehen. Dieses Schreiben wurde durch Tettenborns Kosaken aufgefangen und ließ ein Licht aufgehen. Dazu waren die Umstände günstig. Der Kaiser von Oesterreich war mit dem schwer auf dem Hauptquartier lastenden diplomatischen Korps in Bar-sur-Aube zurückgeblieben und Schwarzenberg mit dem König von Preußen voraus nach Vitry abgegangen. Nur Alexander weilte noch mit seinen nächsten Getreuen Barclay, Diebitsch, Toll und Wolkonsky in Sommepuis und beriet sich mit ihnen. Einerseits hatte man Nachricht, daß Winzingerodes Reiterei in Vitry angekommen und die Verbindung mit der Schlesischen Armee damit hergestellt sei. Andererseits deutete Napoleons Schreiben an Marie Louise den verwundbaren Fleck, die Achillesferse des Helden an. Durfte man länger zögern, sich gegen Paris zu wenden und den Krieg dort zu beenden? Jetzt oder nie war der Augenblick dazu. Nur e i n e Stimme aller Verständigen war dafür! Nur

Feigheit oder Intrige mochten anders denken! Als sich Alexander nun zu jenem Marsch entschloß, als er nun dem König von Preußen und Schwarzenberg nachellte und auch sie dafür zu bestimmen wußte, da drang ein Jubelschrei durch das ganze Heer: Paris! Paris! Sofort nahm das ganze Heer die entgegengesetzte Richtung. Bloß Winzingerodes Reiterei schickte man Napoleon zur Täuschung nach. Blücher war seinerseits schon ohnehin zu jenem Marsch bereit, und alles zog nun munter und fröhlichen Sinns dem sündhaften Babel, wie die frommen Deutschen es damals nannten, zu.

Also nach Paris! Blücher, der die Korps von Langeron, Sacken und Woronzoff in Châlons versammelt hatte, brach am 25. März früh auf der kleinen Straße über Vertus auf. Ich suchte Winzingerode, der in geheimer Expedition fort war, gab aber meine Nachforschungen auf, als ich ihn nicht fand. Erst in der Folge erfuhr ich, zu welcher mit Geheimnis umgebenen Operation seine 8000 Reiter verwandt worden waren.

Aber ich hatte mir nicht vorgestellt, daß ich auf der Straße, die ich eilig hinabzog, um einen guten Lagerplatz aufzufinden, dem schlagfertigen Feinde begegnen würde. Eben war ich an Blüchers geschlossenem Wagen vorübergeritten und hatte ihn darin ruhig schlummern sehen. Es schien nach allen Seiten Sicherheit und Ruhe zu walten; allein, etwa eine gute französische Meile weiter, sah ich plötzlich diesseits Bergères vier französische Jäger mir entgegenkommen. Ich hielt mein Pferd an, um die unerwartete Erscheinung, die ich mir nicht zu erklären wußte, genauer zu betrachten. Jedoch meine Kosaken, die mit ihrem geübten und begierigen Auge die Franzosen bereits erkannt

hatten, machten sogleich Jagd auf sie, und da sie umkehrten, verfolgten sie sie eine ganze Weile Ein Jäger stürzte, und die Kosaken brachten ihn gefangen ein Er sagte aus, daß er zu einer Kolonne von 7—8000 Mann gehöre, die einen großen Transport zu Napoleons Heer geleite, die Nacht hätte sie in Etoges zugebracht und wollte nach Vitry, um zu den Marschällen Marmont und Mortier zu stoßen, die, gleichfalls auf dem Marsche zu Napoleons Heer, dort übernachtet hatten. Ich gab herüber sofort Nachricht an den General Müffling, an dem ich gleichfalls vorübergeritten war. Er sprengte sogleich mit verhängtem Zügel heran, um sich mit eigenen Augen über den Marsch der Kolonne zu vergewissern. Wir sahen sie bald, wie sie sich seitwärts auf Trecon wandte, vorüberziehen, und in ihrem Schweif bemerkten wir einen großen Transport Sobald Müffling sich davon überzeugt hatte, sandte er dem General Korff, der an der Spitze des Langeronschen Korps zog, den Befehl zu, mit seinen Dragonern vorzugehen und der Kolonne den Weg auf Vitry zu verlegen

Korffs Reiterei war bald zur Stelle, und sprengte querfeldein, um den Weg zu besetzen, auf dem sich die feindliche Kolonne bewegte Als sie dieselbe eingeholt, ging sie gleich zum Angriff über, aber ohne ein günstiges Ergebnis zu erzielen Korff hatte nur vier reitende Geschütze, die natürlich nicht von großer Wirkung waren. Seine Angriffe wurden von der französischen Infanterie mit Unerschrockenheit zurückgewiesen Sie hatte mehrere Vierecke gebildet und ließ die Dragoner auf nahe Schußweite herankommen, worauf sie Feuer gab, so daß die Reiter ihr nichts anhaben konnten. Auf solche Weise widerstand General Pacthod, der die Kolonne befehligte, eine ganze

Stunde festen Fußes allen Angriffen Korffs. Es schien, daß er seine Lage nicht für gefährlich hielt, denn er versuchte keine Bewegung, um sich auf Fère Champenoise zurückzuziehen, wohin die Marschälle Marmont und Mortier, als sie auf die Reiterei der großen Armee unter Graf Pahlen gestoßen waren, ihren Rückzug genommen hatten. Das Viereck, das er bildete, war bedeutend an Ausdehnung. Er stützte seine rechte Flanke an ein Dorf und ließ den Transport hinter sich in einen Haufen zusammenfahren.

Da aber die Zahl unserer Truppen, die gegen ihn verwandt wurden, von Stunde zu Stunde zunahm, so blieb ihm bald kein anderes Mittel, als Fère Champenoise querfeldein zu gewinnen. Ein Teil des Transportes wurde bei diesem Vorrücken erreicht und geplündert. Pacthod gestaltete seinen Rückzug schachbrettförmig; jedes Regiment bildete ein Viereck für sich, und sechzehn Geschütze in der Front und auf den Flanken wiesen die Angriffe unserer Kavallerie durch ein wohl gerichtetes Feuer zurück. Schon hoffte der General, in dieser Marschordnung Fère Champenoise zu erreichen, als sich der Graf Paul Pahlen mit zwei Regimentern berittener Jäger in seinem Rücken aufstellte und ihn zwang, sich durchzuschlagen oder die Waffen zu strecken. Ein feindliches Viereck formierte hierauf eine Angriffskolonne, warf sich auf die Jäger und nötigte sie zum Weichen; aber dieser Erfolg war nur von kurzer Dauer. Pahlen benutzte einen Augenblick der Zerrüttung und Unordnung, sprengte auf den Feind ein, durchbrach seine Reihen und hieb sie nieder. Als Pacthod hierauf die Unmöglichkeit einsah, Fère Champenoise zu erreichen, beschleunigte er seinen Marsch in der Richtung auf die

Sümpfe bei St. Gond Inzwischen war die Husarendivision des Generals Wassiltschikoff herangekommen und versuchte mehrere Angriffe, die jedoch ohne Erfolg blieben Das furchtbare Viereck — denn es gab deren nur noch eins —, wies die Kavallerie, die sich in fruchtlosen Angriffen erschöpfte, unerschrocken zurück Bei einer dieser Attacken, welche die Alexandrinischen Husaren ausführten, und deren Leitung Wassiltschikoff mir anvertraut hatte, brachte mich mein angeschossenes und scheu gewordenes Pferd bis unter die Gewehrläufe des Feindes, und es ist ein Wunder, daß ich unversehrt davon kam

Während diese Angriffe sich fast unausgesetzt wiederholten, erblickten wir plötzlich auf den Höhen, die jene unendlichen Flächen umgaben, heranziehende Kavalleriemassen Da wir vom Morgen an eine starke Kanonade in der Richtung von Sommesous vernommen hatten, so glaubten wir anfangs annehmen zu müssen, daß feindliche Streitkräfte heranzögen, um der bedrängten Kolonne zu Hilfe zu eilen. In der Tat eröffnete bald darauf eine Batterie von zwölf Geschützen von der Höhe herab ein furchtbares Feuer auf uns Es fegte uns bald aus der Ebene hinweg und schaffte der unglückseligen feindlichen Kolonne Zeit, Atem zu schöpfen.

Bei dem plötzlichen Erscheinen jener Kavalleriemassen hatte mich indes, ich weiß nicht wie, die Ahnung ergriffen, daß es Teile unseres großen Heeres seien Ich hatte am Morgen in der Ferne eine österreichische Patrouille zu erkennen geglaubt, und dies hatte mich vermuten lassen, daß Fürst Schwarzenberg in unserer Nähe sein könnte. Ich teilte diese Vermutung den Generalen Korff und Wassiltschikoff mit und erbot mich hinzureiten und über die

Truppen näher Kundschaft einzuziehen. Als ich darauf mit verhängtem Zügel fortsprengte, begegnete ich bald darauf den Flügeladjutanten des Kaisers, Michael Orloff und Nikita Wolchonski, die zu demselben Zweck, wie ich, abgesandt worden waren. Ich erfuhr von ihnen, daß sich der Kaiser selbst auf den Höhen befände Sie kehrten auf der Stelle zurück, um den erwarteten Bericht abzustatten und das Schießen einstellen zu lassen.

Jetzt änderte sich schnell der Stand der Dinge Das reitende Geschütz, das uns so unwillkommen begrüßt hatte, die Batterie Markoff, rasselte von der Höhe hinab in die Ebene und eröffnete ein Höllenfeuer gegen die Kolonne Pacthods Diese stellte ihre Gewehrschüsse nicht mehr entgegen, fuhr aber fort, sich auf die Sümpfe von St. Gond zurückzuziehen. In der Richtung, die sie verfolgte, hatte Korff, der ihr zuvorkam, zwei Stück Geschütz aufgestellt und empfing sie bei ihrer Ankunft mit Kartätschen Doch die tapfere Schar rückte unerschüttert vorwärts und nötigte das Geschütz, seine Stellung zu verlassen Da sie rings umgeben war, wurden Parlamentare hingesandt, die sie aufforderten, sich zu ergeben; doch sie antwortete mit Schüssen. Der Kaiser, der solchen Mut ehrte, sandte einen seiner Flügeladjutanten namens Rapatel, der einst Adjutant Moreaus gewesen war, und ließ sie nochmals auffordern, das Gewehr zu strecken; er versprach dabei freien Abzug für die Mannschaft. Abermals ward mit Schüssen geantwortet, und zwei Kugeln trafen den armen Rapatel zu Tode Wie man später hörte, befand sich ein leiblicher Bruder von ihm in den feindlichen Reihen. Endlich gelang es dem Regiment reitender Jäger von Severien unter Oberst Denissieff und den Alexandrinischen Husaren

unter Oberst Lessowski, in die unerschütterlichen Glieder einzubrechen. Andere Regimenter folgten. Die Kolonne wurde niedergehauen, zerstreut und vernichtet. Was nicht tot oder verwundet danieder lag, wurde gefangen genommen; es entkam auch nicht ein einziger Mann! Gefangen wurden die Generale Pacthod, Amey, Thevenot, Jamin, Delort und Bouté. Sie wurden auf der Stelle vor den Kaiser geführt, der die heldenmütige Ausdauer, mit der sie widerstanden, anerkannte und großmütig darauf bedacht war, sie durch freundliche Trostworte aufzurichten. In der ganzen Armee gab es auch nicht einen, der dem heldenmütigen Benehmen des Generals Pacthod nicht hätte Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Diese Kolonne, die aus etwa 6—7000 Mann bestand und von den Generalen Pacthod und Amey geführt wurde, war vor kurzem als besondere Abteilung von Paris abmarschiert, und sollte dem Heer unter Napoleon einen großen Transport von Munition und hunderttausend Rationen Brot — das letztere als ein Geschenk der Hauptstadt — zuführen. Die verwegene Richtung, die Napoleon in dem Rücken des großen verbündeten Heeres genommen hatte, mußte die Kolonne zwischen dieses und das Schlesische Heer führen, wo sie durch den Druck dieser Massen gleichsam zerquetscht wurde. Sie war über Montmirail an dem für sie verhängnisvollen Tage von Etoges abgerückt und marschierte ahnungslos in die ihr entgegenkommende Klemme hinein. In derselben Art, wie ich auf dem Wege nach Bergères plötzlich auf ihre Aufklärer stieß, war die Kolonne gleichzeitig von dem englischen Kapitän Harris, dem Adjutanten des englischen Kommissars Lord Stuart, der mit einigen Reitern einen Streifritt machte,

erblickt worden, worauf dieser Blücher Nachricht über sie gab Der Mut und die Ausdauer, mit der sie, von allen Seiten angegriffen, Widerstand leistete, ist um so bemerkenswerter, als sie nicht ganz aus Linientruppen, sondern zu einem bedeutenden Teil aus Nationalgarden bestand.

In all diesen Kämpfen bei Fère Champenoise, gegen Pacthod sowohl als gegen die Marschälle Marmont und Mortier, hatten wir nur Reiterei, und doch, welche Ergebnisse! Mehrere Tausend Gefangene, über 60 Geschütze, 350 Pulverwagen usw !

Auf dem Schlachtfelde, das mit Trümmern verschiedener Art übersät war, gelang es mir, ein treffliches Pferd als Kriegsbeute einzufangen. Es war eine arabische Stute und gewiß eins der schönsten Tiere dieser Art. Nie habe ich ein angenehmeres Pferd geritten Ich gewahrte es im Felde frei umherlaufen. Nach Sattel und Decke mußte es ein französisches Pferd sein, dem sein Reiter abhanden gekommen war. Ich machte gleich Jagd darauf, aber zugleich mit mir zwei Gardekosaken. Ich ritt einen Engländer, der zwar ein Schnelläufer, aber ungefüge in der Lenkung und nicht so gewandt in der Bewegung als die verfolgte Araberin war Schon verzweifelte ich, die morgenländische Prachtbeute zu erjagen, als es mir plötzlich glückte, die fliegenden Zügel mit der Säbelspitze zu erfassen, und darauf der scheuen Schönheit ganz Meister zu werden Mit mutvollen Blicken sahen die Kosaken sich die Beute entführt

An demselben Tage, da uns Pacthods Kolonne so viel zu tun gab, wurden in geringer Entfernung und zum Teil von den gleichen Truppen die Korps der Marschälle Marmont und Mortier hart bedrängt und geschlagen. Das

vereinte siegreiche Heer lagerte hierauf um Fère Champenoise, und das Hauptquartier des Kaisers und des Königs von Preußen war in dem genannten Städtchen.

Fünftes Kapitel

Schlacht von Paris. — Ich schließe mich dem Reiterkorps des Grafen Peter von Pahlen an. — Uebergabe von Paris. — Einzug der Verbündeten in die Hauptstadt. — Oeffentliche Kundgebungen des Volks auf dem Vendômeplatz. — Lärmszenen der Royalisten im Théâtre Français. — Einzug des Grafen von Artois in Paris. — Abschluß des Friedens und Heimmarsch

Paris ist von der Nord- und Ostseite gewissermaßen durch die Natur selbst geschützt. Nördlich deckt es der hohe und steile Montmartre, östlich ein Höhenzug voll Schluchten, Gründen, Hügeln, der mit Häusern, Gärten und Dörfern wie übersät ist. So war das Terrain hier im höchsten Grade schwierig, und wenige Verteidiger konnten leicht die größten Massen aufhalten. Alle vorspringenden beherrschenden Punkte und Dörfer wurden von den Franzosen mit Geschütz und Truppen besetzt, und mußten nun einer nach dem anderen mit der Waffe in der Hand genommen werden, was bei der tapferen Verteidigung der französischen Truppen, die sich im Angesicht ihrer Hauptstadt schlugen, außerst viel Blut kostete, und des edelsten Blutes; denn Schwarzenberg hatte den Fehler begangen, mehr wie 25 000 Mann (Sacken und Wrede) in Meaux zu lassen, um den Rücken gegen Napoleon zu decken, von dem aber in dieser Richtung auf mehrere Tagemärsche weit nichts zu sehen und zu hören war. Andere 25 000

Mann, den Kronprinz von Württemberg und Gyulay, schob er, wie er es schon bei Leipzig hatte tun wollen, in ein enges durchschnittenes Terrain zwischen dem Vincenner Wald und der Seine, wo eine einzige Division ausgereicht haben würde. So blieben nach Abzug dieser 50000 Mann, die nichts zu tun hatten, nur die Elitetruppen der Hauptarmee, die Grenadiere und Garden, zum Kampf auf dem verwickelten Terrain im Zentrum übrig. Sie erlitten infolgedessen an diesem letzten Tage des Feldzugs bedeutende Verluste; die preußische Garde allein verlor an 70 Offiziere und 1300 Soldaten. Man hatte einen so nachhaltigen Widerstand nicht erwartet, das Terrain nicht gehörig erkundet, sondern griff am folgenden Morgen gleich da an, wo man angekommen war; aber das war auf der starkten Seite. Freilich waren die Augenblicke kostbar. Man mußte alles aufbieten, um Meister von Paris zu werden, ehe Napoleon ankäme, von dessen Annäherung man unterrichtet war. Seine Person, die allein eine Armee wert war, hätte hier das Doppelte gegolten, da sie alles mit ihrem Geist, ihrer Tatkraft und Entschiedenheit erfüllt hätte. Die Entscheidung des ganzen Feldzugs stand auf dem Spiel, daher tat die größte Eile not.

Ich hatte mich inzwischen dem Reiterkorps des Grafen Peter Pahlen angeschlossen, und beschränke mich bei meiner Erzählung auf meine persönlichen Erlebnisse, da ich die Begebenheiten des Kampfes bei Paris als bekannt voraussetze. In den entscheidenden Augenblicken des Ringens hatte der Herzog von Ragusa (Marmont) einen Parlamentär gesandt, um über einen Waffenstillstand zu verhandeln. Der Generalissimus, Fürst Schwarzenberg, gestand einen Waffenstillstand von zwei Stunden zu, unter der

Bedingung, daß der Marschall von den Anhöhen überhaupt zurückweichen, sich auf die Besetzung der innern Linien beschränken und sich mit dem Marschall Mortier über die Punkte einer schließlichen Kapitulation beraten sollte. So wurde die Konvention vorbereitet, die nach geringen Zwischenfällen bald zustande kam und Frankreichs herrschende Stadt vor dem Schicksal bewahrte, in einer demütigenden Art die Uebermacht der allseits heranrückenden Gegner zu erfahren.

Inzwischen waren die Schranken in aller Ordnung und den Abmachungen gemäß von unsern Truppen besetzt worden. Diese hatten den Befehl, fürs erste niemand vom verbündeten Heer in die Stadt zu lassen. Nach und nach versammelten sich viele Generale, darunter der Kronprinz von Württemberg, die hier auf den Einzug der Monarchen warteten. Dieser imposante Einzug fand gegen drei Uhr statt. Mehr als tausend Offiziere und Generale, darunter viele Prinzen und Fürsten, folgten dem Kaiser und dem Könige, die an der Spitze ritten, Alexander auf seinem Lieblingspferde, Mars genannt. Er war vorübergerauscht, der Zug der Triumphatoren, als ich mich an den Schweif schloß und nunmehr auch in Paris einzog, das erstemal in meinem Leben. Es war ein guter Tag und eine rühmliche Gelegenheit! Ich ritt meine prachtvolle, arabische Stute, jene Kriegsbeute von den blutgetränkten Feldern, darin Paethods mutige Schar erlegen war.

Am Eingang der Elysäischen Felder hielten der Kaiser und der König von Preußen und ließen die Truppen im Parademarsch vorüberrücken. Die Zahl der städtischen Zuschauer und Gaffer stieg nach und nach ins Unermeßliche; natürlich fehlten auch die Zuschauerinnen nicht. Um fünf

Uhr nachmittags hatte das Vorbeirücken der Truppen ein Ende, und die Monarchen verfügten sich zu den ihnen bereiteten Wohnungen. Das Gedränge zerfloß allmählich, und wer nicht vom Dienst im Hauptquartier oder bei den abrückenden Truppen gehalten war, suchte sich nun die ersten vergnügten Stunden in Paris zu machen. Als wir über den Vendômeplatz schritten, sahen wir das Volk damit beschäftigt, das eherne Bild Napoleons von seinem hohen Standpunkt herabzureißen. Ein lärmender Haufen stand unten und schrie: „Nieder mit dem Tyrannen, nieder mit dem Usurpator!", während einige Wagehälse emporgestiegen waren und einen Strick um den Hals Napoleons gelegt hatten, dessen Enden sie hinabwarfen. Das Volk spannte sich vor und versuchte das Standbild umzureißen, aber es widerstand den Angriffen. Das Seltsame dabei war, daß die Statue, von unten gesehen, die Stricke wie lange Zügel in der Hand zu halten und das Volk zu lenken schien. Auch hörte ich einen alten Schnauzbart, der abwärts des Gedränges stand, sagen: „Seht den Teufelskerl, er hält uns noch immer mit seiner starken Faust!" Der Auftritt, der wohl von weißen Kokardenträgern veranlaßt worden war, nahm dadurch ein Ende, daß ein Zug der Semenoffschen Garde heranrückte, und schweigend, ohne irgend eine Angriffsbewegung, die Säule umstellte, worauf das Volk sich ohne Zeichen des Unmuts verlief und es auf dem Platze ruhig wurde.

Um acht Uhr brachen wir ins Théâtre français auf und erwischten noch glücklich eine Loge im dritten Rang. Talma und die Duchesnois traten an diesem Abend auf. Als das kleine Vorstück beendet war, traten junge Franzosen, die wir kannten, darunter Modène, Montmaur und

Rochefoucault zu uns in die Loge und baten um die Erlaubnis, aus dem Versteck, in dem sie sich hinter uns hielten, ein Papier auf die Szene werfen zu dürfen, sobald der Vorhang beim Anfang des zweiten Stücks emporrollen würde. Wir machten einige Einwendungen, aber die jungen Männer zeigten uns, welche schönen Augen zu gleicher Zeit die Bitte an uns richteten. In der Tat sahen wir aus mehreren Logen junge Damen flehende Blicke auf uns werfen und durch Ausdruck des Gesichts und durch Neigen der Köpfchen die Teilnahme darlegen, die sie für die Erfüllung der Bitte hegten. Wie war da zu widerstehen? Wir maskierten bestens das bourbonische Wurfgeschoß und ließen geschehen, was dem Waffenstillstande übrigens nicht entgegen war.

Kaum war der Vorhang aufgerollt, so flog ein Papier, geschickt geschleudert, auf die Bühne hin und fiel in die Mitte derselben nieder. Zugleich erschallte von vielen Seiten der Ruf: „lesen! lesen!" Ein Schauspieler trat heran, aber es ertönte der Ruf: „Talma! Talma!" Der berühmte bonapartistische Künstler ließ auf sich warten, und wieder trat ein Schauspieler herbei, das Papier aufzuheben „Nein, nein," erscholl das Geschrei, „Talma! Talma!" — Die Schreienden erhitzten sich, Neugierde mochte auch Bonapartisten aufreizen; die Stimmen verwickelten sich, es entstand ein wütendes Brüllen Endlich kam Talma und wurde mit schallendem Beifallsruf empfangen. „Lesen! Lesen!" lautete jetzt das Geschrei. Er entfaltete das Papier, blickte hinein und schien zu zaudern „Lesen! Lesen!" hieß es wieder. Endlich las er und mit Ausdruck Es waren Verse zum Lobe Ludwigs XVIII. und der Bourbonen Es war zum erstenmal, daß seit einem Menschenalter

diese Namen öffentlich genannt und gepriesen wurden. Es geschah dies unter großem Beifallsruf, aber mißbilligende Stimmen und Gepfiff fehlten auch nicht. Als Erwiderung darauf wurde mit rasendem Geschrei die zweite Vorlesung gefordert. Talma, ganz wieder der große Schauspieler, der sich von seiner Rolle durchdringen läßt, las mit Feuer und Innigkeit. Wiederholter, anhaltender Beifallsruf krönte seine Bestrebung; und waren Napoleonisten unter den Klatschern, so mochten sie sich innerlich damit beruhigen, daß sie nur den Vortrag, nicht aber den Inhalt des Gedichts billigten.

Nachdem dieser Auftritt und sein Verlauf das Uebergewicht der Bourbonisten im Theater dargelegt hatte, ward an die Ausführung eines anderen Vorhabens gedacht. Ueber dem Proszenium war ein großer vergoldeter Adler angebracht. Plötzlich erscholl der Ruf: „Nieder mit dem Adler! Fort mit dem Vogel!“ und dann wieder von der andern Seite: „Lilien dahin! Lilien für immer!“ Das Geschrei nahm zu, verstärkte sich und wurde so tobend, daß an keine Vorstellung zu denken war. Da erschien ein Schauspieler auf der Bühne und zeigte unter vielen Bücklingen an, daß gar keine Vorrichtung zur Hand sei, um den Vogel in seiner Höhe zu erreichen, aber am nächsten Morgen solle er ganz gewiß herabgenommen werden. Die Demut, mit der dies gesagt wurde, beruhigte, und das zweite Stück begann und konnte ohne Unterbrechung zu Ende geführt werden.

Am 3. April las man an den Straßenecken von Paris zwischen verschiedenen Anschlägen die Bekanntmachungen der provisorischen Regierung, des Inhalts: Napoleon Bonaparte sei des Throns verlustig erklärt worden und das Nach-

folgerecht seiner Familie abgeschafft. Das französische Volk und Heer werde demnach des Eides der Treue gegen ihn entbunden. — Es ist erstaunlich, mit welch geringer Aufregung die Bekanntmachungen gelesen wurden. Nirgends bildeten sich Ansammlungen des Volks; nirgends sah man bestürzte, betrübte oder gar drohende Gesichter. Die geschäftige oder müßige Menge lief nach wie vor durch die Straßen; es war ein Tag wie die übrigen. Zwar wurden Flugschriften in den Straßen ausgeboten, welche die provisorische Regierung angriffen und bitter tadelten, aber das waren die Bestrebungen einzelner, die auch nur von einzelnen beobachtet wurden. Dagegen wurden andererseits Flugschriften gegen Napoleon ebenfalls zahlreich umhergetragen. Was in dem gewöhnlichen, öffentlichen Gewühl mit alltäglicher Fratze als etwas Außerordentliches erschien, war die Tätigkeit der Hämmerer und Kratzer. Ueberall, wo ein N, ein Adlerchen oder eine napoleonische Inschrift leicht zu vernichten war, erschien das Gesindel und machte sich an die Arbeit, die wohl ihre versteckten Förderer und Bezahler hatte.

Die folgenden Begebenheiten, die aus hundert Büchern bekannt genug sind, die Unterhandlungen zum Frieden, die Abreise Napoleons nach Elba, die völlige Auflösung seines Heeres, öffneten uns Kriegsmännern ein freies Feld, uns der mannigfachen Genüsse, die die Weltstadt bietet, zu erfreuen.

Von den öffentlichen Ereignissen in den Straßen von Paris habe ich den Einzug des Grafen von Artois zu erwähnen. Junge Bourbonisten von Stande bildeten Ehrengarden, um den Auftritt pomphafter zu machen. Nur die Nationalgarde bildete die Reihen und das Gefolge. Die

verbündeten Truppen wurden entfernt. Ich sah der Feierlichkeit aus einem Eckhause des Boulevard des Italiens zu. Auf dem Balkon und in den Gemächern um mich waren nur bourbonistische Damen, und so waren die Schwenkungen der weißen Batisttücher gewiß aufrichtig gemeint. Der Graf von Artois war in der Uniform der Nationalgarde; er ritt einen Schimmel und grüßte rechts und links mit freundlichem Anstand. Blitzschnell wurde sein wohlgesprochenes Wort: „Es ist hier nichts verändert; es gibt nur einen Franzosen mehr!“ in weiteren Kreisen bekannt und tat gute Wirkung.

Ich übergehe die vielen andern Festlichkeiten und Feiern, die jetzt folgten, wie zum Beispiel die Ankunft des Kaisers von Oesterreich oder den Einzug Ludwigs XVIII. Der Friede wurde unterhandelt und eine Konvention wegen Abzug der verbündeten Heere geschlossen, worauf sich die russische Armee in fünf Kolonnen in Marsch setzte. Am 30. Mai ward auch der Friede unterzeichnet und am 1. Juni verkündet. Am 2. Juni verließen die verbündeten Herrscher Paris und Frankreich, um sich nach England einzuschiffen.

Da ich jetzt unmöglich länger in Paris bleiben konnte, so erbat ich mir vom Feldmarschall einen Urlaub nach Karlsbad, wo wir uns mit dem Grafen Peter Pahlen ein Stelldichein gegeben hatten. Und somit sagte ich Paris Lebewohl, völlig gesättigt und ohne großes Leid über die Trennung zu empfinden, obwohl ich damals auch nicht entfernt ahnte, daß ich mich wieder, ehe ein Jahr vergangen, in dessen Mitte befinden würde.

Aus den Memoiren des
Marschalls Marmont

Das Kriegsjahr 1814

Erstes Kapitel.

Zustand des französischen Heeres — Die Epidemie in Mainz — Stimmungen in Frankreich — Die Koalition gegen Napoleon — Die eitlen Hoffnungen des Kaisers — Aushebung der Rekruten in Frankreich — Die Ansichten der französischen Generale über den Frieden — Louis Bonaparte und Holland. — Aufstellung der französischen Truppen — Uebergang der Verbündeten über den Rhein. — Mein Rückzug auf Metz — Ankunft Napoleons in Vitry — Niederlage Blüchers bei Brienne — Meine kritische Lage — Verlust der Schlacht von La Rothière.

Die Niederlagen des Jahres 1813 hatten uns wieder an den Rhein zurückgeführt. Nur in der Erinnerung lebten noch die staunenerregende Neubildung der französischen Armee zu Beginn des Jahres und die Entwickelung so ungemein starker Heereskräfte während des Waffenstillstandes. Alles war vernichtet und verschwunden. Die an der Elbe und Weichsel zurückgelassenen Garnisonen, die in den zahlreichen Kämpfen erlittenen Verluste, die Niederlage bei Leipzig, sowie das ständig wachsende Elend, hatten das Heer in ein Nichts verwandelt. Der Rückzug hatte dasselbe Schauspiel der Verwirrung geboten wie der russische. Von ungefähr 60 000 Mann, die den Rhein erreichten, besaßen kaum 40 000 noch Waffen.

Ein dermaßen aufgelöstes Heer trägt, nach all den Leiden, den Keim der gefährlichsten Seuchen in sich. Und ist man nicht vorbereitet, jene verhängnisvollen Krankheitserscheinungen zu bekämpfen, so kann man sicher sein, von

den entsetzlichsten Verheerungen heimgesucht zu werden. So wurde auch die Mehrzahl jener jungen erschöpften und entmutigten Soldaten von der epidemischen Plage rasch befallen*. Die Sterblichkeit in den eiligst errichteten, von allen Heilmitteln vollkommen entblößten Lazaretten erhob sich in rasender Geschwindigkeit zu einer solchen Zahl, daß allein in dem Mainzer Zollgebäude, das man in ein Hospital umgewandelt hatte, an einem einzigen Tag 300 Mann starben. Diese Epidemie raffte in Mainz im Jahre 1813 14 000 Soldaten und ungefähr die gleiche Anzahl Einwohner hinweg.

Es ist unmöglich, die Entmutigung und Unzufriedenheit zu beschreiben, die im Heere und in ganz Frankreich beim Anblick solcher Leiden herrschten. Und ich will gar nicht davon reden, wie düster jedermann in die Zukunft sah. Der Verbrauch von nahezu einer Million Menschen in so kurzer Zeit, das Schwinden unserer Macht und unseres Ansehens, die groben Fehler des Feldzugs, die jeder durchschnittliche Mensch bemerken konnte, ferner die Zerrüttung des Reiches, die sich überall durch Aufstände oder Abfall bemerkbar machte, endlich die Gefahren, die sogar das Innere des Staates bedrohten und für uns so neu waren, daß man sie für unmöglich hielt, weil man seit langem daran gewöhnt, den Sieg beständig unsern Fahnen folgen und unseren politischen Einfluß immer größer werden zu sehen; all diese Tatsachen entmutigten die Besten des Volkes und ließen den Gedanken aufkommen, daß wir noch nicht am Ende unseres Unglücks seien.

So sehr auch Napoleon geneigt war, sich den selt-

* In der französischen Armee war der Typhus ausgebrochen.

sonsten Hoffnungen hinzugeben, konnte er sich doch nicht verhehlen, welchen Gefahren er entgegenging. Er kannte die allgemeine Unzufriedenheit und die geringen Mittel, die ihm noch blieben. Lange Zeit waren die Streitigkeiten unter den Verbündeten seine Hoffnung gewesen. Aber die Erinnerung an die letzten Demütigungen und an die Knechtschaft hatten die sonst so verschiedenen Interessen durch ein festes Band verknüpft und so viele Leidenschaften zu einem einzigen Wunsche verschmolzen: ihn zu stürzen. Außerdem war diese Koalition militärisch vortrefflich organisiert. Die Armeekorps waren fast alle aus Truppen verschiedener Nationen zusammengesetzt, so daß alle im gleichen Verhältnis zueinander standen. Dadurch konnte die Eigenliebe nicht aufkommen, sondern es gab im Gegenteil täglich Gelegenheit zur Entwickelung des Wetteifers. Außerdem verhinderte eine solche Organisation, daß die Privatpolitik eines jeden Fürsten sofort in Tätigkeit trat. Die fortwährende Vereinigung der drei Herrscher mit den Oberhäuptern der Kabinette in demselben Hauptquartier hatte eine vollständige Uebereinstimmung zur Folge und machte alle Entschlüsse leicht und rasch ausführbar. Kurz, die kluge, wohlwollende und milde Art und Weise des Generalissimus ließ die geringsten Unebenheiten in den Beziehungen der Menschen und Dinge verschwinden. Noch einmal aber sei hervorgehoben: der Haß, den Napoleon gegen sich entfachte, gab den Bestrebungen seiner Feinde die größte Kraft und Einigkeit!

Napoleon blieb bis zum 7. November in Mainz. Während dieses Aufenthaltes traf er die nötigen Vorbereitungen zur Bewachung der Grenze. Ich war fast den ganzen Tag mit ihm zusammen. Still und in sich gekehrt,

setzte er all seine Hoffnung auf die Zeit und gab sich dem Wahne hin, daß der Feind keinen Winterfeldzug gegen ihn unternehmen würde. In sechs Monaten hoffte er, eine neue Armee bilden zu können, die groß genug wäre, um mit Erfolg den geheiligten Boden Frankreichs — so nannte er das französische Gebiet — dem Feinde streitig zu machen. Wirklich vollzogen sich im alten Frankreich die Aushebungen mit Leichtigkeit. Die Fahnenflucht verringerte allerdings deren Ergebnis, aber man gehorchte doch dem durch die Kaiserin-Regentin erlassenen Senatsbeschluß. Die so ausgehobenen Soldaten erhielten daher den Beinamen „Marie-Luise".

Während des Feldzugs konnte man sie besonders daran erkennen, daß ihnen die Grundbegriffe ihres Berufes vollkommen unbekannt waren; außerdem aber auch an ihrer Kleidung. Denn da sie gerade genügend Zeit gehabt hatten, einen Mantel, eine Feldmütze, Schuhe, Patronentasche und ein Gewehr zu erhalten, so waren sie beständig ohne Uniform. Man erkannte sie ferner an der Ruhe und dem großen Mute, die zu ihrer Natur zu gehören schienen. Ich werde später verschiedene Züge erzählen, die zeigen, welches Interesses und welcher Hochachtung diese würdige und heldenhafte Jugend wert war.

Im vertrauten Kreise gab der Kaiser seine unangenehme Lage zu. Am Schlusse jeder Unterhaltung jedoch brachen seine Hoffnungen wieder durch. Waren mehrere von uns bei ihm, so sprach er noch stolzer und entschiedener von einer hoffnungsvollen Zukunft. Unsere Rede blieb indes immer die gleiche. Sie war auf der tiefen Ueberzeugung begründet, daß wir uns am Vorabend einer Katastrophe befänden. Wenn ich von uns spreche, so meine ich damit

meine Person, Berthier, den Herzog von Vicenza (Caulaincourt), sowie einige andere Generale, die der Kaiser abends bei sich im vertrauten Kreise empfing. Um jeden Preis suchten wir ihn zum Frieden zu bringen. In Deutschland und Polen blieben ihm noch viele feste Plätze, und der Feind hatte große Verluste erlitten. Frankreich konnte sich frei und offen den Interessen Napoleons anschließen, wenn es seine Freiheit und seine Ehre bedroht sah. Diese Betrachtungen mußten in den Augen der verbündeten Fürsten schwer wiegen. Es war also möglich — und es ist in der Tat auch so gewesen — daß ihnen der Gedanke an Beendigung des Kampfes nicht fern stand. Daher glaubten wir, man müsse die erste Gelegenheit ergreifen und mit gutem Gewissen unterhandeln, um unverzüglich Frieden zu schließen. Aber Napoleon teilte diese Meinung nicht und schien sich, wenigstens in seinen öffentlichen Reden, in aussichtslosen Hoffnungen zu wiegen.

Eines Abends, es war am 4. oder 5. November, sprach man über die wahrscheinlichen Pläne des Feindes. Ich meinte, daß dieser mit einem großen Teil seiner Streitkräfte den Rhein hinaufmarschieren, das Schweizer Gebiet verletzen und den Fluß bei Basel überschreiten würde. Diese Voraussetzung war darauf begründet, daß der Feind unbedingt eine Brücke haben müsse, die im Winter vor dem Eise geschützt sei. Und diesen Zweck erfüllte die Basler Brücke vollständig. Da wurde der Kaiser ungeduldig und sagte: „Und was wird er dann tun?" — „Er wird auf Paris marschieren," antwortete ich. — „Das ist ein ganz unsinniger Plan," erwiderte er — „Nein, Sire, denn wo ist das Hindernis, das ihn aufhält?" — Daraufhin fing Napoleon an zu schimpfen und sich zu beklagen, daß

seine Heerführer jetzt von so wenig Eifer beseelt seien. Da wandte er sich aber an den Falschen, denn bieser immer bereite Eifer, jenes heilige Feuer, wie er es nannte, hat mich bis zu dem Augenblick, wo die Katastrophe hereinbrach, nicht verlassen!

Das vollkommene Schweigen unter den Zuhörern bestätigte meine Worte. Der Kaiser aber wollte durchaus eine Schmeichelei hören und wandte sich plötzlich an Drouot, schlug diesen vor die Brust und sagte: „Ich brauche hundert Männer von diesem Schlage!" Drouot, ein kluger und rechtschaffener Mann, lehnte dieses Lob mit bewunderungswertem Takt und mit jener ernsten Miene ab, die seinen Worten ein ganz besonderes Gewicht verliehen. Er antwortete: „Nein, Sire, Sie täuschen sich; Sie brauchen deren 100 000!"

Da Holland in diesem Augenblick aufständig war, sah sich der General Molitor, der dort mit einem schwachen Truppenkorps befehligte, gezwungen, das Land zu räumen. Louis Bonaparte, der ehemalige König von Holland, schrieb dem Kaiser und machte ihm den Vorschlag, daß er wieder nach Holland zurückkehren wolle, um zu Napoleons Gunsten den Einfluß zu benutzen, den er dort noch zu haben glaubte. Napoleon setzte mich sofort von diesem Brief in Kenntnis und fügte hinzu: „Lieber gabe ich dem Prinzen von Oranien das Land zurück, als daß ich meinen Bruder wieder hinschickte."

Die Grenzkommandos wurden folgendermaßen verteilt: Der Herzog von Belluno (Victor), der nach Straßburg gesandt worden war, hatte den Befehl über die Rheinlinie von Hüningen bis Landau. Ich erhielt meine Stellung in Mainz und befehligte von Landau bis Andernach

Der Herzog von Tarent (Macdonald), der mit der Verteidigung des Niederrheins beauftragt war, legte sein Hauptquartier nach Köln. Er hatte das 11. Korps und das 2. Kavalleriekorps unter dem General Sébastiani bei sich. Alle andern Truppen befanden sich unter meinem Befehl. Sie bestanden aus:

Dem 2. Armeekorps unter dem General Dubreton in Worms; dem 3. unter General Ricard in Bergheim; dem 4. unter General Bertrand in Hochheim und Castel, dem 5. unter General Albert in Nieder-Ingelheim; dem 6. unter General Langrange in Oppenheim; ferner aus der ganzen Garde und den aus Spanien gekommenen Dragonern unter General Milhaud.

Der Feind führte den Plan aus, den ich vermutet hatte. Am 20. Dezember verletzte er das Schweizer Gebiet, bemächtigte sich der Basler Brücke und überschritt den Rhein. Und nun marschierte die Hauptarmee der Verbündeten, nachdem sie in die Schweiz eingedrungen und auf dem linken Ufer des Rheins angekommen war, in drei auseinandergehenden Richtungen vorwärts. Der linke Flügel unter dem Befehle des Generals Bubna, marschierte nach Genf und bemächtigte sich dieser Stadt.

Das Gros der feindlichen Streitkräfte, das heißt das Zentrum, marschierte in der Richtung auf Langres und Dijon. Der rechte Flügel drang ins Elsaß ein und rückte in der Richtung auf Kolmar vorwärts. Auf diese Weise hatte die feindliche Hauptarmee in ihrer offensiven Bewegung keine Streitkräfte vor sich.

Am 31. Dezember kam ich in Neustadt, bei Landau an. Dort erwartete ich den General Ricard, der von Koblenz kam und sich mit mir vereinigen sollte. Da ich

einen Aufenthalt von vier Tagen für nötig hielt, um meine verschiedenen Kolonnen zu vereinigen, konnte ich nicht vor dem 4 Januar meinen Marsch mit den vereinigten Truppen antreten, die jetzt zu einem Armeekorps verschmolzen waren.

Am 1. Januar unternahm der Feind plötzlich den Rheinübergang bei Mannheim. Er überfiel die Schanze gegenüber der Neckarmündung, nahm sie weg und begann sofort eine Brücke zu schlagen, für deren Bau man schon alle Vorbereitungen auf dem Neckar getroffen hatte. Als ich von diesem Ereignis durch Flüchtlinge aus dem Städtchen Oggersheim, das nicht weit von dem Punkte entfernt lag, wo der Uebergang stattfinden sollte, erfuhr, ließ ich die ganze mir zur Verfügung stehende Kavallerie und Infanterie in Marsch setzen und wandte mich auf Mutterstadt.

Der Feind hatte seine Bewegung mit großer Schnelligkeit bewerkstelligt, so daß wir eine Stunde von Neustadt schon auf einige Hundert Kosaken stießen, die wir in die Flucht jagten. Schon besetzte der Feind mit Uebermacht Mutterstadt. Wir nötigten ihn indes, das Dorf zu räumen. Bald hatte ich jedoch den Beweis, daß die feindlichen Truppen uns an Stärke überlegen waren. Zu gleicher Zeit erfuhr ich, daß der Bau der Brücke schon weit vorgeschritten war. Ich näherte mich daher den Bergen, nahm bei den Pässen von Türkheim Stellung und beobachtete von der Höhe aus die benachbarten Täler, um die auf dem Marsche befindlichen Truppen zu decken, mich dann ihnen anzuschließen und ihre Vereinigung zu begünstigen. Ich entschloß mich, so lange in dieser Stellung zu verbleiben, bis entweder der Feind mich mit Ge-

wolt daraus vertriebe oder mich zwänge, sie aufzugeben, indem er sie umging.

So blieb ich in Türkheim bis zum 4. Januar. Als ich mich dann auf den Flanken bedroht sah, trat ich meinen Rückzug auf Kaiserslautern und nach der Saar an. Am 7. ließ ich die Brücke von Saarbrücken in die Luft sprengen, und sandte dann eine Abteilung mit Bedeckung auf Bitsch, um diesen Platz mit Lebensmitteln versorgen zu lassen. Dann ließ ich alle Schiffe auf der Saar in den Grund bohren. Nachdem ich die Generale Ricard und Durutte an mich gezogen hatte, beliefen sich meine Streitkräfte in diesem Augenblick auf 8500 Mann Infanterie, 2500 Pferde und 36 Kanonen.

Alsdann zog ich mich auf Metz zurück, wo ich am 12. Januar ankam. Auf diesem Marsch kamen ungemein viele Fälle von Fahnenflucht vor. Alle Soldaten, die nicht zum alten Frankreich gehörten, verließen ihre Fahnen. Das 11. Husarenregiment, das zum größten Teil aus Holländern bestand, schmolz im Handumdrehen zusammen, und da die Fahnenflüchtigen ihre Pferde mitnahmen, sah ich mich gezwungen, den übrigen die Pferde zu entziehen und sie treueren Soldaten zu geben. Am 13. Januar bestand meine Infanterie nur noch aus 6000 Mann, die 48 Bataillone bildeten. Auf ein Bataillon kamen also 125 Mann, die Kadres von 84 Mann mit einbegriffen.

Sofort nach der Ankunft Napoleons in Vitry-le-François begab ich mich zu ihm*. Der Moniteur hatte die Bildung eines Lagers bei Châlons angezeigt. Ich sprach

* Dorthin hatte sich Marmont, der vorher versucht hatte, Verdun in Verteidigungszustand zu setzen, zurückziehen müssen. Napoleon selbst traf dort am 26. Januar bei der Armee ein.

mit dem Kaiser über die Verstärkungen, die er uns zweifellos zuführe. Er antwortete mir: „Ich habe keine; in Châlons war nicht ein einziger Mann" — „Womit wollen Sie sich denn schlagen?" — „Wir werden unser Glück mit den Kräften versuchen, über die wir verfügen; vielleicht ist es uns günstig."

Ich komme auf die Eröffnung des Feldzugs und den Beginn jener Offensive zurück, deren Resultate ganz unvorhergesehen und außerordentlich waren. Der Feind hatte folgende Stellung inne: die Große Armee, die über Basel marschiert war, kam auf der Straße von Chaumont an. Das Korps Wittgenstein marschierte auf Joinville. Das Korps Sackens, das den Herzog von Belluno verfolgte, hatte sich nach Saint-Dizier begeben und seine Bewegung auf Brienne-le-Château fortgesetzt, um die Vereinigung mit der Großen Armee zu bewerkstelligen. Das Korps Yorks, das noch rückwärts stand, folgte der gleichen Richtung.

Napoleon setzte seine Truppen am 27. im Marsch. Er ließ Saint-Dizier durch den Herzog von Belluno und durch die Junge Garde unter dem Marschall Ney angreifen. Dann wandte er sich über Montier-en-Der auf Brienne. Dort kam er in dem Augenblicke an, wo Blücher sich mit den Korps Sacken und Olsufieff in Marsch setzte, um sich nach Arcis-sur-Aube zu begeben. Blücher hielt in seiner Bewegung inne und nahm in Brienne Stellung, wo ihn Napoleon angriff und schlug. Der Kampf war hartnäckig und die Verluste auf beiden Seiten fast gleich. Blücher zog sich in der Richtung auf Bar-sur-Aube zurück und nahm nicht weit von La Rothière Stellung, während die Große Armee ihm zu Hilfe eilte.

Das Ergebnis dieses Kampfes und dieser Bewegungen

war die Vereinigung aller Kräfte des Feindes gegen unsere geringe Heeresmacht, was unsere Vernichtung zur Folge haben mußte. Am Morgen des 31. Januar begann ich meine Bewegung auf Brienne, nachdem ich meinen Truppen ein wenig Ruhe gegönnt hatte. Hinter Soulaines stieß ich auf das Korps Wredes, das auf den Höhen parallel der Landstraße Stellung genommen hatte.

Ich mußte meine Truppen angesichts des Feindes hinter Soulaines auf den Höhen, die dieses Dorf beherrschen, aufstellen, um die Nacht zu erwarten und dann meinen Marsch nach Brienne anzutreten. Diesen beabsichtigte ich nicht über die große Straße, die in Feindeshand war, sondern über Querwege in den Wäldern auszuführen.

Kaum hatte ich Stellung genommen, als meine Lage durch zwei schwerwiegende Umstände sehr kritisch wurde. Das Korps Wittgenstein rückte nämlich auf der Straße von Doulevant heran und nahm Stellung auf meiner linken Flanke. Ferner hatte das Korps Yorks die Nachhut, die ich unter dem General Baumerle in Montier-en-Der zurückgelassen hatte, überfallen, über den Haufen geworfen und in die Flucht geschlagen. So kam es, daß mir auf Kanonenschußweite das Korps Wredes gegenüberstand, das Korps Wittgenstein meine linke Flanke bedrohte und das Korps Yorks in meinem Rücken Stellung nahm. Ein Kampf mußte im gleichen Augenblick stattfinden und meine vollständige Vernichtung herbeiführen. Plötzlich trat starker Schneefall ein und rief eine frühzeitige Dunkelheit hervor. Darauf folgte dann die wirkliche Nacht. Als sie hereingebrochen war, setzte ich mich durch die Wälder in Marsch und kam um ein Uhr morgens in Morvilliers an, von wo aus ich meinen Bericht an den Kaiser sandte.

Nun stand ich mit der Armee in Verbindung. Wie durch ein Wunder war ich mit einer starken Artillerie den drei Korps, die mich einschlossen, entschlüpft und konnte nun mit in den Kampf eingreifen.

Die Stärke meiner in Morvilliers vereinigten Truppen belief sich auf nicht mehr als 3000 Mann Infanterie

Um acht Uhr morgens erhielt ich vom Kaiser den Befehl, nach Morvilliers zu marschieren, um in Chaumesnil Stellung zu nehmen Gleichzeitig beauftragte er mich, Verschanzungen aufzuführen, und fügte hinzu, daß wir unangreifbar seien, wenn wir in dieser Stellung die geeigneten Vorbereitungen getroffen hätten. Diese Verfügung und die sie begleitenden Illusionen sind außerordentlich sonderbar Man kann nicht begreifen, wie solche Ideen im Geiste Napoleons entstehen konnten. In Wirklichkeit nahm unsere Schlachtlinie ungefähr anderthalb Meilen Raum ein; dabei hatten wir kaum 20000 Mann unter den Waffen. Die Armeekorps, die eigentlich nur auf dem Papier bestanden, waren nur durch Posten miteinander verbunden. Es war nichts vorhanden, das einer Armee glich, die eine Schlacht liefern sollte. Wir hatten keine Streitkräfte, die imstande waren, auch nur den geringsten Widerstand zu leisten. Außerdem hinderte nichts den Feind daran, diese Linie um unsere linke Flanke herum, die nur von einem leicht zugänglichen Wald geschützt war, zu umgehen. Dann sprach Napoleon von acht Tagen, die man zu Schanzarbeiten angewendet hätte, während doch der Feind mit seinen vereinten Kräften eine Kanonenschußweite von ihm entfernt stand

Ich komme auf den Befehl zurück, Morvilliers zu

raumen und Chaumesnil zu besetzen. Unsere schwachen Armeekorps besaßen viel Artillerie, und nur die Kanonen gaben ihnen ein wenig Aussehen und Wirklichkeit. Aber die Nähe des Feindes, die Schwäche meiner Truppen und das ungeheure Belagerungsmaterial, das ich in Bewegung setzen mußte, machten mir die Ausführung des obigen Befehls unmöglich. Da kam der General Joubert in Chaumesnil an und nahm dort Stellung. So war wenigstens ein Teil des Zweckes, den Napoleon erreichen wollte, erfüllt. Ich entschloß mich, die Stellung von Morvilliers einzunehmen, die nur zur Besetzung durch einen kleineren Truppenkörper geeignet war. Da die Hochebene sich weit genug ausdehnte, um eine zahlreiche Artillerie aufzunehmen, stellte ich hier eine bedeutende Batterie auf. Der Feind griff hierauf das 2. Korps an, welches das Zentrum bei La Rothière innehatte. Dann machte er einen Angriff auf Dienville und etwas später auf Chaumesnil, aber überall ohne Nachdruck und Klugheit. Wäre er in die Zwischenräume der besetzten Punkte eingedrungen, so hätten wir sofort unseren Rückzug antreten müssen. Das Korps des Generals Wrede blieb Morvilliers gegenüber und begnügte sich vorläufig damit, Chaumesnil anzugreifen.

Ich erfüllte meine Aufgabe insofern gut, als ich mit meinem schwachen Korps diesen General, der über 18 bis 20000 Mann verfügte, in Schach hielt. Um die Bayern abzulenken und zu beschäftigen, unterhielt ich von der Hochebene von Morvilliers aus ein ununterbrochenes Geschützfeuer. Aber alles schien darauf hinzudeuten, daß sie diese Kanonade in ein lebhaftes Gefecht verwandeln und sich zu einem regelrechten Angriff auf diese Stellung anschicken wollten. Wirklich zogen die Abteilungen aus den ver-

schiedenen Richtungen näher heran, und die ersten Erkundungen begannen auf allen Punkten.

Der Kaiser, der die Wichtigkeit Chaumesnils erkannt hatte, ließ die Brigade Jouberts, die den Ort besetzte, durch die Division Meunier von der Jungen Garde unterstützen. So hielt sich dieser Ort, im Augenblick, wo er weggenommen werden sollte, noch einige Zeit. Aber alles deutete darauf hin, daß dieser Widerstand nicht mehr lange dauern würde.

Es war ungefähr drei Uhr. Ein furchtbarer Schneefall trat ein und machte den Tag trübe. Diesen Umstand benutzte ich und sandte all mein Gepäck, sowie einen Teil meiner Artillerie nach Brienne, um meinen Rückzug in jeder Beziehung leichter zu bewerkstelligen, wenn der Augenblick dazu gekommen wäre. Da ich kein Interesse daran hatte, meinen Marschallstab, der bei meinem Gepäck lag, in Feindeshände fallen zu lassen, — wie es dem Marschall Davout im Jahre 1812 gegangen war — um dann in einer Kirche von Sankt Petersburg oder Wien ausgestellt zu werden, erteilte ich Befehl, ihn mitzunehmen und die verschiedenen Teile des Stabes zu trennen. —

Der Kampf dauerte bis vier Uhr. Chaumesnil wurde schließlich eingenommen; La Rothière hatte kurz vorher das gleiche Schicksal erlitten. Mein Rückzug war gefährdet, denn der Feind konnte durch den Wald von Anjou leicht auf meine einzige Verbindungsstraße gelangen. Andererseits hatten sich alle Angriffskolonnen des Generals von Wrede gebildet und setzten sich in Bewegung, um Morvilliers wegzunehmen. Ich erteilte meinen Truppen den Befehl, sich zurückzuziehen. Das Verlassen des Dorfes fand

in so großer Ordnung statt, alles war so gut berechnet, daß die bayrischen Truppen bei ihrer Ankunft niemand mehr vorfanden. Ich erlitt daher keine Verluste und nahm in der Nacht vor Brienne an der Verzweigung der Straße von Morvilliers und der Landstraße eine Stellung ein.

So verlief die Schlacht von Brienne*). Kein Grund vermag sie von seiten Napoleons zu rechtfertigen. Sie konnte ihm wegen der ungeheuren Ueberlegenheit des Feindes, dessen gesamte Streitkräfte vereinigt waren, kein günstiges Resultat erzielen. Das Terrain bot uns keinen besonderen Vorteil, denn wir kämpften auf freiem Felde. Es ist nur erstaunlich, daß der Feind so schlecht seine Vorteile ausnutzte und die französische Armee infolgedessen einer vollständigen Vernichtung entging.

Am Abend suchte ich den Kaiser im Schlosse von Brienne auf. Er teilte mir seine Pläne für den nächsten Tag mit. Die Armee sollte sich auf Troyes zurückziehen und dabei die Aube über die Brücke von Lesmont überschreiten. Um Napoleons Marsch zu erleichtern und den Feind zu verhindern, ihn allzu heftig zu verfolgen, befahl mir der Kaiser, mich über Perthes und Rosnay zurückzuziehen. Ich sollte noch vor Tagesanbruch bei Perthes Stellung nehmen und mich absichtlich dem Feinde zeigen, um seine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. Dann sollte ich bei Rosnay die Voire, einen schmalen aber tiefen Fluß, überschreiten und ihn verteidigen.

Ich tat, wie mir Napoleon befohlen hatte. Das Gefecht bei Rosnay war heiß, da ich gegen eine große Uebermacht kämpfte. Schließlich aber trug ich zur großen Befriedigung des Kaisers den Sieg davon. Am nächsten Tage

* Marmont meint hier Brienne und La Rothière

begab ich mich nach Arcis-sur-Aube, wo ich eine Stellung einnahm. Der Kaiser stand vor Troyes, wo er die Truppen des Marschalls Mortier, Herzog von Treviso, mit den Resten seiner Streitkräfte vereinigte.

Zweites Kapitel.

Fahnenflucht im französischen Heere. — Niederlage des Generals Olsufieff bei Champaubert. — Die jungen Rekruten im Kampfe. — Des Kaisers Illusionen. — Niederlage der Korps Sacken und York bei Montmirail — Blücher wird bei Vauchamps gänzlich geschlagen — Schlachten bei Craonne und Laon. — Härte Napoleons. — Des Kaisers großer entscheidender Plan — Schlacht bei Arcis-sur-Aube. — Napoleon marschiert in den Rücken des Feindes — Schlacht bei Fère-Champenoise — Ich ziehe mich mit dem Marschall Mortier auf Paris zurück.

Während des ganzen 4. Februar konnte ich von Arcis aus die feindlichen Kolonnen beobachten, wie sie den Fluß auf dem rechten Ufer in der Richtung auf Fère-Champenoise heruntermarschierten. Trotzdem die Soldaten noch vor kurzem Proben von großem Mut abgelegt hatten und darauf stolz sein konnten, machte sich doch eine allgemeine Entmutigung durch erschreckende Anzeichen bemerkbar; 267 Soldaten des 37. leichten Infanterieregiments desertierten in einer einzigen Nacht. Auch einige Kürassiere flohen mit einem hohen gefangenen Offizier, den sie bewachen sollten. Infolge dieser Fahnenflucht und der erlittenen Verluste wurde die Division Lagrange, die kurz vorher bedeutende Verstärkungen erhalten hatte, auf 1824 Mann vermindert.

Am 5. Februar begab ich mich auf Befehl des Kaisers nach Méry und am 6. nach Nogent-sur-Seine. Die unzusammenhängenden Bewegungen des Feindes, die Berichte, die mich über den Marsch der feindlichen Kolonnen unterrichteten, ferner die Wahrscheinlichkeit, daß sich ein Teil der Truppen der Schlesischen Armee an der Marne zur Verfolgung des Herzogs von Tarent befand, endlich die Gewißheit, daß die Große Armee vor Troyes stand, alle diese Betrachtungen brachten mich auf den Gedanken, daß uns das Glück eine günstige Gelegenheit böte, um dem Feinde durch rasches Handeln großen Schaden zuzufügen. Wenn man plötzlich aus Sézanne debouchierte und die Straße nach Montmirail abschnitt, hatte man den Vorteil, auf die vereinzelt marschierenden Korps zu stoßen. Da sie schwach und wahrscheinlich sehr überrascht waren, konnte man sie leicht über den Haufen rennen, ja vielleicht gänzlich vernichten. Ich schrieb darüber dem Kaiser und schlug ihm diese Bewegung vor. Sie erschien mir so unbedingt nötig, daß ich darauf bestand und ihm dreimal am selben Tage über diesen Gegenstand schrieb. Meine dringenden Bitten überzeugten ihn. Am 7. erhielt ich Befehl, die Bewegung zu beginnen.

Das Korps Olsufieff stand in Bayes als Zwischenglied des Korps von Sacken in Montmirail und des Korps von Kleist in Vertus, wo sich Blücher persönlich befand. Ich griff sofort an. Die Russen hielten gut stand und schlugen sich mutig. Sie hatten eine zahlreiche Artillerie, jedoch keine Kavallerie. Bayes wurde eingenommen. Das Hauptkorps, das vor Champaubert stand, wurde über den Haufen geworfen und zog sich zurück. Da ich glaubte, daß es den Rückzug in der Richtung auf Vertus

bewerkstelligen würde, brachte ich meine ganze Kavallerie auf den rechten Flügel und führte sie hinter das Dorf Champaubert, wo die Spitze der Rückzugskolonne schon ankam. Da der Feind nun in einem schwierigen und waldigen Terrain von seiner Hauptverbindung abgeschnitten worden war, verwandelte sich der geordnete Rückzug in Unordnung und Verwirrung. Alles wurde gefangen genommen oder vernichtet; nur 7 oder 800 Mann gelang es, in kleinen Abteilungen Vertus zu erreichen. 15 Geschütze fielen in unsere Hände. 4000 Mann wurden gefangen genommen, darunter der General Olsufieff, der Befehlshaber dieses Korps. Die Stärke meines Armeekorps belief sich an diesem Tage auf 3200 Mann Infanterie, die 52 verschiedene Bataillone bildeten, sowie aus 1500 Pferden. In diesem Kampfe kam keine andere Truppe als die meinige zur Verwendung.

Die Truppen bewiesen große Tapferkeit. Rekruten, die am Tage vorher angekommen waren, nahmen am Kampfe teil. Sie hielten sich so mutig wie alte Soldaten. Wieviel Heldenmut liegt doch im französischen Blut! Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, einige Worte von zwei Rekruten wiederzugeben, die gleichzeitig den Geist dieser Jungmannschaft und die Hilfskräfte, die uns zur Verfügung standen, schildern.

Zwei Rekruten standen bei den Schützen, zu denen man sie dienstlich hinbefohlen hatte. Auch ich befand mich dort. Da sah ich einen, der trotz des Pfeifens der Kugeln ganz ruhig blieb, aber keinen Gebrauch von seinem Gewehr machte. „Warum schießest du denn nicht?" fragte ich ihn. Er antwortete naiv: „Ich schösse so gut wie ein anderer, wenn ich nur jemand hätte, der mir das Gewehr lüde!"

Der arme Junge kannte nicht einmal bis zu diesem Grade sein Handwerk.

Ein anderer, der klüger war und bemerkte, wie unnütz er sei, ging zu seinem Leutnant und sagte: „Herr Leutnant, Sie betreiben schon lange dieses Handwerk; nehmen Sie mein Gewehr und schießen Sie; ich reiche Ihnen die Patronen." Der Leutnant nahm den Vorschlag an, und der Rekrut, der einem mörderischen Feuer ausgesetzt war, zeigte während der ganzen Dauer des Kampfes nicht die geringste Furcht.

Nachdem ich meine Truppen in Etoges gelassen hatte, ging ich persönlich nach Champaubert zurück, wo Napoleon sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Den General Olsufieff hatte ich vorausgehen lassen.

Ich fand Napoleon mit Olsufieff, dem Fürsten von Neuchâtel (Berthier) und dem Marschall Ney bei Tische und nahm bei ihnen Platz. Wir waren zu fünf. Der russische General konnte kein Wort französisch, daher war die Rede, die Napoleon an uns richtete, nicht auch für ihn bestimmt. Der Kaiser war trunken vor Freude, obgleich der für das schwache 6. Armeekorps so ruhmvolle Erfolg von keinem großen Einfluß auf unser Schicksal sein konnte. Nichtsdestoweniger flößte er Napoleon folgende Betrachtungen ein:

„Woran hängt das Schicksal der Staaten?" sagte er; „wenn wir morgen über Sacken einen ähnlichen Sieg erfechten wie heute über Olsufieff, wird der Feind schneller über den Rhein zurückgehen, als er ihn überschritten hat, und dann werde ich noch einmal an der Weichsel sein!"

Also noch bei Champaubert umfaßte seine Phantasie Europa! Er sah, wie seine Zuhörer die Gesichter verzogen;

und um die schlechte Wirkung seiner Worte zu mildern, fügte er hinzu: „Und dann schließe ich Frieden, mit den natürlichen Grenzen als Bedingung!" Er wurde sich wohl gehütet haben! Und doch hatte dieser Mann, so viele Illusionen er sich auch machte und so unvernünftig er war, nach dem Scharfblick des Genies, wenn seine Leidenschaften nicht sprachen. Sein Geist war tief und durchdringend, sein Gehirn so fruchtbar wie nie. Ich habe ihn oft Dinge auf fast übernatürliche Weise voraussagen und beurteilen gehört; wenn ihn aber dann die Leidenschaft ergriff, verlor er alle seine Urteilskraft über sein Handeln; dann war er nicht mehr er selber. Zu dieser Tatsache will ich noch einen neuen Beweis geben. Vor der Abreise des Kaisers von Paris sagte der Minister des öffentlichen Schatzes, Herr Mollien, zu ihm: „Da Sie mit so geringen Hilfsmitteln den Feldzug beginnen, ist es immerhin möglich, daß der Feind bis ins Innere Frankreichs eindringt und die Kasaken die Verbindung mit Paris stören. Wäre es da nicht besser, den Schatz hinter die Loire zu bringen, damit der Dienst nicht darunter leidet?"

Der Kaiser klopfte ihn in seiner gewohnten Weise auf die Schulter und antwortete: „Mein Lieber, wenn die Kosaken bis vor Paris kommen, gibt es weder ein Kaiserreich noch einen Kaiser mehr." Und kaum vierzehn Tage später, als man von einer 200 000 Mann starken Armee einige Gefangene gemacht hatte, sprach der Kaiser ganz anders.

Nachdem Napoleon durch eine Division der Jungen Garde, die der Herzog von Treviso mitgebracht hatte, verstärkt worden war, schlug er Sacken bei Montmirail. Dieser zog sich auf Château-Thierry zurück, wurde vom

Korps Yorks aufgenommen und überschritt die Marne Ich blieb während der Bewegung Napoleons auf Château-Thierry in Etages Blücher begann mit den 20 000 Mann, die er in Vertus zur Verfügung hatte, von neuem die Offensive Am 14 Februar zog ich auf Montmirail, wo der Kaiser schon angekommen war

Hinter dem Dorfe Vauchamps gab es eine vorteilhafte und leicht zu verteidigende Stellung Ich ließ sie durch meine Truppen besetzen und stellte meine ganze Artillerie an der Front der Stellung auf Der Feind, dessen Streitkräfte den meinigen sehr überlegen waren, glaubte nichts befürchten zu müssen Daher marschierte er in völliger Sicherheit und dicht aufgeschlossenen Kolonnen, ohne auch nur das Gebiet aufklären zu lassen. Ich hatte ihm das Dorf Vauchamps freigegeben Er marschiert hindurch Als er hinauskommt, wird er plötzlich von einem mörderischen Gewehrfeuer überfallen Ich lasse meine Truppen vorrücken und schließe das Dorf ein, in das sich der Feind in Verwirrung zurückwirft, und das er in Unordnung räumt.

Ich gebe dem Kürassieroberst Morin Befehl, anzugreifen Bald sind mehr als 2500 Mann gefangen genommen. Inzwischen greift der General Laferrière, der die Kavallerie der Garde kommandierte, auf dem rechten Flügel an Er rennt den Feind über den Haufen, bringt ihn vollständig in Verwirrung und macht viele Gefangene

Nun blieb dem Feinde, der seine Truppen nicht geordnet hatte, nichts anderes übrig, als den Rückzug anzutreten Er vollzog diesen mit der größten Eile Zwei feindliche Bataillone, die einen Wald besetzen sollten, der ihren rechten Flügel deckte, sahen sich plötzlich überfallen

und durch den Rückzug der preußischen Massen abgeschnitten. Sie wurden eingeschlossen, ergaben sich und streckten die Waffen.

* * *

Nach der verhängnisvollen und schmachvollen Uebergabe von Soissons, die im letzten Augenblick Blüchers Heer rettete, verließ das Glück Napoleon. Am 7. März griff er den Feind in seiner starken Stellung bei Craonne an. Das einzige Korps, das der Feind zur Verfügung hatte, das Korps Woranzoff, widerstand ihm während des ganzen Tages. Auf unserer Seite waren die Verluste groß, besonders an bedeutenden Offizieren.

Der Feind zog sich von Craonne auf Laon zurück, wo er seine Kräfte konzentrierte. Nach der Vereinigung der Nordarmee mit dem Schlesischen Heer unter Blücher beliefen sich die feindlichen Streitkräfte an diesem Punkt auf mehr als 100 000 Mann. Im Laufe dieses denkwürdigen Feldzugs hatte Napoleon zwischen der Seine und der Marne nie mehr als 40 000 Mann zur Verfügung. Blücher nach seiner Vereinigung mit der Nordarmee anzugreifen, war also eine Torheit.

Durch seine blinde Leidenschaft fortgerissen, entschloß sich der Kaiser dennoch, den Feind in seiner unanfechtbaren Stellung von Laon anzugreifen. Meine Befehle schrieben mir vor, an der Schlacht Anteil zu nehmen, und zwar sollte ich über Fétieux auf Laon marschieren. Um acht Uhr kam ich in Fétieux an, aber ein ungemein dichter Nebel verhinderte mich, weiter vorzurücken. Ich vernahm den Donner der Kanonen Napoleons und stand Qualen aus, ihm nicht mit meinen Geschützen antworten zu können.

Gegen Mittag zerteilte sich der Nebel, und ich erblickte in der Nähe des Dorfes Athies den Feind. Ich griff ihn an und jagte ihn nach einem mörderischen Kampfe aus dem Dorfe hinaus.

Bald bemerkte ich, daß drei Viertel der feindlichen Armee keinen Anteil am Gefecht nahmen und sich ausruhten. Auch Napoleons Geschütz feuerte nicht mehr. Daraus schloß ich, daß es nur ein Lärm ohne Ergebnis, ein einfacher Kugelwechsel gewesen wäre. Im Laufe des Tages hatte ich keine Nachricht vom Kaiser erhalten, da die Verbindungen abgeschnitten waren. Nach Einbruch der Nacht ließ ich das Geschütz aus dem Dorfe Athies zurückziehen und den Ort räumen. Aber die Truppen, die zur Division des Herzogs von Padua (Arrighi) gehörten, schlecht organisiert und wenig ausgebildet waren, trafen auf ihrem Rückzug keine Sicherheitsmaßregeln, so daß sie beim plötzlichen Angriff des Feindes eine ungeheure Menge Geschütz — 21 Kanonen — verloren.

Der böse Genius Napoleons hatte ihn zweifellos verleitet, eine Schlacht bei Laon zu liefern. Außerdem traf er bei der Ausführung dieses verhängnisvollen Planes noch eine schlechte Wahl in der Anordnung seiner Truppen. Die unheilvollen Ergebnisse der Schlachten von Brienne und Laon hatten den Kaiser noch immer nicht eines Besseren belehrt, denn er beging ein drittesmal den gleichen Fehler. Er ließ sich bei Arcis-sur-Aube schlagen, wo er auf keinen Fall Sieger sein konnte und wo er vernichtet werden m u ß t e.

Ich will nicht verfehlen, noch einen Ausspruch Napoleons mitzuteilen, der in hohem Maße beweist, wie gefühllos er gegenüber den Leiden Einzelner und der All-

gemeinheit geworden war. Die Bewegungen der Heere, die Bedürfnisse und die Disziplinlosigkeit der Truppen verheerten das Land, das seit zwei Monaten der Schauplatz des Krieges und unserer Operationen war. Die französischen Truppen trugen zum guten Teil zu den Leiden der Einwohner bei. Ich sprach darüber mit dem Kaiser und bemitleidete ihr Schicksal. Napoleon erwiderte mir darauf folgende Worte, die ich nie vergessen werde: „Das bekümmert Sie? Aber das ist doch gar nicht so schlimm! Wenn ein Bauer zugrunde gerichtet und sein Haus verbrannt ist, so gibt es doch nichts Besseres, als ein Gewehr zu nehmen und zu kämpfen!"

Der Kaiser teilte mir seinen Plan mit, gegen die Hauptarmee zu marschieren. Wozu aber diese vielen Bewegungen, die keinen Eindruck mehr machten? Man hätte warten müssen, bis die feindlichen Heere sich auf ihrem Marsche teilten, und sich dann auf die einzelnen Teile stürzen sollen. Napoleons Plan war folgender: er wollte die österreichische Armee schlagen, sich dann auf die festen Plätze werfen und im Rücken des Feindes manövrieren. Indessen sollte ich vor Paris bleiben und die Verteidigung der Hauptstadt übernehmen. Ich stellte ihm vor, daß mir die umgekehrte Anordnung geeigneter scheine. Die Verteidigung von Paris erfordere die Mitwirkung der Zivilgewalten, die er allein in seine Dienste stellen könne. Seine Gegenwart in Paris und seine unmittelbare Wirkung auf diese Stadt wögen ein ganzes Heer auf, während ich nur durch die Zahl meiner Soldaten zählte. Er sollte daher augenblicklich die Verteidigung übernehmen und mich mit der Offensive beauftragen. Ich würde mich dann mit 3000 Pferden, 6 Kanonen, 500 Mann Infanterie und

Gespannen nach Verdun und Metz begeben, in acht bis zehn Tagen hätte ich dann ein Heer von 30 000 Mann geschaffen, mit dem ich mich in den Rücken des Feindes werfen könnte. Der Kaiser meinte jedoch, er wolle dieses Unternehmen selbst ausführen, indes so manövrieren, daß er immer Paris naher sei als der Feind, was bei dieser Lage schwer schien. Als er diese letzten Worte sagte, beugte er sich über den Tisch, auf dem eine Karte lag, nahm seinen Zirkel und machte auf der Karte vier oder fünf Bewegungen, — kurz, ich verließ ihn, um mich zu meinen auf dem Marsche befindlichen Truppen zu begeben.

Ich schrieb dem Herzog von Treviso, um ihn aufzufordern, sich mit mir zu vereinigen und auf Fismes zu marschieren. Wir erhielten am 21. März Befehl, die Marne zu überschreiten und uns mit Napoleon zu verbinden, dessen Hauptquartier in Sommesous war. Das Schlesische Heer hatte darauf verzichtet, eine offensive Bewegung auf Paris zu machen, bevor es seine Vereinigung mit der großen Armee bewerkstelligt hatte. Ihre Hauptmacht schlug die Richtung auf Châlons ein.

Wir führten unsere rückgängige Bewegung über Oulchy-le-Château und Château-Thierry mit der größten Schnelligkeit aus. Napoleon war am 19. März von Reims mit ungefähr 10 000 Mann Infanterie und 6000 Pferden aufgebrochen, um seinen Plan auszuführen. Die ganze feindliche Hauptarmee, die gegen 120 000 Mann stark war, stand an der Seine und besetzte durch abgesandte Korps die Ufer der Aube. Am 20. März begab sich Napoleon nach Arcis-sur-Aube, und die französische Armee nahm eine Stellung vor der Stadt ein.

Am Morgen des 21. März marschierte Napoleon,

durch die Truppen der Herzöge von Reggio und Tarent verstärkt, aus Arcis heraus in der Richtung auf Troyes. Als er auf der Höhe des Plateaus angekommen war, entdeckte er die ganze feindliche Armee, die in drei Linien aufgestellt war. Ihr rechter Flügel stand an der Aube, der linke bei Barbuisse. Trotz dieser Lage der Dinge ließ der Kaiser den Kampf beginnen. Kurz nachher aber wurden ihm wiederholt Bemerkungen über die unfehlbaren Folgen gemacht, die eine wirkliche Schlacht in dieser Stellung und bei so ungleichen Streitkräften nach sich ziehen würde. Wenn der Feind diese Lage benutzte und mit seinem rechten Flügel handelte, wäre es ihm möglich, sich der Brücken und unserer Rückzugslinie zu bemächtigen. Nun entschloß sich der Kaiser, den Angriff einzustellen. Der Rückzug wurde befohlen, aber seine Ausführung war schwierig und die Gefahr sehr nahe. Der geringste Nachdruck seitens der Verbündeten hätte die Vernichtung unseres Heeres herbeigeführt.

Die große Bedachtsamkeit des Fürsten von Schwarzenberg war unsere Rettung. Dieser General fürchtete einen neuen Angriff und traf dazu seine Maßnahmen. Infolgedessen entschlüpfte ihm die französische Armee. Der Herzog von Reggio war beauftragt, die Nachhut zu bilden. Er sollte Arcis besetzt und den Feind in Schach halten, bis die ganze Armee die Aube überschritten hatte. Er erfüllte seine Aufgabe glücklich und erfolgreich. Aber der Rückzug seiner Truppen, der unter dem Feuer der feindlichen Artillerie ausgeführt wurde, verursachte ihm große Verluste und brachte manche Verwirrung hervor.

Dies sind, kurz zusammengefaßt, die Bewegungen, die der Kaiser zwischen dem 17. und 22. März ausgeführt hat.

Vergeblich sucht man dabei Berechnungen, die sie begründen könnten; vor allem fragt man sich, warum er seine Armee nutzlos den größten Gefahren ausgesetzt hat? Ebensowenig wird man den Grund der Bewegungen, die er im letzten Teil des Feldzugs ausgeführt hat, verstehen.

Am 22. März begab sich Napoleon nach Vitry und begann nun die Ausführung seines kühnen Plans, im Rücken der feindlichen Armee zu operieren. In diesen Tagen hatten sich die beiden großen feindlichen Heere, das heißt die gesamten verbündeten Streitkräfte, vereinigt. Sie beliefen sich auf mindestens 180 000 Mann.

Ich verließ mit dem Herzog von Treviso Vertus in der Hoffnung, unsere Truppen mit denen des Kaisers zu vereinigen. Wir bestimmten Soudé-Sainte-Croix als den Ort, wo wir Stellung nehmen wollten. Ich traf dort gegen fünf Uhr ein. Nach Einbruch der Nacht bemerkte ich am ganzen Horizont Wachtfeuer. Es waren feindliche. Wir mußten sofort entweder vorwärts oder rückwärts marschieren. Der Herzog von Treviso war jedoch trotz unserer Abmachung noch nicht eingetroffen. Ich bat ihn schriftlich, unverzüglich nach Sommesous zu eilen.

Am frühen Morgen wies ich meinen Truppen bei Soudé eine schöne Stellung an. Kaum war sie eingenommen, als am Horizont ungeheure Truppenmassen vor mir auftauchten. Es war die ganze feindliche Armee. Mehr als 20 000 Pferde zogen vor der Infanterie. Ich zog mich ohne Schwierigkeit auf Sommesous zurück. Die Truppen des Herzogs von Treviso waren noch nicht angekommen. Ich nahm daher eine Stellung ein, um sie zu erwarten und mich mit ihnen zu verbinden. Durch diese Verzögerung kam es zum Kampfe. Während der Feind

zahlreiche Kräfte gegen meinen rechten Flügel sandte und ihn umging, erneuerte er seine direkten Angriffe. Ich konnte die Stellung nicht vor der Ankunft der Truppen Mortiers verlassen, da ich sonst diese dem sicheren Untergang geweiht hätte. Es war besser, mit ihnen unterzugehen, als sich ohne sie zu retten. Endlich erschienen sie und schlossen sich an mich an. Ich zögerte keinen Augenblick, meine rückgängige Bewegung fortzusetzen. Ich mußte viele Angriffe aushalten und zugleich verschiedene Kavallerielinien durchbrechen, die sich hinter uns gebildet hatten. Die Räume zwischen meinen kleinen Karrees wurden lange durch die feindliche Kavallerie ausgefüllt, so daß ich dreimal sofort umkehren mußte, als ich von einem Karree zum andern gehen wollte. Ich verlor in diesem Kampfe 7 Kanonen, der Herzog von Treviso verlor eine Brigade der Jungen Garde und außerdem 23 Kanonen. Ich wandte mich auf Allemand, da Sézanne schon vom Feinde besetzt worden war.

Ein Offizier des Artillerietrains, der am Tage vorher gefangen genommen worden war, eilte zu mir und sagte aus, daß um Mitternacht zahlreiche Artillerie in Fère-Champenoise angekommen sei. Dieser Umstand klärte mich vollständig über die Pläne des Feindes auf. Denn hätte er uns nur entfernen wollen, um alsdann in größerer Sicherheit gegen Napoleon zu marschieren, so würde er jede Bewegung nach dieser Seite hin nach dem während des Tages errungenen Erfolg aufgegeben haben. Daß um Mitternacht noch Artillerie ankam, bedeutete einen entscheidenden Marsch auf Paris.

Diese Bewegung des Feindes mit allen seinen Kräften auf die Hauptstadt, machte unsere sofortige Ankunft

dort notwendig. Infolgedessen schlug ich dem Marschall Mortier vor, noch am Abend aufzubrechen. Er machte einige Einwendungen, unter anderen eine so drollige, daß ich mich immer wieder daran erinnere. Er sagte: „Wenn man uns aber so in Paris ankommen sieht, wird unsere Gegenwart Bestürzung hervorrufen!"

„Glauben Sie vielleicht," antwortete ich, „daß die Aufregung geringer ist, wenn der Feind **vor** uns ankommt?"

Diese Entgegnung war entscheidend und wir brachen noch in der Nacht auf.

— —

Drittes Kapitel.

Schlacht von Paris — Schreiben des Königs Joseph — Uebergabe der Hauptstadt. — Napoleons Marsch nach Osten — Sein Marsch nach Paris, um die Stadt zu retten. — Zu spät! — Unterredung mit dem Kaiser — Absetzung Napoleons — Seelische Kämpfe — Ich beschließe mit den Offizieren meines Korps die Anerkennung der provisorischen Regierung. — Unterhandlungen mit dem Fürsten Schwarzenberg. — Reise nach Paris — Uebergang meines Korps in die feindlichen Reihen während meiner Abwesenheit

Am nächsten Tag gelangten unsere beiden Armeekorps nach Charenton, wo wir die Marne überschritten. Von nun an standen wir unter dem Befehl Josephs, des „Leutnants" des Kaisers. Er beauftragte mich mit der Verteidigung von Paris von der Marne an bis Belleville und Romainville, die sie umgebenden Höhen mit eingeschlossen. Mortier erhielt den Befehl, die Linie vom Fuße dieser Höhen bis an die Seine zu verteidigen. Meine Truppen, die während der Nacht in Saint-Mandé und Charenton untergebracht worden waren, zählten nur noch 2500 Mann

Infanterie und 800 Pferde Der General Compans verstärkte mich noch mit 5000 Mann, so daß ich nun 7500 Mann Infanterie und 1500 Pferde zur Verfügung hatte Diese kleine Truppe bildete 70 verschiedene Bataillone, die natürlich nur aus Trümmern bestanden Mit diesem Häuflein habe ich gegen eine ganze Armee, die 50 000 Mann stark war, einen der glorreichsten Kämpfe in der französischen Geschichte ausgefochten Ich hatte die Wichtigkeit der Stellung von Romainville erkannt; da ich wußte, daß der General Compans sie bei seinem Rückzug nicht besetzt hielt, hatte ich keine Ahnung, ob der Feind sich dort befinde Daher sandte ich in der Nacht von Saint-Mandé aus eine Aufklärungstruppe, um darüber Erkundungen einzuziehen. Der sie befehligende Offizier begab sich gar nicht hin, teilte mir aber trotzdem mit, daß der Feind die Stellung nicht besetzt halte

Dieses Vergehen war ein wirkliches Kriegsverbrechen Es hatte indes günstige Folgen, denn es bildete zum Teil die Ursache, daß jene denkwürdige Verteidigung gegen so ungleiche Kräfte so lange währte Außerdem bewirkte dieser Umstand, daß ich den Angriff begann und der Verteidigung einen ganz anderen Charakter verlieh Auf diesen falschen Bericht hin verließ ich Charenton eine Stunde vor Anbruch des Tages mit 1000—1200 Mann Infanterie, Geschütz und Kavallerie und kamen am frühen Morgen vor Romainville an. Der Feind war gegenwärtig, und der Kampf entspann sich sofort durch einen Angriff unsererseits in dem Walde, der das Schloß umgibt. Ich breitete meinen rechten Flügel in der Richtung auf die Windmühle von Malassis aus und rief frische Truppen herbei. Der Feind war über diesen plötzlichen Angriff sehr erstaunt und schrieb ihn der

Ankunft Napoleons mit Verstärkungen zu. Er handelte daher mit großer Bedachtsamkeit und beschränkte sich auf die Defensive.

Da er sich nicht vollständig ausbreiten konnte, hatten wir alle Vorteile der Stellung und besonders der bedeutenden Artillerie, die wir aufgestellt hatten. Der Feind verschmähte es, sich auf seiner Rechten auszudehnen, — übrigens das einzige Manöver, was er unternehmen konnte — um nicht den angegriffenen Punkt zu entblößen.

So befand sich der Kampf bis 11 Uhr in einer Art von Gleichgewicht. Aber in diesem Augenblick griff der Feind mit seinem linken Flügel meinen rechten an und warf ihn über den Haufen. Ich war gezwungen, mich zurückzuziehen und in Belleville Stellung zu nehmen.

Diese gefährliche Bewegung, die ganz nahe beim Feind ausgeführt und von diesem heftig verfolgt wurde, rief einige Unordnung unter meinen Truppen hervor. Wie ich es in schwierigen Lagen gewöhnt war, blieb ich bei den letzten Truppen zurück. Ungefähr ein Dutzend Soldaten fielen, sogar noch kurz vor unserm Einmarsch in Belleville, durch Bajonettstiche an meiner Seite. Ich selbst wurde aus der großen Gefahr, gefangen genommen zu werden, nur durch den Mut und die Aufopferung des tapfersten Soldaten und besten Menschen, den ich je gekannt habe, gerettet, nämlich durch den Oberst Genheser. Dieser Offizier sah die Gefahr, in der ich mich befand. Er stürzte sich mit einer eilends gesammelten Handvoll Soldaten in den Rücken mehrerer russischer Gardebataillone, die uns lebhaft bedrängten, und hielt dadurch die Russen in ihrer Verfolgung auf. Diese wenigen Augenblicke Ruhe ließen uns Zeit, die Ordnung wieder herzustellen. Wir zwangen

den Feind, sich zurückzuziehen, und meine Truppen nahmen nun regelrecht die nötige Stellung zur Verteidigung von Belleville ein.

Kurze Zeit darauf, gegen Mittag, erhielt ich vom König Joseph die Vollmacht, mit dem Feinde in Unterhandlung wegen der Uebergabe von Paris zu treten.* Aber schon hatte sich unsere Lage teilweise gebessert. Ich sandte daher den Oberst Fabvier zum König, um ihm mitzuteilen, daß man mit den Unterhandlungen noch warten könne, wenn der übrige Teil der Heerlinie nicht in schlechterem Zustande sei. In diesem Augenblick hatte ich noch die Hoffnung, die Verteidigung bis zur Nacht fortzusetzen. Der Oberst aber traf den König nicht mehr in Montmartre an. Er hatte sich nach Saint-Cloud und Versailles begeben und den Kriegsminister und seine ganze Umgebung mitgenommen, obwohl ihm persönlich keine Gefahr drohte.

Auf den Bericht des Obersten hin beschloß ich, den Kampf fortzusetzen. Der Feind griff meine neue Stellung mit der größten Erbitterung an. Sechsmal verloren wir, aber siebenmal nahmen wir von neuem die wichtigen Posten vor uns, unter anderen die Türmchen seitwärts der Mauer des Parkes von Bruyère. Mit gleichem Erfolg wies der General Compans alle Angriffe, die der Feind von Pantin aus gegen ihn richtete, zurück und vernichtete die Angreifenden. Da erfuhr der Feind durch Gefangene, wie wenig Truppen ihm gegenüberständen. Mit Recht nahm er

* Der Brief an Marmont lautete: „Wenn der Herr Marschall Herzog von Ragusa, sowie der Herr Marschall Herzog von Trevise sich nicht mehr halten können, so sind sie ermächtigt, mit dem Fürsten von Schwarzenberg und dem Kaiser von Rußland, die sich vor ihnen befinden, in Unterhandlungen zu treten.

Sie sollen sich darauf nach der Loire zurückziehen.

Paris, (Montmartre), den 30. März, 10 Uhr morgens. Joseph.

nun an, daß er sich ohne Gefahr ausbreiten könne, da es uns unmöglich war, einen ernsthaften Angriff zu unternehmen. Sofort begann er ungeheure Kräfte zu entwickeln. Von den Belleviller Höhen aus konnte man beobachten, wie sich immer neue, furchtbare Kolonnen auf alle zurückspringenden Punkte der Linie vom Troner Tore bis La Villette bewegten. Andere Truppen überschritten den Kanal und zogen nach Montmartre. Binnen wenigen Minuten mußten wir auf allen Punkten zugleich angegriffen werden.

Es war $^{1}/_{4}$4 Uhr. Der Augenblick, von der Vollmacht, die sich bereits seit Mittag in meinen Händen befand, Gebrauch zu machen, war gekommen! Ich sandte drei Offiziere als Unterhändler zu den Plänklern. Einer dieser Offiziere war der allzu berühmte Charles de la Bédoyère. Sein Pferd ward ihm getötet, seine Trompete zerschossen; er konnte die feindliche Linie nicht mehr überschreiten. Endlich gelang es einem Adjutanten des Generals Lagrange, durchzubrechen.

Da ich mich über die Lage auf der linken Seite von Belleville beunruhigte, wo der General Compans die wichtige Stellung besetzte, sandte ich einen Offizier ab, um mir Bericht darüber abzulegen. Er kam sofort zurück und meldete, daß der Feind die Stellung besetzt halte. Ich eilte hin, um mich selbst davon zu überzeugen. Kaum war ich ein Stück auf der Straße von Belleville hinabgeritten, als ich die Spitze einer russischen Kolonne erblickte.

Es war keine Sekunde zu verlieren, denn die geringste Verzögerung konnte uns verhängnisvoll werden. So entschloß ich mich, sofort eine Abteilung von 60 Mann mitzunehmen, die sich in der Nähe befand. In einer so engen

Straße konnte der Feind die Schwäche der Truppe nicht bemerken. An der Spitze dieser Handvoll Soldaten griff ich mit den Generalen Pelleport und Meynadier an. Pelleport wurde von einem Schusse getroffen, der ihm die Brust durchbohrte, ihn aber glücklicherweise nicht tötete. Meine Uniform ward von Kugeln durchlöchert und mein Pferd verwundet. Die Spitze der feindlichen Kolonne machte Kehrt. Da der Rückzug nun unsern Truppen offen stand, zogen sie sich auf eine Hochebene hinter Belleville zurück, wo damals eine Windmühle stand.

Wir hatten uns kaum an diesem Punkt gesammelt, als der Adjutant, der die Vorpostenlinie überschritten hatte, mit dem Adjutanten des Fürsten Schwarzenberg, dem Grafen Paar, sowie mit dem Adjutanten des Kaisers von Rußland, dem Oberst Orloff, zurückkam. Das Feuer, das seit zwölf Stunden währte, wurde eingestellt. Man kam überein, daß die Truppen sich hinter die Barrieren zurückziehen sollten und daß Anordnungen zur Räumung der Hauptstadt getroffen würden.

Das ist die Zergliederung und die kurze Beschreibung der Schlacht von Paris, die der Gegenstand so gehässiger Verleumdung wurde. Dennoch ist sie eine der ruhmreichsten Waffentaten sowohl für die Anführer wie für die Soldaten gewesen. Es war das 67. Gefecht, das mein Armeekorps seit dem 1. Januar, dem Tage der Eröffnung des Feldzugs, also in 90 Tagen, bestanden hatte, und zwar unter derartigen Umständen, daß ich persönlich dreimal mit dem Degen in der Hand angreifen mußte*.

* Marmont trug bekanntlich während des ganzen Feldzugs infolge einer in Spanien erhaltenen Wunde einen Arm in der Binde. An der andern Hand waren ihm zwei Finger verwundet worden, so daß ihm nur drei gesunde Finger zum Halten seines Degens blieben.

Nach unausgesetzten Anstrengungen, beispiellosen Entbehrungen und Märschen in der strengsten Jahreszeit, nach ständig wachsenden Gefahren war es uns schließlich gelungen, unsern Kampf mit einem überlegenen Gegner über alle Berechnung hinaus zu verlängern. Und selbst das Ende dieses Ringens verlieh unserm Namen noch Ruhm und Größe!

Plötzlich sah sich der Herzog von Treviso, der den ganzen Vormittag kein ernsthaftes Gefecht gehabt hatte, bis an die Barriere von La Villette zurückgedrängt. Ein wenig später wurde ihm nach sehr schwachem Widerstand Montmartre genommen. Vermutlich hatte er, wie ich, sich von den Ereignissen, den Umständen und der Lage der Dinge überzeugen können. Er begab sich in eine bei der Barriere von La Villette befindliche Schenke, um mit Herrn von Nesselrode und den andern Bevollmächtigten wegen der Uebergabe von Paris zu unterhandeln, und bestellte auch mich dahin. Auf den beleidigenden Vorschlag, die Waffen zu strecken, antworteten wir mit einer empörten und verächtlichen Handbewegung. Und als man uns riet, den Weg nach der Bretagne einzuschlagen, wenn wir Paris verlassen würden, entgegneten wir, daß wir hingingen, wo es uns beliebte, ohne daß wir uns Vorschriften machen ließen. Als man endlich die ersten und einfachen Bedingungen zur Räumung von Paris und zur Uebergabe der Tore am nächsten Morgen gestellt hatte, kam man überein, daß die Artikel am Abend unterzeichnet werden sollten.

Im Laufe der Erzählung wird man bemerkt haben, welchen Irrtum der Kaiser damit beging, daß er seine Truppen die Marne überschreiten ließ. In dem Gedanken,

einen großen Eindruck auf den Feind gemacht zu haben, wurde er durch den Bericht des Marschalls Macdonald bestärkt. Dieser teilte ihm mit, daß ihm die ganze feindliche Armee auf seinem Marsch nach Saint-Dizier folge.

Macdonald hatte das Korps Wittgenstein für das ganze feindliche Heer gehalten. Als Napoleon endlich von der Wahrheit unterrichtet war und die Gefahr bemerkte, die seine Hauptstadt bedrohte, setzte er alle seine Truppen auf Paris in Bewegung. Aber sie waren noch einige Tagesmärsche von der Hauptstadt entfernt. Da reiste er allein mit der Post voraus und kam in der Nacht vom 30. zum 31. März in Cour-de-France an. Dort traf er die Truppen des Herzogs von Treviso unter dem General Belliard an, der ihn von den Ereignissen des Tages unterrichtete. Sofort sandte er mir seinen Adjutanten Flahaut. Dieser kam um zwei Uhr morgens bei mir an; ich konnte ihm nur die dem Kaiser gemachten Berichte bestätigen. Flahaut kehrte sogleich zu Napoleon zurück, der sich nach Fontainebleau begab.

Am 31. hielt ich die Stellung bei Essones besetzt und in der Nacht vom 31. März zum 1. April ging ich nach Fontainebleau, um mit dem Kaiser über die letzten Ereignisse zu sprechen. Er lobte unsere schöne Verteidigung der Hauptstadt und befahl mir, eine Liste der tapferen Soldaten meines Korps aufzustellen, die mit so großer Aufopferung und so unerschütterlichem Mut den ungleichen Kampf ausgehalten hatten.

Jetzt erst begriff der Kaiser seine Lage. Er war niedergeschlagen und zum Unterhandeln geneigt. Vor dem Plane, die ihm noch bleibenden geringen Streitkräfte zu sammeln, sie wenn möglich zu vermehren, ohne sich in-

des in neue Unternehmungen einzulassen, und dann in ihrem Schutze zu unterhandeln, schreckte er, wie es schien, nicht zurück.

Am selben Tage besichtigte er die Stellung des 6 Armeekorps In diesem Augenblick kamen die Offiziere, die die Uebergabe der Tore geleitet hatten*, ins Hauptquartier zurück. Sie berichteten dem Kaiser von den Freudenbezeigungen und der Begeisterung, mit denen die feindlichen Truppen bei ihrem Einzug in die Stadt empfangen worden waren; ferner von der Aufregung der Gemüter und schließlich von der Erklärung des Kaisers Alexander, nicht mehr mit ihm (Napoleon) unterhandeln zu wollen.

Dieser Bericht betrübte den Kaiser aufs tiefste und änderte seine Absichten Obgleich er sich mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, daß das Volk unzufrieden war, hatte er doch nicht geglaubt, daß der weitaus größere Teil der Bevölkerung den Fremden einen solchen Empfang bereiten würde Der Frieden wurde dadurch für ihn unmöglich; er mußte den Krieg um jeden Preis fortsetzen Seine Stellung verlangte es, und er zögerte nicht, sich darüber mit mir auszusprechen Aber dieser Entschluß, der ihm in der Verzweiflung gekommen war, brachte seine Gedanken in Verwirrung Als er nämlich davon sprach, die Seine zu überschreiten und den Feind auf dem Punkte anzugreifen, wo ich gekämpft hatte, vergaß er ganz, daß die Marne, deren Brücken alle zerstört waren, auf unserm Wege lag Ich war sehr erstaunt, jetzt anstatt seines gewöhnlichen Scharfblicks und seiner Urteilsfähigkeit eine vollständige Zerrüttung seiner Gedanken zu bemerken

In dieser Verfassung verließ er mich, um sich wieder

* Es waren die Generale Denys, Damrémont und Fabvier.

nach Fontainebleau zu begeben. Es war das letztemal in meinem Leben, daß ich ihn sah und sprach.

Denys, Damrémont und Fabvier erzählten mir alle Einzelheiten von der Uebergabe von Paris und besonders von der Freude, die die Einwohner dabei gezeigt hatten. So verschwand vor dem Haß gegen Napoleon bei den Franzosen aller Nationalstolz und alles Gefühl einer edlen Vaterlandsliebe, die ihnen sonst so sehr eigen ist. Man wollte den hartnäckigen Kampf beendet sehen, der vor zwei Jahren unter so mächtigen Vorzeichen begonnen hatte. Aber es war Niederlage auf Niederlage gefolgt, deren die Geschichte keine ähnlichen aufzuweisen hat. Neue, unerhörte Anstrengungen des Volkes führten diesen Kampf weiter, aber eine Welt von Feinden, bestehend aus dem ganzen Europa, dem sich sogar Fürsten aus der Familie Napoleons angeschlossen hatten, machten einen weiteren Widerstand unmöglich. Diese Lage der Dinge, sowie der Abfall lange mit Frankreich vereinigter Provinzen und die vollständige Erschöpfung des Landes, hatten die Meinungen und Gesinnungen aller verändert. Man sah das öffentliche Wohl nur noch in dem Sturze des Mannes, dessen Ehrgeiz all das Unglück verursacht hatte.

Die Nachrichten aus Paris folgten rasch aufeinander. Die provisorische Regierung sandte mir den Beschluß des Senats, in welchem die Absetzung des Kaisers ausgesprochen wurde. Es fällt mir schwer, hier die vielen Eindrücke und Betrachtungen wiederzugeben, die diese Nachrichten bei mir hervorriefen. Das Unglück Napoleons, mit dem ich seit langem durch Freundschaft verbunden war*, weckte in mir jene alte lebhafte Zuneigung, die früher

* Napoleon war mit Marmont auf der Kriegsschule von Paris gewesen.

alle meine andern Empfindungen übertraf. Und doch fühlte ich, da ich meinem Vaterland ergeben war und auf sein Geschick einen Einfluß auszuüben konnte, die Notwendigkeit, es vor seinem vollständigen Untergang zu retten. Für einen Ehrenmann ist es nicht schwer, seine Pflicht zu erfüllen, wenn ihm der Weg vorgezeichnet ist. Aber wie entsetzlich ist es, wenn man in Zeiten lebt, wo man sich fragen muß: Wo ist die Pflicht? Und diese Zeiten habe ich erlebt! Dreimal in meinem Leben wurde ich vor diese schwere Frage gestellt! Wie glücklich sind doch die, die unter einer sich immer gleichbleibenden Regierung leben, oder die, welche in einer unbedeutenden Stellung dieser Prüfung entgangen sind. Sie sollen sich des Tadels enthalten, denn sie können keine ihnen unbekannte Angelegenheit beurteilen! Ich sah auf der einen Seite den Sturz Napoleons, des Freundes und Wohltäters, der sicher, unfehlbar kommen mußte, denn alle Verteidigungsmittel waren erschöpft, und die Napoleon feindlich gewordene Gesinnung der Hauptstadt, sowie eines Teiles von Frankreich vermehrte all das Unglück, das uns bedrängte. Zog dieser Sturz, der nur um einige Tage noch aufgehalten wurde, nicht den Ruin des Landes nach sich? Indes zwang das Volk die Herrscher, als es sich von Napoleon lossagte und die Erklärung* der verbündeten Fürsten wörtlich nahm, es zu achten.

So groß auch mein Interesse für Napoleon war, so konnte ich ihn doch nicht von dem Unrecht freisprechen, das er Frankreich zugefügt hat. Er allein hatte den Abgrund gegraben, der uns jetzt verschlang. Was hatten wir nicht alles versucht, — und ich mehr als ein anderer —

* Die Verbündeten hatten gesagt, sie führten nur gegen Napoleon Krieg, nicht aber gegen Frankreich.

um ihn zu verhindern, daß er in diesen Abgrund stürzte!

In unserer Lage wäre es unsere erste Aufgabe gewesen, die Feindseligkeiten einzustellen, um der Politik die Mittel zu geben, unsere Zukunft zu regeln. Zu diesem Zweck hätte man mit den Fremden in Unterhandlungen treten müssen. Dieser Schritt wäre zwar peinlich gewesen, aber er war nötig. Und hatten die Fremden nicht für uns ein anderes Ansehen gewonnen, seitdem der größte Teil der Einwohner von Paris, der Senat und alle Behörden sie aufgenommen und seitdem sich eine mächtige und allgemeine öffentliche Meinung unter ihrer Mitwirkung gebildet hatte? Diese betrachtete Napoleon als das einzige Hindernis, das sich dem Wohle Frankreichs entgegenstellte. Seine Streitkräfte konnten nicht wiederhergestellt werden, und ein neues Truppenaufgebot war unmöglich geworden. In dem Augenblicke, wo man Paris eingenommen hatte, war alles verloren.

Man kann sich denken, was in mir vorging. Wahl kämpfte ich mit meinen Gefühlen, aber, wenn ich alles in Betracht zog, so neigten sich meine Erwägungen zugunsten der in Paris ausgebrochenen Revolution. Dennoch wollte ich meine Bürgerpflichten mit meinen persönlichen Gefühlen und meiner Zuneigung für Napoleon so viel wie möglich in Uebereinstimmung bringen. Um zu zeigen, was mich zum Handeln bewog, hatte ich die Absicht, das auszuführen, was das Wohl des Landes erforderte, dann wollte ich mich ganz den Pflichten der Freundschaft opfern und Napoleon in die Verbannung folgen. Bevor ich jedoch einen endgültigen Entschluß faßte, war es nötig, meine Generale zu befragen und ihre Meinungen in Betracht zu ziehen.

So ließ ich alle die unter meinem Befehle stehenden Generale zu mir rufen und teilte ihnen die aus Paris erhaltenen Nachrichten mit. Alle waren davon überzeugt, daß man in diesem Feldzug Wunderbares vollbracht hatte; aber auch alle waren sich darüber klar, daß es unmöglich wäre, noch weiter zu kämpfen. Der Beschluß, die provisorische Regierung anzuerkennen und sich ihr anzuschließen, um das Vaterland zu retten, war einstimmig. Man begann also, mit dem Fürsten Schwarzenberg Unterhandlungen anzuknüpfen. Ich schrieb einen Brief, der dem Kaiser überbracht werden sollte, wenn alles festgesetzt war. In diesem Brief teilte ich ihm mit, daß ich, nachdem ich meine Pflichten zum Wohle des Vaterlandes erfüllt hätte, den Rest meines Lebens, wenn er es annähme, dem Dienste seiner Person widmen wolle. Aber da die Ereignisse von selbst fortschritten, wollte ich nicht die Verantwortung übernehmen, und der Brief wurde nicht abgesandt.*

Während dieser Zeit, genau im gleichen Augenblick (4. April), gab Napoleon den Vorstellungen der beiden Oberbefehlshaber nach, die von seiten des Marschalls Ney bis zur Roheit getrieben wurden. Er erkannte die Unmöglichkeit, den Kampf länger fortzusetzen und dankte zugunsten seines Sohnes ab. Zu Bevollmächtigten ernannte er den Fürsten von der Moskowa (Ney), den Herzog von Tarent (Macdonald) und den Herzog von Vicenza (Caulaincourt). Als diese durch mein Hauptquartier kamen, teilten sie mir mit, was sich in Fontainebleau zugetragen hatte.

Dieses Ereignis änderte alles. Da ich in Essonnes fast

* Obwohl Marmont behauptet, dieser Brief befände sich unter seinen Papieren, so wurde dieses wichtige Schriftstück doch nicht aufgefunden.

ganz von der Armee abgeschnitten war, hatte ich die anderen Heerführer über diesen Fall nicht um Rat fragen können. Ich hatte meine Gefühle dem Heile des Vaterlandes geopfert, nun hatte ein noch größeres Opfer, das Napoleons, das meinige bestätigt. Mein Ziel war erreicht, und ich brauchte mich nicht mehr zu opfern. Meine Pflichten befahlen mir dringend, mich meinen Kameraden anzuschließen. Ich hätte eine Schuld auf mich geladen, wenn ich noch länger allein gehandelt haben würde. So benachrichtigte ich die Bevollmächtigten des Kaisers von meinen Unterhandlungen mit dem Fürsten Schwarzenberg und fügte hinzu, daß ich sofort alle persönlichen Unterhandlungen abbrechen und mich nie von ihnen trennen werde.

Diese Herren baten mich, sie nach Paris zu begleiten. Da, nach dem, was sich ereignet hatte, meine Vereinigung mit ihnen von großem Wert sein konnte, ging ich bereitwilligst auf diesen Vorschlag ein. Bevor ich jedoch von Essonnes aufbrach, setzte ich den kommandierenden Generalen, u. a. dem General Souham als Dienstältesten, sowie den Generalen Compans und Bourdesoulle, die Gründe meiner Abreise auseinander und teilte ihnen meine baldige Rückkehr mit. In Gegenwart der kaiserlichen Bevollmächtigten verbot ich ihnen, unter keinen Umständen vor meiner Rückkehr die geringste Bewegung auszuführen.

Wir begaben uns ins Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg, um die Ermächtigung zum Marsche nach Paris zu erhalten. In meinem Gespräch mit diesem General erklärte ich die begonnenen Unterhandlungen für aufgehoben und setzte ihm die Gründe dazu auseinander. Die plötzliche Aenderung in der allgemeinen Lage mußte natür-

sich auch meiner persönlichen Haltung eine andere Richtung geben. Die Schritte, die ich unternommen hatte, hatten keinen anderen Zweck gehabt, als mein Vaterland zu retten. Nun konnte ich mich von einem Unternehmen, das meine Kameraden im Einverständnis mit Napoleon zum gleichen Zwecke unternahmen, nicht fernhalten. Schwarzenberg verstand mich vollständig und billigte meinen Entschluß.

Bei der Unterredung, die wir hierauf in Paris mit dem Kaiser Alexander hatten, verteidigte ich nicht am wenigsten die Rechte des Sohnes Napoleons und der Regentin. Die Verhandlung war lebhaft und dauerte lange. Der Kaiser Alexander beendigte sie durch die Erklärung, daß er allein diese wichtige Frage nicht entscheiden könne; er müsse sich darüber mit seinen Verbündeten auseinandersetzen. Es schien jedoch alles darauf hinzudeuten, daß er auf der schon gemachten Erklärung bestehen würde.

Um fünf Uhr morgens begaben wir uns zum Marschall Ney, um die entscheidende Antwort zu erwarten. Wir waren schon einige Zeit dort versammelt, als der Oberst Fabvier, der in aller Eile aus Essonnes kam, mir mitteilte, daß kurze Zeit nach meiner Abreise aus der Stadt mehrere Ordonnanzoffiziere angelangt wären, um mich zum Kaiser nach Fontainebleau zu holen. Der zuletzt Angekommene hätte hinzugefügt, da der Marschall abwesend sei, solle sich der kommandierende General ins kaiserliche Hauptquartier begeben. Ueber diesen ausdrücklichen Befehl erschreckt, glaubten die Generale, die sich ihm entziehen wollten, nichts Besseres tun zu können, als mit den Truppen die feindlichen Linien zu überschreiten. Der Oberst Fabvier war ihnen nachgeeilt, hatte sie jedoch

erst eingeholt, als die Spitze der Truppen bereits die Brücke auf der großen Straße erreicht hatte. Er hatte den Generalen die energischsten Vorstellungen über ihren Entschluß gemacht und von ihnen verlangt, meine Rückkehr und die Befehle, die er einholen wolle, zu erwarten. Sie versprachen es. Sofort sandte ich meinen ersten Adjutanten nach Essonnes. Ich selbst schickte mich soeben an, mich zu meinen Truppen zu begeben, als ein fremder Offizier, der zum Kaiser Alexander geschickt worden war, mir mitteilte, daß das VI. Armeekorps in diesem Augenblicke in Versailles angekommen sein müßte. Sofort nach der Abreise des Oberst Fabvier hatten die Generale ihren verbrecherischen Plan ausgeführt. So waren die Ereignisse, wahrheitsgetreu mitgeteilt.

Aus den Erinnerungen des Prinzen Eugen von Württemberg, Generals in russischen Diensten

Erstes Kapitel.

Operationen Napoleons — Großer Mangel an Lebensmitteln beim Korps des Prinzen. — Schlacht bei Montereau — Energisches und entscheidendes Eingreifen des Prinzen. — Rückzug über die Seine — Die Verbündeten verbrennen französische Kohlenschiffe auf der Seine — Fortsetzung des Rückzugs und dessen entmutigende Wirkungen auf die Truppen — Entbehrungen aller Art. — Schlacht bei Bar-sur-Aube — Verfolgung des Feindes — Gefecht bei Laubressel(l)es — Uebergabe von Troyes. — Zwist zwischen dem Generalstabschef des Prinzen und dem Fürsten Wrede — Einzug in Troyes. — Gefechte bei Saint-Niclas und Lechelle

Der Kaiser Napoleon hatte, infolge unrichtiger Voraussetzungen über den Stand der verbündeten Heere bei Brienne, Anfang Februar die erste auf französischem Boden geschlagene Schlacht verloren*, und zog sich über Troyes nach Nogent-sur-Seine zurück, wo er die Seine überschritt.

Die verbündeten Heere folgten ihm und kamen in einem großen Halbkreise Paris immer näher. Strahlend vor Siegesfreude und im Hochgefühle eigener Kraft glaubte der Soldat an keinen ernsten Widerstand mehr; Frankreichs Hauptstadt war das gewünschte Ziel, wo alles hinstrebte. Da ermannte sich der Attila jener Zeit, und zum letzten Male noch lächelte ihm das Glück in leichten, schnell vorübergehenden Siegen.

* Napoleon verlor nicht die Schlacht bei Brienne, er errang im Gegenteil bedeutende Vorteile über den Feldmarschall Blücher.

Er hatte bei und hinter Nogent-sur-Seine unter Bourmont eine Abteilung zurückgelassen, mit welcher wir, die Wittgensteinsche Armeeabteilung, uns drei ganze Tage lang herumschlugen.

Unterdessen war der Kronprinz von Württemberg mit der 4. Armeeabteilung nach Sens und der Bayer Wrede mit der 5. Armeeabteilung nach Braye gesandt worden. Blücher stand mit seinem ganzen Heer in vier Kolonnen vor Sézanne. Napoleon stand mit all seinen vereinigten Kräften zwischen Blücher und der 4., 5. und 6. Abteilung des Schwarzenbergischen Heeres. Die Reserven dieses Heeres kamen nach Troyes. Nachdem unsere Armeeabteilung Nogent genommen, und die Umgegend vom Feinde gesäubert hatte, marschierte sie nach Provins.

Napoleon griff Blücher vorerst an und schlug dessen Korps, eins nach dem andern, und warf sie sämtlich über die Marne zurück. Wir waren im Vorrücken begriffen und standen unweit des Städtchens Pont-sur-Seine im Biwak. Brot war schon seit mehreren Wochen nicht mehr vorhanden, denn obgleich sich in den Proviantfuhren noch auf einige Tage Zwieback befand, blieb dieser doch für den äußersten Notfall aufgespart. Hier, in Feindesland, wurde nach dem von dem Kaiser Napoleon eingeführten Kriegsgebrauch von Requisitionen gelebt. Oft wurden auch kleine Kommandos zum Aufsuchen von Lebensmitteln in die nahen Dörfer geschickt, und noch das Wenige weggenommen, was die Feinde auf ihrem Rückzug zufälligerweise zurückgelassen hatten. Oft fand man auch gar nichts mehr; dann bezeichneten von den Einwohnern verlassene Dörfer den schauderhaften Weg des Kriegs. In diesen Fällen behalf sich der Soldat, so gut es gehen wollte

Gewöhnlich kochte man Weizen in Wasser zu einem dicken Brei zerstampft. Fand sich gelegentlich junger saurer Wein, so wurde dieser zum Brei gegossen und als Würze benutzt. Dann wurde die kostbare Kraftsuppe ohne Salz und Schmalz aufgetragen, und der an solche Leckerbissen schon gewöhnte Magen auf 24 Stunden vollgestopft. Auf ein paar Tage Hunger, wo man sich mit einer Handvoll Zwieback behalf, kam es auch nicht an. In einem solchen Zustande befand sich damals das Korps unseres Prinzen.

Spät am Abend verließen wir unsere Biwaks. Das ganze Korps bewegte sich auf der großen Straße nach Paris vorwärts. In der Gegend von Provins wurde wieder auf beiden Seiten der Landstraße biwakiert. Der kalte Nordwind strich über die gefrorene Erde, und dennoch fielen wir alle bald in einen wahren Totenschlaf. Kaum hatten wir ein paar Stunden geruht, so wurden wir durch ein großes Getümmel geweckt. Alles kam in Bewegung, und wir mußten uns fertig machen, um schleunigst den Rückzug anzutreten. Der brave Generalleutnant Graf Peter Pahlen, der unsere Vorhut kommandierte, war bei Mormant von einer gewaltigen Uebermacht überfallen, mehrere unserer Infanterieregimenter größtenteils zerstreut und der Graf Wittgenstein bei Nangis beinahe gefangen genommen worden.

Kaum war diese Nachricht eingetroffen, so sahen wir auch schon auf der Landstraße eine bunte Marschbewegung: Infanterie und Gepäck, Linienkavallerie und Kosaken, alles zog in größter Eile an uns vorüber. Aber auch bei uns, die wir an keine rückgängige Bewegung, sondern nur von Paris geträumt hatten, geriet alles in eine nicht geringe Verwirrung.

Jedoch dauerte dies nur einige Minuten, denn unser Prinz erschien, und mit ihm kehrten Ordnung und Vertrauen in unsere Reihen zurück. Er ließ sofort Kolonnen nach der Mitte zu bilden und stellte diese mehr rückwärts nach Provins zu, wieder auf beiden Seiten der Landstraße, auf, während unsere Artillerie die Zwischenräume besetzte. Und nun warteten wir, die Front gegen den Feind, der Dinge, die da kommen würden. Eine wahre Totenstille herrschte in unseren Reihen, und drohend blitzten in der Morgensonne die zusammengedrängten Bajonette der Kolonnen. Zwischen uns eilten die letzten Truppen unserer Vorhut und der ganze Troß hindurch. Endlich, nachdem die Landstraße ganz frei war, befahl auch der Prinz unsern Rückzug. Kaum hatten wir eine Achtelmeile zurückgelegt, so ließen sich feindliche Schwadronen sehen. Der Prinz befahl sogleich die Bildung von Karrees, und so erwarteten wir, auf alles gefaßt, den Angriff. Unsere Haltung mußte dem Feind imponieren; auch sandten wir ihm aus unseren Haubitzen einige Granaten zu. Genug, er belästigte uns auf unserem ferneren Rückzug nur wenig. Der Marsch in geschlossenen Kolonnen und in Schlachtordnung, quer über die aufgetauten Felder, wurde unserer Infanterie sehr beschwerlich, da die Soldaten bis zum Knöchel im Kote wateten. Dennoch erreichten wir, bis zur Erschöpfung ermüdet, gegen Abend Nogent-sur-Seine, wo sofort unsere Schiffbrücke abgebrochen wurde und wir am linken Ufer der Seine die Biwaks bezogen.

Der Prinz von Württemberg hatte mit seinem tapferen 2. Korps wieder einmal durch sein richtiges Eingreifen, seine Ruhe und Geistesgegenwart einer Armeeabteilung des

großen Heeres Schwarzenbergs aus einer argen Klemme geholfen und sie gerettet. Der Graf Wittgenstein erkannte dies vollkommen und dankte dem Prinzen in Gegenwart seines ganzen Stabes in gerührten Ausdrücken.

Der Graf von Pahlen hatte 3000 Mann verloren. Schlimmer noch ging es Wredes Vorhut bei Braye und dem Kronprinzen von Württemberg bei Montereau. Beide erlitten weit größere Verluste als Graf Wittgenstein. In unsern Biwaks fanden wir diesmal Lebensmittel und sogar Wein im Ueberfluß, und während Schützen und Artillerie den Uferrand der Seine besetzten, wurde von den in den Biwaks Zurückgebliebenen gekocht und gebraten, doch trotzdem herrschte eine trübe Stimmung, die durch die letzten Unfälle hervorgerufen war.

Am linken Ufer der Seine lagen eine Menge nach Paris bestimmter, mit Holzkohlen beladener Schiffe. Da mit nun der Feind diese nicht zum Bau einer Brücke benutzen konnte, wurden sie von uns angezündet. Es war ein erhabener Anblick, als diese ungeheueren Kohlenmassen sich nach und nach entzündeten und, als man sie vom Ufer abgestoßen hatte, in stockfinsterer Nacht als hochrot glühende Feuerklumpen den Strom hinuntertrieben, sich langsam in dessen Krümmungen als feurige Meteore fortbewegten und noch in weiter Ferne den Himmel röteten.

Nach Mitternacht kam wieder der Befehl zum weiteren Rückzuge. In aller Stille brachen wir auf und marschierten in die finstere Nacht hinein. Nachdem uns der österreichische Generalissimus mehrere Tage hatte hin- und herziehen und mit Entbehrungen aller Art kämpfen lassen, erreichten wir endlich am 21. Februar beim Städtchen Méry eine unabsehbare große Ebene, wo wir außer vielen

andern Truppen, wie Oesterreichern, Bayern und Württembergern, auch Preußen, unsere bravsten Waffengefährten, antrafen. Die ganze Umgegend war von den vielen Kreuz- und Querzügen bereits völlig verwüstet; auch war weit und breit kein Dorf mehr zu sehen. An Holz und Stroh zum Biwak war daher nicht zu denken, und doch war die Kälte bis zu fünf Grad gestiegen, und ein rauher Wind blies über die große Ebene. Lebensmittel waren nicht vorhanden, selbst an Trinkwasser für Menschen und Vieh mangelte es. Jeder warf sich in seinen Mantel gehüllt auf die hartgefrorene Erde, um sich ein paar Stunden, so gut es gehen wollte, einem taumelartigen Schlummer hinzugeben. Doch lange war es so nicht auszuhalten. Vom Froste geschüttelt, sprangen viele von ihrem harten Lager auf, um die hartgefrorenen Glieder durch einen Kreislauf im Lager etwas zu erwärmen, und um dann auf ein halbes Stündchen wieder in einen Halbschlaf zu versinken.

Es war eine wahrhaft schauderhafte Nacht, die von jedem doppelt gefühlt wurde, weil wir uns auf dem Rückzuge befanden. Unsere mehr abgehärteten Soldaten krochen haufenweise zusammen, um sich zu erwärmen. Sie litten weniger wie wir Offiziere, denn auch im Ertragen von Hitze und Kälte und aller Art Entbehrungen sucht der russische Soldat seinesgleichen.

Noch graute der Morgen nicht, so erscholl schon der Feldmarsch mit seinen Trommelschlägen, und der Zug begann aufs neue. Wir Offiziere schliefen auf den Pferden und nickten links und rechts, die Soldaten aber im Marsche. Es ist merkwürdig, zu sehen, wie der Soldat in diesem Schlaftaumel mit halb geschlossenen Augen immer im Zick-

zat marschiert An eine Regelmäßigkeit in der Marschordnung ist freilich dabei nicht zu denken, und fällt einer, was sich oft ereignet, so stürzen andere dutzendweise über ihn hin. Das Geklirre der Waffen und alle Arten militärischer Kern- und Kraftrufe beleben dann die Stille dieser Nachtmärsche

Ununterbrochen dauerte unser Marsch noch mehrere Tage hindurch Nicht allein wir, sondern auch alle unsere Verbündeten, hatten Schlappen erhalten und waren zurückgedrängt worden. Alles entfernte sich wieder von Frankreichs Hauptstadt Wo der Rückzug enden sollte, blieb jedem ein Rätsel Der Wunsch nach einer Schlacht war allgemein vorherrschend. Murren tut übrigens der russische Soldat niemals, aber er fühlt bei jedem Rückzug ein moralisches Unbehagen, welches sich in allen seinen Zügen ausspricht. In den Truppenbewegungen liegt dann eine Art stiller Ermattung, und selbst das Offizierskorps ist weniger gesprächig als gewöhnlich Dies sind nun die wahren Leiden des braven Soldaten, und lange vergißt er nicht die trüben Tage der Unfälle und Rückmärsche Doch im Felde wechseln die Verhältnisse außerordentlich schnell, es bedarf nur eines Sieges, einer gut berechneten Kombination des Feldherrn, oder der Benutzung eines unvorhergesehenen glücklichen Zufalls, und alle Leiden des Soldaten sind verschwunden.

So war es auch hier Das veränderliche, wandelbare Kriegsglück wandte sich gegen den Kaiser Napoleon und kehrte nun entschieden bei der Schwarzenbergischen Armee ein Bis Bar-sur-Aube, um welches die fünfte Armeeabteilung unter Wrede den ganzen Tag gegen den Marschall Oudinot und den General Gérard kämpfte, dauerte

der Rückzug Doch hier änderte sich alles Wir schlugen am 27 Februar den Feind in einer blutigen Schlacht

Die ganze 6 Armeeabteilung hatte sich hier mit Wrede vereinigt Der Prinz überzeugte Schwarzenberg und Wrede, daß der Feind uns nur mit einer schwachen Nachhut von sieben Bataillonen gegenüberstände Seine Massen hätten die Aube im Rücken und wären im Tal von Dolancourt zusammengedrängt. Es gäbe keinen günstigeren Augenblick zum Angriff Er bat dann, diesen mit seinem Korps unternehmen zu dürfen

Schwarzenberg war von des Prinzen Vorschlag höchst befriedigt und gab sofort seine Einwilligung dazu Dabei äußerte er sich sehr wohlwollend über des Prinzen bisherige Leistungen Das 2 Korps setzte sich eiligst in Marsch. Schon waren wir über Arrentières, der Hälfte unseres Weges, hinaus, als ein Adjutant des Fürsten Schwarzenberg angesprengt kam und uns zu halten gebot Der Graf Wittgenstein war bei den unter ihm stehenden Truppen angekommen und wollte nun mit dem 1. Korps den von dem Prinzen vorgeschlagenen Angriff selbst unternehmen Bald darauf kam wieder ein Befehl, wonach wir über Lévigny dem Feind den Rückzug abschneiden sollten Gleichzeitig wurde auch der Graf Pahlen angewiesen, mit seiner sämtlichen Reiterei dasselbe zu tun Noch hatten wir nicht den halben uns vorgezeichneten Weg zurückgelegt, als abermals ein Gegenbefehl eintraf *

Graf Wittgenstein sollte nämlich nicht genug Truppen

* Graf Wittgenstein wollte nicht auf ein und demselben Schlachtfelde mit Wrede gemeinschaftlich fechten. Er hatte im russischen Feldzug den Bayer Wrede bei Polozk glänzend geschlagen Nun fühlte er sich mit Recht zurückgesetzt, da der König von Bayern seinen General zum Generalfeldmarschall ernannt hatte und er nun dienstlich bei der Vereinigung der 5. mit der 6. Armeeabteilung unter Wrede stehen würde.

haben, um den Feind, der sich während unseres Hin- und Hermarschierens um das Doppelte auf den Höhen verstärkt hatte, noch angreifen zu können Und so war es allerdings, denn der Feind griff jetzt unser schwaches 1. Korps unter dem Grafen selbst an Auch der Graf Pahlen erhielt Befehl, umzukehren und mit seiner ganzen Kavallerie dem Grafen Wittgenstein zu Hilfe zu eilen Der Prinz kehrte sofort an der Spitze seiner 4 Division (Püschnitzky) durch den Busch von Lövigny zurück und griff, auf dem Schlachtfelde angekommen, den Feind so kräftig in seiner linken Flanke an, daß hier das Gefecht zu dessen völligem Nachteil sehr bald entschieden wurde

General Gérard wurde zum Rückzug gezwungen. Er verteidigte, von dem Prinzen aufs kräftigste verfolgt, eine Stellung nach der andern mit ebenso vieler Umsicht als Tapferkeit Daß heute der Marschall Oudinot gut genug davonkam, hatte er vorzüglich dem kühnen Widerstande des Generals Gérard zu verdanken Viel glänzendere Ergebnisse wären erzielt worden, wenn man den Prinzen und den Grafen Pahlen nicht von ihrem Marsch nach Arrentières zurückbefohlen hatte

Wieder waren viele aus unseren Reihen verschwunden und in das Land des Friedens hinübergegangen; doch alles war froh und heiter Es war Abend geworden Während wir unsere Biwaks bezogen, und der Himmel mit dunklen Wolken bedeckt war, verfolgte noch immer unsere Kavallerie und reitende Artillerie unter dem unermüdlichen, tapferen Grafen Pahlen die feindlichen Kolonnen und warf Leuchtkugeln über sie hin, welche den ganzen Raum erhellten, worauf dann sofort eine Salve von Kanonenkugeln und Granaten folgte

Bei uns im Biwak war alles in lebhafter Bewegung. An Lebensmitteln war, wie gewöhnlich, wieder Mangel, doch gab es jungen sauren Wein im Ueberfluß. Die Soldaten stampften und kochten ihren Weizenbrei in französischen Kürassen, die man von dem nahen Felde, wo eine Kavallerieattacke stattgefunden hatte, sammelte.

Bar-sur-Aube war nun eigentlich der Kulminationspunkt gewesen, wo der große Rückmarsch endete und durch eine Reihe von Erfolgen das moralische Gefühl unserer Soldaten gestärkt wurde. Der Marschall Oudinot, welcher besonders durch die gut bediente, zahlreiche russische Artillerie große Verluste erlitten hatte, überschritt auf seinem Rückzuge bei Dolancourt die Aube. Unser Marsch hinter ihm her glich einem Triumphzuge.

Erst am 3. März hielt der Feind wieder stand. Er hatte bei Laubressettes vor Troyes die Höhen stark besetzt. Unser Korps nahm sie mit stürmender Hand, bei welcher Gelegenheit unser Prinz mit seinem Stabe in ein heftiges Kartätschenfeuer geriet. Ein Ordonnanzoffizier wurde aus unserem Gefolge, kaum drei Schritte hinter dem Prinzen, durch drei Kartätschen getötet. Es wurden hier dem Feinde 9 Kanonen abgenommen und 11 bis 1200 Gefangene gemacht.

Der 4. März sah uns schon in früher Morgenstunde wieder in der Verfolgung des Feindes, welchen wir aus einer Stellung in die andere trieben. Nachdem wir ihn aus der festen Stellung bei St. Parre, wo er sich besonders hartnäckig verteidigte, geworfen hatten, kamen wir vor Troyes an. Wir fanden die Tore verschlossen und die Wälle und Vorstädte besetzt. Letztere waren bald erstürmt. Jetzt aber schickte der General Gérard einen Of-

fizier zur Abschließung einer Kapitulation an den Prinzen. General Gérard schlug eine Stunde Waffenruhe vor. Während dieser sollte die Stadt geräumt und nach Ablauf des Waffenstillstandes die Tore geöffnet werden. Der Prinz bewilligte jedoch nur eine halbe Stunde. Am Schlusse dieser Unterredung fand sich auch der wegen seiner öfteren Anmaßungen bei uns gar nicht beliebte bayrische Generalfeldmarschall Wrede ein. Er erkundigte sich, über welche Punkte man überein gekommen sei, und erwiderte dann ganz kurz: „Ich genehmige" und entfernte sich bald wieder.

Der Prinz hatte die Gewehre zusammensetzen lassen und erteilte Befehle, in welcher Reihenfolge die Truppen durch die Stadt ziehen sollten. Die dem Feinde gesetzte Frist mochte zur Hälfte abgelaufen sein, als ein Bataillon Bayern unter dem Prinzen Karl von Bayern in schönster Ordnung anmarschiert kam und just vor dem Tore hielt, so daß es augenscheinlich war, daß es zuerst in die Stadt einziehen wollte. Wrede hatte sich etwas früher auch eingestellt und unterhielt sich mit unserem Prinzen. Das bayrische Bataillon war heute stets dicht hinter unserem Korps gewesen. Zur Erstürmung der Vorstädte von Troyes hatte es jedoch nichts beigetragen.

Der Chef unseres Stabes, Oberst von Hoffmann, trat an unsern Prinzen heran, als dieser noch mit Wrede sprach, und machte geltend, daß es Kriegsgebrauch sei, daß die Truppen, welche eine Stadt erobert hätten, auch zuerst einzögen. Hier schien aber gegen allen Kriegsgebrauch das eben zum Vorschein gekommene bayrische Bataillon diese Ehre beanspruchen zu wollen. Ehe noch der Prinz darauf antworten konnte, nahm Wrede das Wort und antwortete

in heftigem Tone: hier sei er der älteste General, und als solcher habe er befohlen, daß das hier stehende Bataillon unter Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Karl von Bayern zuerst in die Stadt marschiere, und hierbei müsse es bleiben.

Es entspann sich nun ein ziemlich heftiger Wortwechsel zwischen Wrede und unserem Generalstabschef. Diesen nahm jedoch der Prinz beiseite und sagte zu ihm, daß er gar keine Ehre darin suche, zuerst und vor den Bayern in Troyes einzumarschieren, aber einen großen Wert darauf lege, soviel es in seinen Kräften stände, dafür zu sorgen, daß das gute Einverständnis mit unseren Verbündeten nicht gestört würde „Aber, mein lieber Hoffmann," so schloß er seine Rede, „in Paris wird das 2 Korps zuerst einrücken"

Während dieser Zeit hatten sich noch mehr bayrische Bataillone dem ersten angeschlossen. Die halbe Stunde war um, das Tor wurde geöffnet, und ein Bataillon Bayern drängte sich an das andere; sie verstopften uns die Straßen in der Stadt dermaßen, zur weiteren Verfolgung des Feindes, daß wir sie, mit dem Grafen von Pahlen vereint, erst am späten Abend wieder aufnehmen konnten.

Hier fand sich auch der Fürst Schwarzenberg bei uns ein. Er sagte dem Prinzen unter anderen schmeichelhaften Aeußerungen: er, der Prinz, habe gestern bei Laubressells und heute vor Troyes abermals unsere Angelegenheiten so betrieben und den Feind so angegriffen, daß alles nicht anders als gut hätte gehen können, und bat schließlich, den braven Truppen für ihr ausgezeichnetes Verhalten auch in seinem Namen zu danken

Das 2. russische Korps hatte unter dem Prinzen noch am 15. und 16. März zwei heftige Gefechte bei St. Nicolas und Lechelle zu bestehen. In letzterem Gefechte wurde der General Gérard trotz tapferster Gegenwehr abermals bis Provins zurückgeworfen. Nach in der Nacht wurde nun auch Nogent-sur-Seine wieder geräumt und vom Prinzen besetzt. Mittlerweile war der Kaiser Napoleon selbst, der von Blücher kam, gegen die Armee Schwarzenbergs im Vorrücken begriffen; er wandte sich nach unserem rechten Flügel gegen Arcis-sur-Aube.

Zweites Kapitel.

Schlacht bei Arcis-sur-Aube. — Marsch auf Paris. — Kühnes Manöver Napoleons. — Schlacht bei Fère-Champenoise. — Rückzug Marmonts und Mortiers. — Vollständige Vernichtung des Generals Pacthod. — Sprengung des Pulverturms in Meaux durch die Franzosen. — Vor Paris!

Die 4., 5. und 6. Armeeabteilung vereinigten sich am 20. März bei Arcis-sur-Aube, und mit der größten Sehnsucht sahen wir der längst gewünschten großen Schlacht entgegen. Unsern Offizieren und Soldaten klopfte das Herz vor Freude, denn alle waren der ewigen Hin- und Hermärsche herzlich satt, und jeder trug die schöne Ueberzeugung des Sieges in sich. Der Feind hatte, nachdem er Wrede, welcher hierbei Verluste erlitt, zurückgedrängt hatte, unter der persönlichen Anführung des Kaisers Napoleon das rechte und höhere Ufer der Aube stark mit Artillerie und die Stadt Arcis mit Infanterie besetzt.

Wir bildeten auf dem linken Ufer mit den Bayern unter Wrede und den Württembergern unter ihrem tapferen Kronprinzen das erste Treffen in einer großen Linie in Schlachtordnung. Vor uns hatten wir die Stadt Arcis mit einem von Gartenmauern und Hecken umgebenen Gebiet, zwischen welchen uns überall feindliche Bajonette entgegenblickten.

Bis Mittag standen wir in erwartungsvoller Stille. Da donnerten auf Befehl des Kronprinzen von Württemberg, unter dessen Befehl heute die drei Armeeabteilungen gestellt waren, die Signalschüsse, und die ganze Linie eilte in Kolonne nach der Mitte formiert, vorwärts.

Kaum erreichten wir die Kanonenschußweite, so ertönte ein Donner, daß die Erde erbebte. Die große, am rechten Stromufer aufgepflanzte feindliche Batterie überschüttete uns mit Kugeln, welche sausend durch die Lüfte schwirrten und neben uns blutige Spuren zurückließen. Die meisten dieser Kugeln flogen zwar über uns weg. Wo jedoch ein solcher Todesbote durch eine Kolonne fuhr, machte er in der dichtgedrängten Menschenmasse eine offene Gasse. Alle Köpfe beugten sich und alles fuhr auseinander; doch nur einen Augenblick bebten die mutigen Männerherzen, denn es ging ja vorwärts.

Das donnernde Kommandowort ertönte, schnell schlossen sich wieder die auseinandergesprengten Glieder, und rasch gings vorwärts, während ein Haufe toter und verwundeter Leute die Erde bedeckte und als ein blutiger Schweif hinter der Kolonne zurückblieb. Da ertönte endlich der Sturmmarsch, und mit gefällten Bajonetten gings nun auf Arcis-sur-Aube los. Indem wir uns aber den Gärten der Vorstadt näherten, wurden wir von der feindlichen

Infanterie mit einem Kugelregen überschüttet, der bedeutende Lücken in unsere Reihen riß. Da aber waren unsere Soldaten, die schon lange vor Begierde brannten, mit den Bajonetten zu arbeiten, durch kein Kommandowort der Offiziere mehr zu halten. Mit einem donnernden Hurra wurden im vollem Rennen Mauern und Hecken überstiegen und alles niedergestoßen, was sich widersetzte. In einer Viertelstunde war die Vorstadt genommen, und rasch gings in die Stadt hinein. Hier fanden wir noch feindliche Schützen, welche uns sogar aus den Fenstern der Häuser mit Kugeln begrüßten; doch auch diese wurden bald vertrieben.

Eine russische Batterie beschoß die große Straße, auf welcher sich der Feind über die Brücke zurückzog, aufs furchtbarste mit Kartätschen, wobei sein Verlust sehr bedeutend war, während unsere Schützen in den Häusern aufräumten. Alles, was sich nicht ergeben wollte, wurde entweder niedergestoßen, oder, selbst vom zweiten oder dritten Stockwerk, auf die Straße hinabgeworfen. Es war ein ganz eigentümliches Getöse, dieses Schießen, Gepolter und Waffengeklirre. In den Straßen und Häusern, von allen Seiten pfiffen Kugeln, von denen man oft nicht wußte, woher sie kamen.

Es waren strenge Befehle gegeben worden, darauf zu sehen, daß die Einwohner so viel als immer möglich geschont werden möchten. Es überschreitet aber die Grenzen der Möglichkeit, in einer mit Sturm genommenen Stadt Unordnungen zu vermeiden.

Gegen Abend befand sich der Feind, von Pahlens Kavallerie verfolgt, im vollem Rückzuge. Wir bezogen die Biwaks in der Nähe der Stadt. Hier fanden wir alles,

was der Soldat im Felde braucht, Lebensmittel und Holz zum Biwakfeuer, nur an Stroh mangelte es. Auch fehlten uns viele unserer Waffenbrüder, die schlafen gegangen waren. Ihrer wurde in Frieden gedacht, dadurch aber unser froher Mut nicht getrübt. Wir hatten ja gesiegt, es ging nun wieder vorwärts. Daher war auch alles voller Freude, und zufrieden legte sich jeder auf die harte Erde, um von der schweren Tagesarbeit einige Stunden auszuruhen. Rechts von uns hatten die Württemberger und die unter dem Kronprinzen von Württemberg stehenden Oesterreicher, sowie auch die Bayern unter Wrede tapfer gekämpft. Ihr Verlust war jedoch im Verhältnis zum unsrigen nur unbedeutend.

Napoleons Rückzug ging auf Vitry. Als er die Trümmer seiner Armee, die zur Mehrzahl aus Konskribierten und schnell zusammengeraffiten Mannschaften bestand, vor sich vorüberziehen sah, verzichtete er darauf, den Sieg wieder an seine Adler zu fesseln. Völlig mit sich im reinen, dem Andrange seiner vielen Feinde nicht länger widerstehen zu können, suchte er sie durch ein eigenes Manöver zu täuschen. Schnell wandte er sich nämlich über Saint-Dizier nach Chaumont, indem er voraussetzte, durch das Bedrohen unserer Verbindungslinien seine Gegner zu rückgängigen Bewegungen zu zwingen.

Man ließ sich jedoch nicht täuschen. Der Kaiser Alexander war es, der trotz manchen Widerstandes mit seinem Rate entschieden durchdrang: jetzt so schnell als immer möglich auf Paris zu marschieren. Dem Kaiser Napoleon wurden unter dem russischen Generalleutnant und kaiserlichen Generaladjutanten, Freiherrn von Wintzingerode, 10 000 Reiter nachgesandt.

Dieses Manöver gelang. Denn obgleich Wintzingerode zurückgeworfen wurde, wußte er anfangs Napoleon doch zu täuschen, da dieser glaubte, daß ihm die ganze Schwarzenbergische Armee folge

Bei uns wurde die ganze Kavallerie der 3., 4. und 6. Armeeabteilung unter den Kronprinzen von Württemberg gestellt Mit der ansehnlichen Masse ging dieser am frühen Morgen des 25 März in der Richtung auf Vitry den dort von Blücher kommenden und bei Sommesous stehenden Feinden unter den Marschällen Mortier und Marmont entgegen

Unsere Infanterie war angewiesen, der Kavallerie als Unterstützung zu dienen. Da wir ihr wegen ihres schnellen Marsches nicht folgen konnten, eilte der Prinz seiner Infanterie voraus und schloß sich dem Stabe des Kronprinzen von Württemberg an Hier waren wir Augenzeugen, wie dieser vorerst mit den österreichischen Kürassieren unter Nostiz und den württembergischen reitenden Jägern unter dem Prinzen Adam von Württemberg den Feind in der Front angreifen ließ, während Graf Pahlen zur Rechten und der Großfürst Konstantin ihn zur Linken mit der großen Kavalleriemasse umgingen Der Feind floh, von den wahrhaft glänzenden Angriffen des Kronprinzen gänzlich geworfen, in wilder Flucht bis jenseits Fère-Champenoise. Als er nun hier von der Kavallerie des Großfürsten Konstantin in Flanke und Rücken angegriffen wurde, verlor er fast sein sämtliches Geschütz. Mehrere Bataillone wurden hier gänzlich aufgerollt und zusammengehauen Jetzt erschien noch die Blüchersche Kavallerie von Vertus her, die die Divisionen Pacthods und Ameys verfolgten

Der Kaiser Alexander und der König Friedrich Wilhelm III. waren zur Zeit auf einer Anhöhe jenseits Fère-Champenoise eingetroffen, als die beiden Marschälle Mortier und Marmont, vom Kronprinzen von Württemberg verfolgt, abzogen. Den Divisionen Pacthod und Amey war von Blücher und der Großen Armee der weitere Rückzug verlegt worden, und sie sahen sich nun buchstäblich von allen Seiten vom Feinde umringt. Dies veranlaßte den König Friedrich Wilhelm III., im Einverständnis mit dem Kaiser Alexander seinen Flügeladjutanten, den Oberstleutnant von Thile, als Parlamentär mit einem Trompeter zu General Pacthod zu schicken, um ihn zum Niederlegen der Waffen aufzufordern. Thile fand Pacthod mit verbundenem Arm, der ihm durch eine Kartätschenkugel zerschmettert worden war, bleich und erschöpft vom Blutverluste, aber dennoch in voller Haltung und Fassung und erschüttert von dem entsetzlichen Blutbade, das ihn umgab.

Er wurde von dem Zweck der Sendung unterrichtet, und man setzte ihm so laut auseinander, wie eine Rettung für ihn unmöglich sei, daß es die Umgebung hören konnte. Unterdessen waren die vorausgeschickten russischen Batterien näher herangerückt und eröffneten auf den dicht zusammengedrängten Knäuel der Franzosen ein mörderisches Feuer.

General Pacthod hatte den Oberstleutnant von Thile ruhig angehört, da jedoch das Feuer der russischen Kanonen, statt aufzuhören, nur noch an Heftigkeit zunahm, erwiderte er ihm: „Während des Parlamentierens mit Kartätschen feuern, ist gegen allen Kriegsgebrauch, und meine Ehre gestattet mir nicht, zu unterhandeln, so lang noch ein Schuß fällt."

Mit aller Höflichkeit erklärte er Thile für seinen Gefangenen und übergab ihn zwei Offizieren, welche sein Pferd zu beiden Seiten am Zügel nahmen, ohne auf seine Einsprache Rücksicht zu nehmen. „Soldaten," rief General Pacthod den Seinen zu, „Ihr habt gehört, was uns bevorsteht; es gibt heute einen schönen französischen Tag!"

Unter dem verheerenden Feuer von 48 Geschützen setzte die französische Kolonne ihren Marsch fort, und trug ihren verwundeten General auf einer Bahre von Gewehren. Die Unordnung wurde immer größer; die Aeußerungen der Mannschaften immer lauter. Der Oberstleutnant von Thile, welcher sich der größten Gefahr mit ausgesetzt sah, erbot sich seinen Führern gegenüber, zurückzureiten und dem Schießen Einhalt zu tun. Die beiden Offiziere ließen den Zügel des Pferdes ihren Händen entgleiten, und Oberstleutnant von Thile sprengte zu seinem König zurück.

Mittlerweile aber waren neue russische Reiterscharen herangerückt und hieben unbarmherzig auf die Unglücklichen ein, von denen eine große Anzahl bereits die Gewehre weggeworfen hatte. Der edle König Friedrich Wilhelm rief jetzt seiner Umgebung zu, ihm zu folgen, um dem entsetzlichen Blutbade ein Ende zu machen. Nicht ohne persönliche Gefahr ritt er in das Schlachtgewühl. Der ritterliche Kaiser Alexander begleitete auch hier seinen königlichen Freund und Waffengefährten. Er ritt in das dichteste Gewühl zwischen Freund und Feind hinein und ließ Appell blasen. Bei dieser Gelegenheit wurde der Oberst Rapatel, Moreaus früherer Adjutant und jetziger kaiserlicher Flügeladjutant, an der Seite des Kaisers Alexander durch mehrere französische Musketenkugeln erschossen.

Am heutigen Tage wurden 80 Kanonen von den verschiedenen Kavalleriemassen erobert und 10—11 000 Mann, darunter neun Generale zu Gefangenen gemacht. Unter diesen befanden sich Pacthod, Amey, Delord, Bouté und Thevenot. Nur die Kavallerie mit ihrer reitenden Artillerie, erfocht ohne Teilnahme der Infanterie, welche ihr nicht folgen konnte, diesen glänzenden Sieg. Der schwer verwundete, jetzt gefangene Divisionskommandeur wurde vor die Monarchen gebracht. Er erhielt wegen seiner tapferen Verteidigung die schönsten Lobsprüche. Die Leibärzte sorgten für Verband und Pflege.

Alles war beendet! Die feindlichen Kolonnen waren vernichtet, und Haufen von Menschen bedeckten tot oder verwundet die Erde. Was noch am Leben geblieben und nicht schwer verwundet war, wurde von der Kavallerie zurückgebracht. Ueberall lagen weggeworfene Waffen, Gepäck, tote Menschen und Pferde auf den Feldern umher. Gegen Abend näherten wir uns im Vorbeireiten jener Stelle, wo ein feindliches Karree von der Kavallerie unter Pahlen gesprengt und zusammengehauen worden war.

Was ich hier gesehen habe, war so schrecklich, daß es mir an Worten fehlt, um dieses gräßliche Bild zu zeichnen. Mehrere Hundert Verwundete lagen noch hier unter den Toten, alle mit Blut bedeckt und unter- und übereinander. Die meisten dieser Unglücklichen waren durch Säbelhiebe am Kopf verwundet, und daher ihre Gesichtszüge durch Blut und klaffende Wunden auf das Gräßlichste entstellt. Viele von ihnen befanden sich in sitzender Stellung. Einige jammerten, andere schimpften auf uns, aber die meisten flehten um Wasser zum Trinken. Wir trösteten sie, so gut es gehen wollte, versprachen, daß bald Hilfe

kommen würde, und reichten ihnen Wasser aus den Feldflaschen, so viel in der Eile bei den in solchen Fällen gutmütigen Soldaten gefunden werden konnte

Eine Szene dieses Schlachtfeldes, die zu gräßlich ist, als daß sie sich nicht tief in meinem Gedächtnis eingeprägt hätte, will ich noch erwähnen. Während der Prinz mit seinem Stabe herumritt, um an den Uniformen der hier Liegenden die verschiedenen Regimenter zu erkennen, welche heute gegen uns gefochten hatten, bemerkten wir einen schwer Verwundeten, welcher seinen Kopf gegen eine kleine Erhöhung gelehnt hatte. An der rechten Seite seines Kopfes war eine tiefe, weit auseinanderklaffende Wunde zu sehen Aus seinem blassen Gesichte stierten uns seine matten Augen an In seinem linken Arm lehnte sein Gewehr, und mit den Fingern seiner rechten Hand hatte er schon ein sehr bemerkbares Loch in den Boden gewühlt, aus welchem er unaufhörlich alle, die sich ihm näherten, mit Erde oder Steinchen bewarf. Wir ritten näher an ihn heran und suchten ihn zu trösten Er schien wahnsinnig zu sein, und doch konnte er uns das Verlangen nach Wasser verständlich machen. Ein Offizier unseres Stabes befahl seinem Reitknecht, ihm Wein zu reichen. Dieser kniete bei ihm nieder und tat sein möglichstes, den Armen zu erquicken

Als wir kaum 10—12 Schritte wieder von ihm entfernt waren, warf ich noch einen mitleidigen Blick nach ihm zurück Und was sah ich jetzt? — Er hatte sein Gewehr ergriffen und feuerte es auf uns ab Die Kugel hörten wir über unsere Köpfe hinwegsausen Ehe einer der Unsrigen dem Unglücklichen zu Hilfe eilen konnte, hatten ihn schon zwei Kosaken unseres Gefolges ereilt und ihm

mit ihren Lanzen den letzten Gnadenstoß durch die Brust gegeben

Spät am Abend ritten wir nach dem Städtchen Fère-Champenoise, unserm Nachtquartier. Von Ermüdung erschöpft und voll der wunderbaren Eindrücke des merkwürdigen Tages legte sich bald alles zur Ruhe; doch viele von uns floh der Schlaf. Die furchtbare Erscheinung des durch Kartätschen und Säbelhiebe gesprengten Karrees stand in seiner Gräßlichkeit immer wieder vor meinen Augen. Tiefes Bedauern über die armen verwundeten Menschen, die nun nicht mehr unsere Feinde waren, und der Gedanke, daß auch uns vielleicht bald ein ähnliches Schicksal beschieden sein könne, verscheuchte unwillkürlich den Schlaf.

Das 2. Korps, welches wie gewöhnlich unter dem Prinzen zur Vorhut der Schwarzenbergischen Armee gehörte, brach in früher Morgenstunde am 26. März auf. Ohne wesentliche Unterbrechung setzten wir unseren Marsch auf Paris fort. Es waren die schönsten Frühlingstage Trommelwirbel und Trompetenklänge ertönten in der Nähe und von unseren Verbündeten aus der Ferne. Im Strahle der Frühlingssonne blitzten überall die Waffen. Die Gegend, welche wir in größter Eile durchzogen, war höchst reizend und noch nicht durch die Greuel des Krieges verheert. Daher war auch an Lebensmitteln kein Mangel. Aber mehr als alles beglückte den Soldaten das innere Hochgefühl des Sieges und das Gefühl der Kraft, welches alle belebte. Keiner fühlte die Beschwerde der Gewaltmärsche bei der wenigen Ruhe, die uns vergönnt werden konnte. Man ließ uns kaum zum Essen und Trinken Zeit. So erreichten wir nach einigen Märschen die Ge-

gend von Meaux, wo die Truppen zwischen lauter Weinbergen ihre Biwaks bezogen, während die Stadt selbst noch vom Feinde besetzt war.

Hier erlebten wir eine merkwürdige Nacht, welche wohl jedem meiner alten Waffengefährten noch in frischer Erinnerung geblieben sein wird. Es war Mitternacht. Wein war im Ueberfluß nach den Biwaks geschickt worden. Um die Feuer zu unterhalten, schleppte man Millionen hölzerner Stäbe, an die man die Reben bindet, ebenfalls dahin. Vor uns in der Ferne standen die Feldwachen; vor der Front eines jeden Regiments waren die Gewehre in Pyramiden aufgestellt, die Reit- und Packpferde aber hinter den Biwakhütten angebunden.

Von dem starken Marsche bis zum Umfallen ermüdet, schliefen alle einen Riesenschlaf. Da ertönte plötzlich ein furchtbares, donnerartiges Getöse. Rasch aus dem Schlafe aufgeweckt, fuhren wir auf. Es schien, als wenn die Erde mit grausenhaftem Krachen unter uns erbebte, während eine wunderbare Helle von nur einigen Sekunden die finstere Nacht in hellen Tag verwandelte.

Die ganze Armee sprang, wie vom Blitz getroffen, von ihrem Lager auf. Durch das furchtbare Getümmel, das nun auf allen Seiten entstand, hörte man das donnernde Kommandowort: „Zu den Waffen!" Die von dem Gepolter und dem gewaltigen Lärm aufgeschreckten Pferde rissen sich los und liefen wiehernd hin und her. Die in Pyramiden aufgestellten Gewehre stürzten zusammen, und alles lief voller Schrecken bunt durcheinander. Mehrere unserer Offiziere, welche durch den schauderhaften Donner aufgeschreckt waren und nun überall Geschrei und Getümmel hörten, glaubten im ersten Augenblick, daß feind-

liche Artillerie das Lager beschieße und Kavallerie uns überfallen habe.

Keine fünf Minuten dauerte es, und die ganze Armee stand halbangekleidet in festgeschlossenen Kolonnen unter den Waffen. Auf den furchtbaren Lärm folgte nun eine Totenstille. Niemand wagte im Anfange zu sprechen, denn alle waren voller Erstaunen und ängstlicher Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Die Nacht war sehr dunkel und wurde nur durch die Biwakfeuer erleuchtet. Alle erwarteten einen feindlichen Angriff. — Endlich fing man an, zu flüstern, da aber nach einigen Minuten nichts erfolgte, so wurde man dreister; die Offiziere traten aus Reihe und Glied und sammelten sich vor der Front, um sich gegenseitig zu befragen, was wohl die wunderbare Erscheinung zu bedeuten haben möge. Einige meinten, die Franzosen hätten die Brücke bei Meaux in die Luft gesprengt, andere meinten, daß es eine Mine in der Nähe des Lagers gewesen sei. Wachthabende Soldaten erzählten, es sei plötzlich Tag geworden und in der Gegend von Meaux habe sich der Himmel geöffnet und Feuer geregnet; nach ein paar Sekunden aber sei ein furchtbarer Donner erfolgt.

Nach einer erwartungsvollen Viertelstunde kamen endlich aus dem großen Hauptquartier Adjutanten angesprengt. Sie brachten den Befehl, sich wieder zur Ruhe zu begeben, und meldeten, daß der Feind bei Meaux ein großes Pulvermagazin in die Luft gesprengt habe. Da aber die meisten von uns durch den unerwarteten Schrecken im höchsten Grade aufgeregt waren, so verplauderten wir den Rest der Nacht ohne Schlaf. Mit Tagesanbruch ging unser Marsch durch Meaux wieder weiter. Wir fanden

in der Stadt keinen Feind mehr; alle Straßen waren durch eingestürzte Schornsteine voller Schutt und Trümmer. Ohne uns im geringsten aufzuhalten, zogen wir rasch auf der großen Straße vorwärts nach Frankreichs Hauptstadt. Das große Trauerspiel näherte sich seinem Ende. Nach einigen Gewaltmärschen standen wir siegestrunken auf den Höhen von Belleville, und — vor unseren Füßen lag das stolze Paris.

Drittes Kapitel

Einzug in Paris — Glänzender Empfang durch die Einwohner der Hauptstadt — Uebertriebener Jubel der Pariser. — Ergötzliche Auftritte

Am Abend der für uns so glorreich gewonnenen Schlacht bei Paris war das 2. russische Korps unter seinem tapferen Führer, dem Generalleutnant Prinzen Eugen von Württemberg, seitwärts Belleville auf der Höhe von Chaumont bis an die Barriere von Pantin vorgerückt, um daselbst zu biwakieren.

Hier erst schöpften wir Atem und bereiteten uns zum morgigen Einzug vor. Dann legten wir uns rings um unsern Feldherrn aufs Ohr. Aber kaum waren wir ein wenig eingeschlummert, so schreckte uns abermals ein Knall empor, als flöge ganz Paris mit einer Mine auf. Das war auch unser erster Gedanke! Um uns her glänzte ein Feuermeer. Als es aber dem Blitze gleich verschwand, hörten wir schreien und ächzen, und als wir um uns

schauten, lagen 17 Tote und Verwundete am Boden. Betrunkene Ulanen hatten neben uns einige französische Munitionswagen gesprengt.

So verfolgten uns denn bis zum Schlusse dieses gigantischen Krieges gar arge Gefahren; doch noch wunderbarer war die Hand, die uns beschützte.

In der nun folgenden Nacht hätte es den Franzosen nicht einfallen dürfen, uns zu überfallen, denn die siegreichen Helden in den Umgebungen von Paris hatten alles rot gefärbt, nicht vom Blute, aber vom Weine des Feindes. Fast das ganze Tobolskische Infanterieregiment lag betrunken in den Kellern und triefte vom Burgunder.

Der Prinz erschrak denn auch wirklich, so wie man am 31. März 1814 nur immer erschrecken konnte, als des Morgens ganz früh ein Reiter, auf die Gefahr hin, den Hals zu brechen, über Feldkessel und Flaschen, Menschenköpfe und Bajonettspitzen hinwegsetzte, und dicht vor uns zu Boden stürzte. —

„He, Bruder, was ist dir?" erscholl es fast wie aus einer Kehle. „Revolution!" war die Antwort. Wir griffen zu den Waffen; doch bald liefen beruhigendere Nachrichten ein. Es kam ein kaiserlicher Leibkosak von den Furierschützen und erklärte, der Heer sei mit einem französischen Gendarm in der Stadt, wohin er die Nase zu früh gesteckt und Ausschreitungen verübt habe, handgreiflich zusammengeraten und da habe er den Kürzeren gezogen.

Wohl bekomm's! dachte ich und freute mich des Irrtums; doch der Prinz wies den Geängstigten an den Großfürsten Konstantin, und dieser an den Kaiser.

Eine Stunde später ward uns der Befehl, 1000 Mann

vom 2. Korps in die Stadt zu schicken und das Rathaus zu besetzen.

Die wohlverdiente Ehre, **zuerst in Paris einzurücken**, verdankten wir also einem Zufall. — Gleichviel! Das Schicksal schien gerecht.

Eine fatale Klausel war jedoch in dem Befehl begriffen, die uns leicht um den Preis hätte bringen können. Es wurde nämlich die Bedingung gestellt: Diese Elite solle ganze Stiefeln tragen, — oder wenigstens keine Holzschuhe, — und wenn dies nicht zu bewerkstelligen sei, so verbitte man sich alle Blusen, Weiberröcke und Kapuzinerkutten. Am entschiedensten aber seien französische Uniformen untersagt.

Das letztere wäre eine Lebensfrage gewesen, denn das ganze Korps steckte, mit Ausnahme einiger Maskenanzüge, in den Röcken, die man bei Arcis-sur-Aube und Fère-Champenoise den Voltigeurs der Garde und bei Bar-sur-Aube, Laubresselles und Troyes den Linientruppen ausgezogen hatte. Nur unsere unermeßlich hohen Fichtenreiser auf den Tschakos und die weißen Binden um den rechten Arm unterschieden uns von den Franzosen.

Der Prinz versicherte: „Es würden vom 2. Korps lauter russische Herzen in Paris einrücken"; und dieses Wort genügte unserm Feldmarschall Barclay de Tolly, dessen ängstlicher Fürsorge wir die Klausel zu verdanken gehabt hatten.

Um neun Uhr zog alsdann unser beweglicher Wald — Macbeths feindlichen Scharen gleich — durch die Straßen von Paris; voran unsere treffliche Musikkapelle vom Regimente Wolhynien; darauf der Prinz mit seinem ganzen Stabe. Doch drehte er bald wieder um, denn die

Begeisterung und der laute Jubel, mit dem man ihn begrüßte, brachte ihn auf die Vermutung, daß man ihn mit einem der Monarchen verwechsle, die erst zwei Stunden später an der Spitze ihrer Garden erscheinen sollten.

Der Prinz erwartete darauf den Kaiser an der Barriere von Pantin und empfing ihn an der Spitze einer Wache desselben 20. Jägerregiments, das in diesem Kriege den ersten und letzten Schuß getan, das 157 Treffen darin durchgefochten hatte, das von 7000 Mann in 22 Bataillonen, die seit dem April 1812 in seinen Gliedern wechselten, noch 400 Mann und von 567 Offizieren jetzt nur noch acht in seinen Reihen zählte.

Der Kaiser ernannte hier den Prinzen unter den schmeichelhaftesten Aeußerungen über seine seitherigen Leistungen zum General der Infanterie.

Von der Barriere von Pantin wandten sich die Monarchen an der Spitze ihrer Garden und des russischen Grenadierkorps, von einem zahlreichen Gefolge umgeben, nach der Vorstadt St Martin Wir schlossen uns nun dem Gefolge des Kaisers Alexanders I. und des Königs Friedrich Wilhelms III. an Der Kaiser Franz I. war noch zurückgeblieben und durch seinen Generalissimus vertreten

Diesen hohen Herren folgten unmittelbar der Kronprinz von Württemberg, Blücher, Barclay de Tolly, unser Prinz, Radetzky, Gneisenau, Langeron, Sacken, York, Kleist, Pahlen, Woronzoff und noch eine Menge russischer und preußischer Generale, fremde Prinzen und Volontaire.

Den Unberufenen aus der Armee, der Adjutantur und den Nichtkombattanten war zwar der Zutritt streng

verboten. Aber selbst unseres Prinzen ernstes Gebot, sich pünktlich an den Armeebefehl zu halten, hatte diesmal keine Gewalt. Der Reiz war zu groß, die Freude, das Selbstgefühl, die Neugierde überwanden alle Schranken der militärischen Zucht. Ich selbst machte davon keine Ausnahme. Links zu meiner Seite ritt der Leibarzt des Prinzen im abgenutzten Kittel und durchlöcherter Mütze, rechts ein preußischer Dragoner, der alle geputzten Pariserinnen mit unanständigen Grimassen bewillkommnete, vor mir der Korpsauditeur mit einer Bauernmütze, und hinter mir ein österreichischer Kammerheer in reicher Hofuniform.

In der Vorstadt St. Martin angekommen, erwarteten uns 80—100 junge Pariser Stutzer zu Pferde in schwarzen Fracken, weißen Glacéhandschuhen und weißer Binde um den rechten Arm. Sie mischten sich mit unter das Gefolge, überhäuften jeden, welcher ihnen zuhören wollte, mit übertriebenen schmeichelhaften Lobreden oder ergossen sich in Schmähungen gegen den Kaiser Napoleon.

Der Großfürst Konstantin, die Generale Miloradowitsch, Galizin und Jermoloff ritten an der Spitze der im vollsten Glanz einherziehenden Garden, welche das Gefolge der hohen Monarchen schlossen. Vor den Monarchen zog aber der kühne Orloff-Denissoff mit den roten Leibkosaken einher.

Der Schweif des Zuges, die sämtlichen russischen, preußischen und badischen Garden, war auf diese Weise unabsehbar. Je tiefer wir in die Stadt eindrangen, um so lebhafter wurde der Empfang. Fenster, Ballons, selbst die Dächer waren überfüllt von Zuschauern, deren überspannter Jubel alle Grenzen überstieg. Mir graute zuerst vor der Wankelmütigkeit und dem Mangel an Na-

tionalsinn der Franzosen, und ich ließ auf ihre Unkosten fast den Elsäßern und Lothringern Gerechtigkeit widerfahren, denn diese, obwohl Deutsche, empfingen uns in Nancy und anderen Städten mit ruhigem Ernst und nur still und ergeben, und verletzten nicht den Anstand durch Schmähungen gegen ihren eben vertriebenen Machthaber.

Hier indes wichen alle meine philosophischen Betrachtungen dem allmächtigen Eindruck der Gegenwart

Besonderen Einfluß hatte hierauf die Schar von Weibern, alle, wie es schien, nur eines Sinnes, sich überbietend im Geschrei: „Vivent les alliés, vive Alexandre!" und unaufhörlich die weißen Tücher schwenkend

Bloße Verstellung konnte dies nicht sein. Hier wie überall war der Freudenausbruch zu allgemein, und man wurde fast gezwungen, sich endlich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß Paris im Namen von ganz Frankreich heute die Befreiung aus den lästigen Fesseln feiere und sich dem Retter dankbar in die Arme werfe.

In meinem Leben sind mir keine burleskeren Szenen vorgekommen, als an diesem merkwürdigsten der Tage. Man war dabei in einem wahren Strudel der Fröhlichkeit mit fortgegangen und kannte in diesem keine Grenzen. Wir wollen vor allem treu berichten. Unter immer zunehmenden Beifallsrufen eines zahllosen Volkes und in einem Gedränge sondergleichen schritten wir langsam den Elysäischen Feldern zu. Mir ist es unbegreiflich, daß an des Kaisers roter Gardeuniform noch ein ganzer Fetzen blieb, so wurde er geküßt und bedrängt. Er ließ sich alles gefallen. Haufenweise hingen die Weiber an seinen Stiefeln und Sporen, und hielten sich sogar an dem Schweif seines Pferdes fest. Mitten in diesem Wirr-

warr gelang es aber auch einem Schneider, ihm seine Adresse zu überreichen. Seine Majestät nahm sie dankbar an. Bald darauf gelangten jedoch so viele andere in des Kaisers Hände, daß es unmöglich war, sie zu beherbergen. Er übergab sie daher seinem diensttuenden Adjutanten.

Endlich auf den Elysäischen Feldern angekommen, hielten die Monarchen an. Die Garden defilierten im Parademarsch an ihnen vorüber, dann folgte die württembergische Reiterei unter dem Prinzen Adam von Württemberg, die sich auf die Straße nach Fontainebleau begab, um dort unsere Vorhut zu bilden.

Unmöglich könnte man sich einen Begriff von dem Treiben machen, das während dieser Szene herrschte, wenn man es nicht selbst gesehen hätte.

Bei der Ansicht des buntscheckigen Bildes mußte man glauben, wir und alle Pariser seien toll geworden.

Die sonderbarsten Gruppen darin waren die Amazonen; denn fast alle Reiter unseres Gefolges hatten entweder ihre Sättel ganz verlassen und den Damen darauf den Platz überlassen oder sie traulich zu sich heraufgezogen. Im letzteren Falle befand ich mich selbst, im ersteren unser Prinz.

„Mon jeune Monsieur," sagte zu ihm ein hübsches, wohlgekleidetes Mädchen, „lassen Sie mich bitte aufsteigen, ich sterbe vor Neugierde."

„Bitte sehr, mein Fräulein."

„Was ist denn das?"

„Es könnte sein, daß ich in die Lage versetzt würde, mich an die Spitze der Truppen zu stellen und den Degen zu ziehen."

„O! Ich werde ihn Ihnen halten."

„Sehr freundlich, mein Fräulein! Darf ich mir erlauben, Sie um Ihren Namen zu fragen?"

„Ich heiße Luise, mein Vater ist Tuchhändler, — er wird sich sehr freuen, Sie bei sich zu sehen."

„In diesem Falle kann ich Ihnen Ihre Bitte nicht abschlagen."

Dem Kronprinzen von Württemberg, der das schönste Pferd im ganzen Gefolge, einen prächtigen Araber, ritt, wurde so oft zugerufen: „O, was für ein schönes Pferd!" daß er endlich lächelnd erwiderte: „Mein Fräulein, Sie schenken der Rosinante mehr Aufmerksamkeit als dem Reiter!"

„Ach, mein Herr," erwiderte das hübsche Kind, „Sie sind ja ein sehr hübscher Junge; aber in Paris sind die schönen Männer weniger selten als die hübschen Pferde."

Zu einem sehr korpulenten General trat eine Pariserin und fragte bescheiden: „Mein Herr, wollen Sie mir bitte den König von Preußen zeigen?"

„Sehen Sie bitte meinen Nachbar zur Linken an!"

„Und der alte Blücher?"

„Er ist an meiner Rechten."

„Und Bernadotte?"

„Ist nicht da."

„Und Wellington?"

„Schlägt sich noch."

„Aber Schwarzenberg?"

„Er hat die Ehre, mit Ihnen zu sprechen."

„Pardieu, mon prince! — es freut mich sehr, die Bekanntschaft eines so berühmten Mannes zu machen! — Ich zweifle nicht, daß er Europa auf den Schultern tragen werde."

Aber trotz aller dieser zum Teil so spaßhaften Szenen verkannte doch keiner von uns den Ernst und Feierliche, welches so viele Krieger verschiedener Völker heute hier in dem stolzen Paris vereinigte

Es war dies ja der Tag, den wir seit sieben schmachvollen Jahren zu sehen begehrt und unsere Väter oft unter heißen Tränen herbeigerufen hatten, heute war er endlich da, dieser schöne Tag!

Ein jeder fühlte es, daß er nicht fur eitlen, vergänglichen Ruhm gekämpft hatte. Für sein Vaterland hatte er gefochten. Dafür war er ausgezogen, daß nicht wieder Spott das graue Haupt biederer Greise in der Heimat treffe, noch Frevel Kirche und Altar uns entweihe, dafür, daß nicht wieder jenes rauberische Kriegsvolk den heiligen Boden seines Vaterlandes betrete; dafür hatten wir gekämpft, daß jene dunkle Nacht nicht wieder hereinbrechen solle, wo kein Mensch vor dem Raube, keine Tugend vor der Schmach mehr geschützt war, wo Gewalt und Uebermut alles in eiserne Ketten schlug, das Mark unseres Landes verzehrte, Gesetz und Ordnung Hohn sprach

Und jeder war es sich bewußt, für den Frieden hatte er gekämpft, auf gar manchem Schlachtfelde hatte er ihn erobern helfen, und heim wollte er ihn bringen, des Himmels besten Segen

Und mancher sah auch schon im erfreuten Geiste hinter dem heutigen einen noch andern schönen Tag in nicht weiter Ferne. Den Tag, wo er mit Siegeskränzen geschmückt, des Friedens Palme in der Hand, von Eltern und Freunden begrüßt und seinem geliebten Mädchen geküßt, an den heimatlichen Herd in das Vaterhaus zurückkehren werde.

Reichsgraf von Waldburg-Truchseß

Napoleon Buonapartes Reise von Fontainebleau nach Fréjus vom 17. bis 29. April 1814

Ankunft in Fontainebleau. — Audienz beim Kaiser Napoleon. — Kalter Empfang — Verzögerung der Abreise des Kaisers. — Gespräche Napoleons mit dem österreichischen Kommissar General Koller. — Napoleon nimmt Abschied von seiner Garde. — Abreise nach Elba. — Royalistische Stimmungen im Süden Frankreichs. — Begegnung Napoleons mit dem Marschall Augereau. — Das aufgeregte Volk bedroht das Leben des Kaisers. — Er rettet sich, indem er sich verkleidet. — Napoleons furchtsames Benehmen. — Pauline Bonaparte. — Einschiffung auf dem „Unbaunted“. — Gewaltige Pläne des gestürzten Kaisers

Am 16. April kam ich in Fontainebleau an, und, nachdem ich am 17. dem Obermarschall General Bertrand und dem General Drouot meinen Besuch gemacht hatte, lud mich Bertrand ein, eine Wohnung im Schlosse einzunehmen. Nach der Messe wurden wir Kommissare, nämlich der General Koller österreichischer-, der General Schuwaloff russischer-, der Oberst Campbell englischer- und ich preußischerseits, sowie auch der kaiserlich königliche Major Graf Clam-Martinitz, der dem General Koller als erster Adjutant beigegeben war, dem französischen Kaiser* in einer Privataudienz vorgestellt. Ziemlich kalt war die Art, wie wir empfangen wurden, sichtbar seine Verlegenheit und sehr merklich sein Unwille, einen Kommissar des Königs von Preußen unter uns zu bemerken, den er in seinen früheren Plänen schon aus der Liste der Souveräne gestrichen haben mochte. Er fragte mich unter anderm, ob auch preußische Truppen auf dem Wege wären, den wir

* Bekanntlich mußten wir, unserer Instruktion gemäß, ihm den kaiserlichen Titel geben und ihn mit allen damit verbundenen Auszeichnungen behandeln.

zu machen hätten, und als ich dies verneinte, sagte er: „Aber in diesem Fall sollten Sie sich nicht die Mühe geben, mich zu begleiten.“ Ich entgegnete, es sei keine Mühe, sondern nur eine Ehre. Er beharrte aber auf seiner Meinung, und als ich ihm erwiderte, ich würde und könnte nicht auf diese Ehre Verzicht leisten, da der König mich dazu bestimmt hätte, entließ er mich mit ebenso verlegener als verdrießlicher Miene.* Viel freundlicher war er mit dem Oberst Campbell, fragte mit Teilnahme nach seinen Wunden, nach den Gefechten, wo er seine Orden erhalten hätte, und benutzte dabei die Gelegenheit, vom spanischen Feldzuge zu reden, dem Feldmarschall Wellington die größten Lobsprüche zu machen, sich genau nach seinem Charakter, seinen Gewohnheiten usw. zu erkundigen. Als er erfuhr, daß der Oberst Campbell ein Schotte sei, leitete er das Gespräch auf Ossians Gedichte und lobte sie des kriegerischen Geistes wegen, der darin herrschte. Der heutige Tag war eigentlich schon zur Abreise festgesetzt; der Kaiser fand aber einen Vorwand, sie aufzuschieben, weil er nicht die Straße von Auxerre, Lyon, Grenoble, Gap und Digne, sondern die von Briare, Nevers, Lyon, Valence und Avignon einschlagen wollte. Dieses Verlangen, das uns der General Bertrand mitteilte, wurde damit begründet, daß es dem Kaiser gemäß des Traktats freistände, sich von seinen Garden eskortieren zu lassen. Diese befänden sich auf der von ihm vorgeschlagenen Straße, die übrigens besser mit Pferden versehen und nicht der Kriegsschauplatz gewesen sei. Endlich seien seine von Or-

* Auch zum General Koller äußerte er seinen Unwillen über die Anwesenheit eines preußischen Kommissars, und als dieser ihm bemerkte, er habe ja selbst Kommissare der Verbündeten begehrt, entgegnete der Kaiser, man hätte auch ebenso gut Bevollmächtigte von Baden oder Darmstadt schicken können.

léans angekommenen Equipagen schon dahin abgesandt und erwarteten ihn in Briare, wo er einen andern Reisewagen für sich nehmen und mehrere Bequemlichkeiten auspacken wolle, die er jetzt nicht bei der Hand habe.

Wir mußten deshalb Verhaltungsbefehle von Paris einholen, und General Caulaincourt, der dahin zurückfuhr und vom Kaiser Abschied genommen hatte*, nahm unsere Depeschen mit, worin wir zugleich — auf des Kaisers Verlangen — eine Abschrift der Order der französischen Regierung an den Kommandanten der Insel Elba wegen Aufnahme des Kaisers forderten, ohne welche er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, vielleicht gar nicht angenommen zu werden. Wir erhielten in der Nacht vom 18. zum 19. die Erlaubnis, dem Wunsche des Kaisers wegen der Reiseroute zu willfahren, sowie auch die verlangte Abschrift der Order wegen Räumung der Insel Elba. Diese war aber nach des Kaisers Wunsch nicht deutlich genug ausgedrückt. Er befürchtete, man würde die Insel von allem Geschütz und ihn von allen Verteidigungsmitteln entblößen. Es mußte also deshalb wieder nach Paris geschickt werden. General Koller versprach dem Kaiser, daß hierin geschehen würde, was er verlangte, und hierauf bestimmte man den 20. zur Abreise. Währenddem hatte Napoleon schon seit mehreren Nächten gegen hundert Munitions- und Packwagen mit Geld, Möbeln, Bronzen, Gemälden, Statuen und Büchern, vorausgeschickt, und vielleicht nur deshalb seinen Aufenthalt hier verlängert.

Am 19. hatte er den Herzog von Bassano zu sich kommen lassen und ihm gesagt: „Man hat Ihnen den Vor-

* Nachdem er ihm noch 300 000 Franken eingehändigt hatte, die von Blois aus der sogenannten „Caisse de la liste civile" entnommen waren.

warf gemacht, daß Sie mich immer verhindert hätten, Frieden zu machen; was sagen Sie dazu?"

Bassano erwiderte: „Eure Majestät weiß sehr wohl, daß Sie mich nie um Rat gefragt und stets nach eigener Einsicht gehandelt haben, ohne die Personen Ihrer Umgebung zu befragen Ich bin daher nicht in die Lage gekommen, Ihnen Ratschläge zu geben, sondern habe nur Ihren Befehlen gehorcht."

„Das weiß ich sehr wohl," entgegnete der Kaiser ganz zufrieden, „ich sage es Ihnen daher auch nur, um Sie von der Meinung in Kenntnis zu setzen, die man von Ihnen hegt."

Die Generale Belliard, Ornano, Petit, Dejean und Korsakowsky, die Obersten Montesquiou, Bussy und De la Place, sowie der Kammerherr Turenne waren nebst dem Minister Bassano die bedeutendsten Personen, die beim Kaiser bis zu seiner Abfahrt blieben und dann nach Paris zurückfuhren*. Die Generale Bertrand und Drouot waren aber die einzigen, die ihn begleiteten, um bei ihm zu bleiben General Lefebvre-Desnouettes ging bis Nevers voraus, um ihn dort zu erwarten und von ihm Abschied zu nehmen

Sein Mameluck Rustam und sein erster Kammerdiener Constant hatten ihn ein paar Tage zuvor verlassen, nachdem ihm ein jeder noch eine namhafte Summe Geldes aus der Tasche gelockt hatte

* Divisionsgeneral Dejean, Sohn des gewesenen Kriegsministers, und Montesquiou, Sohn des Oberkammerherrn, schickte Napoleon schon den Tag vor seiner Abreise nach Paris zurück. Er konnte seine Verzweiflung über die jetzige Lage der Dinge so wenig mäßigen, daß er sie z. B. bei Tische durch Händeringen, vor den Kopf schlagen und laute Ausrufe. „Ach, mein Gott, ist es denn möglich!" an den Tag legte Redete man ihn an, so fuhr er wie aus einem Traume auf, antwortete aber sehr höflich

Am 20. April vormittags zehn Uhr waren alle Wagen im Schloßhof von Fontainebleau zum Abfahren bereit, als der Kaiser den General Koller zu sich kommen ließ und mit diesen Worten anredete „Ich habe darüber nachgedacht, was mir noch zu tun übrig blieb und mich entschlossen, nicht abzureisen. Die Verbündeten blieben den Verpflichtungen, die sie mir gegenüber eingegangen sind, nicht treu. Ich kann daher ebenso meine Abdankung, die nur unter Bedingungen erfolgte, zurückziehen. Mehr als tausend Adressen sind mir in dieser Nacht zugegangen, worin man mich beschwört, die Zügel der Regierung wieder zu ergreifen. Ich hatte nur auf alle meine Rechte auf die Krone verzichtet, um Frankreich die Greuel eines Bürgerkrieges zu ersparen, da ich kein anderes Ziel habe, als seinen Ruhm und sein Glück. Jetzt aber, wo ich die Unzufriedenheit sehe, die die Maßnahmen der neuen Regierung hervorrufen, jetzt, wo ich sehe, wie man die Versprechen, die man mir gemacht hat, erfüllt, kann ich meinen Garden die Gründe auseinanderlegen, die mich bewegen, meine Abdankung zu widerrufen. Dann möchte ich den sehen, der mir die Herzen meiner alten Soldaten entreißt! Es ist wahr, daß die Zahl der Truppen, auf die ich zählen kann, nicht 30 000 Mann überschreiten wird. Es ist aber leicht für mich, sie in wenig Tagen auf 130 000 Mann zu bringen. Auch könnte ich, ohne meiner Ehre zu schaden, meinen Garden sagen, daß ich auf alle meine Rechte verzichtete, nur um das Vaterland ruhig und glücklich zu sehen" General Koller, der bis dahin dem Kaiser nicht hatte in die Rede fallen können, benutzte einen kleinen Stillstand nach dieser letzten Aeußerung, um ihm zu sagen, daß eben seine großmütige Entsagung die schönste aller

seiner Handlungen sei, indem er durch diesen Beweis der Vaterlandsliebe allem Großen und Edlen, das er getan habe, die Krone aufsetze. Uebrigens wisse er nicht, in welcher Art die Verbündeten gegen ihn wortbrüchig geworden seien. Der Kaiser entgegnete, er meine die Entführung der Kaiserin, welche dem Traktat gemäß die Reise nach Saint Tropez mit ihm hätte machen sollen. General Koller versicherte, daß sie keineswegs entführt worden sei, sondern sich aus freiem Willen entschlossen habe, ihn nicht zu begleiten. „Eh bien," schloß der Kaiser, „noch will ich meinem Versprechen treu bleiben; wenn ich jedoch neue Gründe habe, mich zu beklagen, so betrachte ich mich von allem, was ich versprochen habe, entbunden."

Es war unterdessen elf Uhr geworden, und des Kaisers Adjutant, Herr von Bussy, trat herein, um zu sagen, der Großmarschall ließe melden, es sei schon elf Uhr und alles zum Abfahren bereit. „Weiß der Großmarschall denn nicht, mit wem er es zu tun hat?" fuhr der Kaiser diesen Adjutanten an. „Seit wann muß ich mich nach seiner Uhr richten? Ich reise ab, wenn ich will, und vielleicht überhaupt nicht." Hiermit abgefertigt, verließ der Oberst Bussy das Zimmer, und der Kaiser fuhr fort, unaufhörlich von dem ihm zugefügten Unrecht zu reden, den Kaiser von Oesterreich zu beschuldigen, daß er ein Mann ohne Religion sei, der alles täte, um die Ehe seiner Tochter zu trennen, statt seiner Pflicht gemäß alles aufzubieten, um zwischen seinen Kindern das beste Einverständnis zu unterhalten. Er beschwerte sich über den russischen Kaiser, daß dieser so wenig Zartgefühl gezeigt habe und die Kaiserin, nachdem er einzig und allein schuld daran sei, daß sie nicht Regentin geblieben wäre, jetzt in Ram-

bandelte mit dem König von Preußen besucht habe, um sich über ihr Unglück lustig zu machen. General Kallers Bemerkung, daß diese beiden Monarchen vielmehr eine schuldige Höflichkeit hätten bezeugen wollen, ließ er sich allenfalls für den Kaiser Alexander gefallen, wollte sie aber durchaus nicht für den König gelten lassen, gegen den seine Erbitterung am heftigsten ist. Er bemühte sich, den General zu überzeugen, daß sich Oesterreich durch sein gegenwärtiges politisches Verhältnis mit Rußland und Preußen in einer weit gefährlicheren Lage befände als früher, da Frankreichs Uebergewicht Rußlands Eroberungspläne immer im Zaum gehalten hätte. Der Frieden von Frankfurt sei wirklich für Oesterreich vorteilhaft gewesen. Der jetzige Frieden jedoch setze es, trotz der Erweiterung seiner Grenzen, der größten Gefahr seitens seiner natürlichen Feinde, Rußland und Preußen, aus, deren Kabinette immer wegen ihrer Wortbrüchigkeit und wegen ihrer hinterlistigen Pläne bekannt gewesen seien. Statt dessen hätte man mit Sicherheit auf das rechnen können, was er, der Kaiser Napoleon, einmal versprochen habe. Auch habe er seit dem russischen Feldzug keinen anderen Frieden beabsichtigt als den, welchen die Verbündeten in Frankfurt vorgeschlagen hätten. General Caulaincourt habe, freilich aus guter Absicht, seine Vollmachten mißbraucht, als er Hoffnung machte, daß er, der Kaiser, die in Châtillon von den Verbündeten vorgeschriebenen Bedingungen unterzeichnen würde. Indes hätte er dennoch schon längst auf Deutschland und Italien Verzicht geleistet. General Kaller bemerkte, wie es ihn dann um so mehr wundere, daß der Kaiser nicht in Prag oder Dresden den Frieden unterzeichnet hätte, wo ihm noch weit vor-

teilhaftere Vorschläge gemacht worden wären, als in Frankfurt.

„Was wollen Sie?" unterbrach der Kaiser, ohne den Widerspruch seiner Worte zu erwägen, „ich habe Unrecht gehabt; aber ich hatte damals andere Pläne, weil ich noch viele Hilfsquellen zur Verfügung hatte." Und schnell davon abbrechend: „Aber sagen Sie mir General, was raten Sie mir zu tun, wenn ich auf der Insel Elba nicht angenommen werde?" General Koller meinte, es sei gar nicht zu besorgen, daß er abgewiesen würde; aber auf jeden Fall bliebe ihm der Weg nach England offen „Das habe ich auch gedacht. Aber da ich den Engländern so viel Unglück zufügen wollte, so werden sie immer noch Groll gegen mich hegen." Koller meinte, da er seine für England verderblichen Pläne nie ausgeführt habe, so sei auch keine Ursache vorhanden, ihn dort nicht gut aufzunehmen Er machte ihn ferner darauf aufmerksam, daß er alle ihm durch den Vertrag vom 11. April zugesicherten Vorteile aufs Spiel setze, wenn er noch weitere Weitläufigkeiten mache, abzureisen, und endlich entließ ihn der Kaiser mit den Worten: „Sie wissen wohl, daß ich nie mein Wort gebrochen habe; also werde ich es auch jetzt nicht tun, wenn man mich nicht durch schlechte Behandlung dazu zwingt."

Unter mehreren andern sonderbaren Aeußerungen des Kaisers in dieser Unterredung verdienen folgende besonders aufgenommen zu werden. Er sagte nämlich bei Gelegenheit, daß er wohl wisse, man habe es ihm verdacht, sich nicht ums Leben gebracht zu haben: „Ich sehe nichts Großes darin, seinem Leben ein Ende zu machen wie jemand, der sein ganzes Vermögen im Spiel verloren hat. Es gehört mehr Mut dazu, ein nicht verschuldetes Unglück

zu überleben. Daß ich den Tod nicht gefürchtet, habe ich in so vielen Schlachten und noch zuletzt bei Arcis-sur-Aube bewiesen, wo man mir vier Pferde unter dem Leibe getötet hat. (Die Wahrheit ist, daß ihm an diesem Tage nur eines leicht verwundet wurde.) Dann setzte er hinzu: „Ich habe mir keine Vorwürfe zu machen. Ich bin kein Usurpator gewesen, denn ich habe die Krone nur auf den einstimmigen Wunsch der ganzen Nation angenommen, während Ludwig XVIII. den Thron unrechtmäßig eingenommen hat, da er nur durch einen elenden Senat, von dem zehn Mitglieder für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt hatten, dazu berufen wurde. Ich bin nie daran Schuld gewesen, daß etwas verloren ging. Was den Krieg betrifft, ist es etwas anderes; aber ich mußte Krieg führen, weil die Nation wollte, daß ich Frankreich vergrößerte.

Er ließ nach dem General Koller den Obersten Campbell kommen, sprach viel mit ihm von seinem Plan, in England Schutz zu suchen, erteilte hierauf noch dem General Schuwaloff und mir eine kurze Audienz, worin nur von gleichgültigen Dingen gesprochen wurde. Um zwölf Uhr ging er in den Schloßhof hinab, wo die Grenadiere seiner Garde aufgestellt waren, deren Offiziere und Sergeanten er um sich versammelte, um ihnen die allgemein bekannte Rede zu halten, die er mit soviel Würde und Wärme hielt, daß alle Umstehenden davon gerührt wurden. Nachdem er den General Petit umarmt und die Fahne geküßt hatte, sagte er mit gebrochener Stimme: „Adieu, mes enfants! meine Wünsche werden Euch stets begleiten, bewahrt mir immer Euer Andenken." Dann reichte er den umstehenden Offizieren die Hand zum Kuß und stieg mit seinem Großmarschall in den Wagen.

General Drouot fuhr in einem vierſitzigen geſchloſſenen Wagen voraus. Unmittelbar nach dem Kaiſer fuhr der General Koller, nach ihm General Schuwaloff, dann Oberſt Campbell und endlich ich, ein jeder in ſeiner Kaleſche. Der Adjutant des Generals Schuwaloff folgte der meinigen, und acht Wagen des Kaiſers mit ſeinem Gefolge ſchloſſen den Zug. Ein lautes Vivatrufen begleitete ihn beim Wegfahren und empfing ihn in allen Städten und Ortſchaften, durch welche ihn ſein Weg führte. Wir mußten dagegen die Unannehmlichkeit ertragen, von dem Pöbel Worte des Unwillens über unſere Gegenwart und den Zweck unſerer Reiſe zu hören, die größtenteils die gemeinſten Schimpfworte waren*.

Von ſeinen Garden bis Briare begleitet, übernachtete er dort. Fünf von ſeinen Wagen fuhren gleich von hier voraus, weil der Mangel an Pferden es notwendig machte, in zwei Gruppen zu fahren. Der Kaiſer aber, wir und ſeine andern vier Wagen fuhren erſt den 21. gegen Mittag ab, nachdem Napoleon aufs neue eine lange Unterredung mit dem General Koller gehabt hatte, worin er damit anfing: „Eh bien! Sie haben geſtern meine Anrede an die Alte Garde gehört; ſie hat Ihnen gefallen und Sie haben die Wirkung geſehen, die ſie hervorgebracht hat. So muß man mit ihnen ſprechen und ſo muß man ſie behandeln, und wenn Ludwig XVIII. nicht dieſem Beiſpiel folgt, ſo wird er nie etwas mit dem franzöſiſchen Soldaten

* Auch hierbei iſt es charakteriſtiſch, daß Napoleon gegen den General Koller ſein Bedauern über die Ungezogenheit des Volks äußerte, und immer mit einer Art Schadenfreude nur dasjenige hervorhob und wiederholte, was gegen den preußiſchen Kommiſſar geſagt worden war, ferner, daß er die den andern drei Kommiſſaren vom Volk beigelegten Titel aber mit Stillſchweigen überging, als ob er dieſe nicht gehört habe.

anzufangen wissen. Dann lobte er den Kaiser Alexander, daß er so freundschaftlich gegen ihn gewesen wäre, ihm einen Zufluchtsort in Rußland anzutragen, ein Verfahren, das er mit größerem Recht, aber vergeblich von seinem Schwiegervater erwartet hätte. Er äußerte ferner, daß er dem Könige von Preußen nie verzeihen würde, das erste Beispiel der Abtrünnigkeit gegeben zu haben, und fragte, wie man es denn angefangen habe, diesen Geist in der preußischen Nation zu erwecken, dem er übrigens volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er ging dann wieder auf die Gefahren über, denen Oesterreich von einem solchen Nachbar ausgesetzt sei, dessen Einverständnis mit Rußland diese beiden Staaten so genau verbande, daß sie eigentlich nur einen ausmachten.

Mit dem Obersten Campbell, den er an diesem Tage zum Frühstück behielt, sprach er viel von dem spanischen Kriege, lobte außerordentlich die englische Nation und den Lord Wellington, und unterhielt sich darauf in seiner Gegenwart und ohne weitere Notiz von ihm zu nehmen, mit seinem Ordonnanzoffizier, dem Obersten De la Place, über den letzten Krieg, sagte ihm unter anderm: „Ohne dieses Vieh von General, der mich glauben machte, daß es Schwarzenberg sei, der mich bei St. Dizier verfolgte, während es nur Winzingerode war, und ohne dieses andere Vieh, das verursachte, daß ich nach Troyes marschierte, wo ich 40000 Oesterreicher zu vernichten gedachte und nicht eine Katze fand, wäre ich nach Paris marschiert, wäre dort vor den Verbündeten angekommen, und befände mich jetzt nicht dort, wo ich augenblicklich bin. Aber ich war immer schlecht beraten. Und dann, diese Speichellecker von Präfekten, die mir versicherten, daß die Massenaushebung sehr gut

von statten ginge. Der Verräter Marmont hat schließlich die Sache vollendet. Aber es sind auch noch andere Marschälle da, die ebenso übelgesinnt sind, unter anderm Suchet, den ich übrigens, ebenso wie seine Frau, als einen intriganten Menschen gekannt habe. Er schimpfte dann noch derb auf den Senat und tadelte die neue Regierung hauptsächlich deshalb, daß sie die ihm abgenommene Kriegskasse nicht dazu verwende, der Armee den rückständigen Sold zu bezahlen, sondern dieses Geld als Kroneigentum betrachte.

Unweit Briare begegneten wir den kaiserlichen Staatsequipagen, nebst mehreren schwer beladenen Munitionswagen und Handpferden, die jetzt, des Kaisers Befehl gemäß, über Auxerre, Lyon und Grenoble nach Savonne gehen sollten, um sich von dort nach der Insel einzuschiffen, wo Napoleon wenigstens seine Staatsequipagen nicht anders gebrauchen kann, als sie zur Schau auszustellen und von den Einwohnern bewundern zu lassen; denn die Wege sind auf diesem Eilande nicht von der Art, um sie mit solchen Wagen befahren zu können.

Bei der heutigen Reise, die bis nach Nevers ging, glich sein und unser Empfang völlig dem gestrigen, und in Nevers wurde unter unseren Fenstern laut gegen uns heraufgeschimpft und gedroht.

Am 22. morgens sechs Uhr fuhr man wieder ab. Major Graf Clam kam von Paris mit der veränderten Order der französischen Regierung für den Gouverneur der Insel Elba an, vermöge welcher dem Kaiser der Besitz der dort befindlichen Artillerie- und Kriegsmunition gesichert war. Graf Clam blieb jetzt bei dem General Koller und setzte die Reise mit uns fort. Da die Abteilungen der

Garden nur bis Nevers ausgestellt waren, so begleitete ihn die letzte bis Villeneuve sur Allier, und von hier an fand Napoleon in den verschiedenen Ortschaften erst Kosaken, dann österreichische Truppen. Er verbat sich aber, von ihnen eskortiert zu werden (um den Anschein eines Staatsgefangenen zu vermeiden), und sagte: „Sie sehen wohl, daß ich sie durchaus nicht nötig habe" Er übernachtete in Beronne und fuhr den 23. morgens neun Uhr von dort ab Das „Vive l'Empereur!" erscholl von da an, wo die französischen Truppen aufhörten, nicht mehr. In Moulins sahen wir schon weiße Kokarden, und die Einwohner begrüßten uns mit „Vivent les alliés!" Von Lyon aus ging der Oberst Campbell voraus, um von Toulon oder Marseille eine englische Fregatte zu holen, die den Kaiser auf seinen Wunsch bis zur Insel Elba begleiten sollte. In Lyon, wo wir abends gegen elf Uhr durchkamen, versammelten sich kleine Haufen Menschen, die den Kaiser mit „Vive l'Empereur!" empfingen

Den 24 gegen Mittag begegnete er diesseits Valence dem Marschall Augereau Der Kaiser und der Marschall stiegen aus ihren Wagen. Jener begrüßte diesen mit einer Umarmung und nahm den Hut vor ihm ab Augereau erwiderte keine dieser Höflichkeiten. Der Kaiser, der ihn fragte: „Wohin gehst du denn? An den Hof?" nahm ihn beim Arm und führte ihn mit sich fort. Augereau antwortete, er reise vorderhand nur nach Lyon. Sie gingen wohl eine Viertelstunde miteinander auf dem Wege nach Valence fort, und nach bestimmten Mitteilungen hat der Kaiser dem Marschall Vorwürfe über seine Proklamation gemacht und ihm unter anderm gesagt: „Deine Proklamation ist sehr dumm. Wozu bedurfte es der Schmähungen

gegen mich? Du brauchtest ganz einfach zu sagen: da die Nation sich für einen neuen Herrscher erklärt hat, so erfordert die Pflicht des Heeres, sich ihrem Wunsche zu fügen Es lebe der König! Es lebe Ludwig XVIII.!

Augereau, der ihn jetzt auch duzte, machte ihm Vorwürfe über seine nie zu befriedigende Eroberungssucht, welcher er das Glück seiner Nation zum Opfer gebracht habe Endlich, von diesem Gespräch ermüdet, wandte sich der Kaiser plötzlich gegen den Marschall, umarmte ihn, zog wieder den Hut ab, und stieg in den Wagen. Augereau, die Hände auf dem Rücken, bewegte nicht seine Mütze vom Kopfe, und erst als Napoleon eingestiegen war, zog der Marschall eine Hand hervor, um dem Kaiser mit fast verächtlicher Gebärde eine Art von Lebewohl zuzuwinken. Er ging jetzt zu seinem Wagen zurück, nachdem er die Kommissare im Vorbeigehen sehr höflich gegrüßt hatte. Der Kaiser, seiner gewohnten Wahrheitsliebe getreu, sagte eine Stunde später zum General Koller: „Soeben erfahre ich von der schändlichen Proklamation Augereaus. Wenn ich sie früher gekannt hätte, hätte ich ihm gehörig den Kopf gewaschen*."

In Valence fanden wir französische Truppen von Augereaus Armeekorps, die mit weißen Kokarden dem Kaiser die schuldigen Ehrenbezeigungen machten Sichtlich war der Unwille der Soldaten, als sie uns im Gefolge des Kaisers erblickten Aber dies war sein letzter

* Als wir den Tain die Isère auf einer Fähre passierten, ging Napoleon plötzlich auf mich zu, um mich zu fragen, ob ich hier in Garnison sei. Ich sagte ihm, ich sei ja der preußische Kommissar, der ihn zu begleiten die Ehre hätte. „Ah, mon Dieu! Graf Truchseß! Wie konnte ich Sie nicht wiedererkennen?" Darauf wandte er sich gegen den General Koller: „Ich hatte ganz vergessen, daß er uns begleitete"

Triumph. Nirgends erschallte mehr ein „Vive l'Empereur!", und am 25, als wir morgens um zwei Uhr in Orange ankamen, empfing man uns mit „Vive le Roi! Vive Louis XVIII!"

Am nämlichen Morgen fand der Kaiser dicht vor Avignon, wo ihn die Wechselpferde erwarteten, viel Volk versammelt, das ihn mit tumultuarischem Geschrei: „Vive le Roi! Vivent les alliés! A bas Nicolas! A bas le tyran, le coquin, le mauvais gueux*!" und noch ärgeren Schimpfworten begrüßte. Wir taten, unseren Befehlen gemäß, was wir konnten, um den Skandal zu mildern, vermochten es aber nur zum Teil. Er aber ertrug ganz geduldig alle nur erdenklichen Schimpfworte, die ihm in den Wagen hineingeschrien wurden; denn wenngleich sie uns immer mit: „Es leben die Verbündeten, unsere Befreier, der edle Kaiser von Rußland und der gute König Wilhelm" Beifall zuriefen, so meinten sie doch, wir würden ihnen nicht die Freiheit abstreiten, jetzt ihren Unwillen an dem Menschen auszulassen, der sie alle so unglücklich gemacht und noch elender zu machen die Absicht gehabt habe. Sie wollten des Kaisers Jäger, der auf dem Bocke saß, zwingen: „Vive le Roi!" zu schreien, und ein bewaffneter Kerl zog den Säbel, um nach ihm zu hauen. Indes wurde er daran verhindert, und der Wagen, der schnell umgespannt war, rollte rasch davon, so daß wir ihn erst eine Viertelstunde hinter Avignon einholten. In allen Dörfern und von allen Menschen, die dem Kaiser auf der Straße begegneten, wurde er auf ähnliche Art, wie in Avignon empfangen. In Orgon, dem nächsten Ort,

* Es lebe der König! Es leben die Verbündeten! Nieder mit dem Nikolaus! Nieder mit dem Tyrannen, dem Schurken, dem Lumpen!

wo die Pferde umgespannt wurden, war ein Galgen errichtet und ein mit Blut bespritzter Strohmann in französischer Uniform daran aufgehenkt, der ein Blatt Papier auf der Brust trug mit der Inschrift:

„Tel sera tôt ou tard le sort du tyran *!"

Der Pöbel drängte sich um seinen Wagen, hob sich gegenseitig in die Höhe, um hineinzuschauen und hineinzuschimpfen. Der Kaiser, in eine Ecke gedrückt neben dem General Bertrand sitzend, sah bleich und entstellt aus und sprach kein Wort. Als er mit unserer Hilfe glücklich abgefahren und eine Viertelstunde hinter Orgon war, kleidete er sich in seinem Wagen um, zog einen schlichten blauen Ueberrock an, setzte einen runden Hut mit weißer Kokarde auf und bestieg ein Postpferd, um als Kurier vor seinem Wagen zu reiten. Da wir ihn erst später einholten, so war es uns unbekannt, daß er nicht mehr im Wagen war, und in St. Canut, wo wieder umgespannt wurde, glaubten wir ihn noch in der größten Gefahr, denn das Volk versuchte die Wagentüren aufzureißen, die indes geschlossen waren. Wäre es ihnen geglückt, so hätten sie den allein darin sitzenden General Bertrand gewiß umgebracht. Wir verhinderten es aber, und Bertrand kam trotz der Steinwürfe, die das Volk gegen den Wagen tat, glücklich davon. Charakteristisch ist die Bitte einiger Weiber, womit sie mich selbst bestürmten: „Liefert ihn uns zum Gotteswillen zum Ausplündern aus! Er hat es an Ihnen und uns so gut verdient, daß nichts gerechter ist als unsere Bitte!"

Als wir eine halbe Stunde hinter St Canut waren, holten wir den Wagen des Kaisers wieder ein, der bald

* Dies wird früher oder später das Schicksal des Tyrannen sein!

darauf in einer schlechten, an der Landstraße gelegenen Herberge, La Calade genannt, einkehrte. Wir fuhren ihm nach und hörten erst jetzt von Bonapartes Verkleidung, der in diesem Aufzuge und nur in Begleitung eines Kuriers hier angekommen war. Sein Gefolge, von den Generalen bis zu den Küchenjungen, war mit weißen Kokarden geschmückt, womit er sich im Voraus versehen zu haben schien. Sein Kammerdiener, der uns entgegenkam, bat uns, so zu tun, als ob der Kaiser der Oberst Campbell sei; denn für diesen hatte er sich ausgegeben, als er hier angekommen war. Wir traten herein und fanden in einer Art Kammer den ehemaligen Weltbeherrscher in Gedanken sitzend, den Kopf auf die Hand gestützt. Ich erkannte ihn nicht gleich und ging zu ihm heran. Er fuhr auf, als er jemand näher kommen hörte und zeigte mir sein mit Tränen benetztes Angesicht. Er winkte mir, daß ich ihn nicht erkennen möchte, ließ mich neben sich sitzen und sprach, so lange die Wirtin im Zimmer war, von ganz gleichgültigen Dingen. Als aber diese herausgegangen war, nahm er seine vorige Stellung wieder ein. Wir ließen ihn allein. Er ließ uns indes bitten, wir möchten bei ihm aus- und eingehen, um keinen Argwohn zu erregen, daß er da sei. Wir machten ihn darauf aufmerksam, daß man wisse, daß der Oberst Campbell schon am Tage vorher hier durch nach Toulon gegangen sei. Darauf entschloß er sich, den Namen des Lord Burghesh anzunehmen.

Es wurde angerichtet. Aber da es nicht seine Köche waren, die das Essen bereitet hatten, so hatte er nicht den Mut, etwas zu sich zu nehmen, aus Furcht, vergiftet zu werden. Doch schämte er sich vor uns, die wir mit gutem Appetit und mit gutem Gewissen aßen. Er nahm

also zum Schein von allen Speisen auf seinen Teller. Aber ohne das Geringste davon zu verschlucken, spuckte er alles wieder auf seinen Teller oder hinter seinen Stuhl. Etwas Brot und eine Flasche Wein aus seinem Wagen, die er mit uns teilte, war sein ganzes Mittagsmahl. Uebrigens war er gesprächig und ungemein freundlich gegen uns. Wenn er die Wirtin, die uns aufwartete, hinausgehen und uns allein sah, fing er an, uns von seinen Besorgnissen für sein Leben zu sprechen und versicherte: Die französische Regierung habe gewiß alles so angeordnet, daß er hier aufgehoben oder umgebracht würde. Tausend Pläne fuhren ihm durch den Kopf, wie er sich retten könne, was man anstellen müsse, um das Volk in Aix zu täuschen, von dem er erfahren hatte, daß es ihn zu Tausenden bei der Post erwarte. Am angenehmsten schien es ihm, bis Lyon zurückzugehen, und von dort aus einen Weg über Italien nach der Insel Elba einzuschlagen. Dies hätten wir indessen auf keinen Fall zugegeben, und wir suchten ihn daher zu überreden, entweder gerade nach Toulon, oder über Digne nach Frejus zu reisen. Wir versicherten ihm, es sei unmöglich, daß ohne unser Vorwissen die französische Regierung solche hinterlistige Absichten gegen ihn hege, und das Volk, daß sich zwar die größten Unanständigkeiten gegen ihn erlaube, würde sich dennoch keines der Verbrechen solcher Art, wie er es befürchtete, schuldig machen.

Um uns eines Besseren zu belehren und um uns zu überzeugen, daß die hiesigen Einwohner nur sein Verderben beabsichtigten, erzählte er uns, wie es ihm ergangen sei, als er allein hier angekommen war. Die Wirtin, die ihn nicht erkannt, habe ihn gefragt: „Eh bien, sind

Sie Bonaparte begegnet?" Er habe es verneint. „Ich bin doch neugierig," hätte sie gesagt, „ob er sich retten wird. Ich glaube nämlich, daß ihn das Volk töten wird. Man muß aber auch zugeben, daß er es wohl verdient hat, der Schurke! Sagen Sie mir doch! Man will ihn nach seiner Insel einschiffen, nicht wahr?" — „Mais, oui —" „Aber, man wird ihn doch ersaufen, hoffe ich!" „Oh, ohne Zweifel," habe er erwidert. Sie sehen also, setzte er gegen uns gewendet hinzu, welcher Gefahr ich ausgesetzt bin. Und nun ging es wieder von neuem an mit all seinen Besorgnissen, Erwägungen und seiner Unentschlossenheit. Er bat uns sogar, uns umzusehen, ob nicht irgendwo eine verborgene Tür sei, zu der er hinausschlüpfen könne, oder ob das Fenster, dessen Laden er aus Vorsicht von unten zur Hälfte hatte zumachen lassen, nicht zu hoch sei, um im Fall der Not hinausspringen zu können. Ich überzeugte mich, daß das Fenster von außen mit einem eisernen Gitter versehen war, und setzte ihn in merkliche Bestürzung, als ich ihm diese Entdeckung mitteilte. Bei dem geringsten Lärm fuhr er erschrocken auf und veränderte die Farbe.* Nach Tische ließen wir ihn allein, und wenn wir ab und zu hineingingen, fanden wir ihn oft weinend. Unterdessen hatten sich viele Menschen, größtenteils aus Aix, in dieser Herberge versammelt, die wohl vermuteten, daß unser langer Aufenthalt nur durch des Kaisers Gegenwart veranlaßt wurde. Wir bemühten uns zwar, sie glauben zu machen, daß er schon vorausgereist sei. Sie wollten indes der Sache

* Seine höfliche Aufmerksamkeit für uns ging so weit, daß er uns selbst einen kalten Punsch bereitete, seinen Mantel als Kopfkissen zurechtlegte und den General Koller dringend bat, sich darauf auszuruhen, weil er von der Hitze ermüdet sein müsse.

nicht trauen und versicherten, sie hätten nichts Böses gegen ihn im Sinn, sondern wollten ihn nur betrachten, um zu sehen, wie er im Unglück aussähe und ihm höchstens einige mündliche Vorwürfe machen, oder die Wahrheit sagen, die er so selten gehört habe. Wir bemühten uns, sie von diesem Vorsatz abzubringen. Ein anständiger Bürger erbot sich, einen schriftlichen Auftrag von uns an den Maire von Aix zu überbringen, damit dieser Ruhe und Ordnung in der Stadt herstelle. Diesem Vorschlag gemäß, welchen General Koller dem Kaiser mitteilte und den letzterer genehmigte, wurde der Graf mit einer Note an den Maire von Aix vorausgeschickt. Nachdem sowohl er mit guten Nachrichten von des Maires Willfährigkeit zurückgekommen war, als auch der Adjutant des Generals Schuwaloff die Meldung gebracht hatte, daß das auf der Straße versammelt gewesene Volk größtenteils auseinandergegangen sei, so entschloß sich der Kaiser, gegen Mitternacht abzufahren. Zur größeren Vorsicht wurde indes noch eine Verkleidung vorgenommen. Der Adjutant des Generals Schuwaloff mußte des Kaisers blauen Ueberrock und runden Hut, womit er in diesem Gasthof angekommen war, anziehen, um nötigenfalls für den Kaiser angefehen, beleidigt oder umgebracht zu werden*.

Napoleon, der sich jetzt für einen österreichischen Obersten ausgab, zog die Uniform des Generals Koller mit dem Theresienorden an, setzte meine Feldmütze auf und nahm General Schuwaloffs Mantel um. Nachdem

* Da indes auch diesem Adjutanten, der Bonapartes Rolle spielte, durchaus nichts widerfuhr, so beweist es hinlänglich, daß auch er selbst nichts zu befürchten gehabt hätte, und seine Verkleidung keinen andern Nutzen als den erzeugte, ihn lächerlich und verächtlich zu machen.

ihn nun die Verbündeten auf diese Weise ausstaffiert hatten, fuhren die Wagen der Reihe nach vor, und wir mußten nach einer gewissen Ordnung, die erst in unserer Kammer probiert wurde, durch die andern Zimmer der Herberge durchwandern, um in unsern Wagen zu steigen. Den Anfang der Prozession machte der General Drouot, dann kam der den Kaiser vorstellende Adjutant des Generals Schuwaloff, hierauf General Koller, der Kaiser, General Schuwaloff und endlich ich, dem die Ehre der Nachhut zuerteilt war. Das übrige kaiserliche Gefolge schloß sich an uns im Vorbeigehen an, und so zogen wir durch die gaffende Menge, die sich vergeblich bemühte, ihren Tyrannen unter uns zu erkennen. Schuwaloffs Adjutant (Major Olewieff) setzte sich in Napoleons Wagen, und dieser mit General Koller in dessen Kalesche. Einige Gendarmen, die in Aix angekommen waren, zerstreuten den Pöbel, und die Reise ging nun glücklich von statten. Es darf nicht vergessen werden, zu bemerken, daß bei diesem vertraulichen Zusammensein mit dem Kaiser im gleichen Zimmer wir Gelegenheit hatten, zu bemerken, daß der arme Mann an einer galanten Krankheit litt. Er gebrauchte in unserer Gegenwart die nötigen Mittel, und wir erfuhren von seinem Arzt, daß er sie sich bei seiner letzten Anwesenheit in Paris geholt habe.

Ueberall fanden wir zwar noch Menschen versammelt, die ihren früheren Herrscher mit „Vive le Roi!" und einigen Schimpfworten für ihn selbst empfingen. Aber es wurden keine Tätlichkeiten versucht. Indes befürchtete er sie immer und verließ nicht nur nicht die Kalesche des Generals Koller, sondern bat ihn sogar, seinen Bedienten, der auf dem vorderen Sitze saß, Tabak rauchen zu lassen, und

fragte den General, ob er nicht singen könne, um durch diese vertraulichen Manieren in den Orten, wo er angehalten wurde, den Verdacht zu beseitigen, daß der Kaiser im Wagen säße. Da General Koller nicht singen konnte, so bat ihn Napoleon zu pfeifen, und mit dieser sonderbaren Musik wurde in allen Ortschaften der Einzug gehalten, während der Kaiser, vom Rauch der Tabakspfeife eingehüllt, in eine Ecke der Kalesche gedrückt, sich tief schlafend stellte. Auf freier Straße fing er dann wieder die Unterredung an. Unverhohlen sprach er von einem Plan, den er bis jetzt gehabt hätte. Er hatte nämlich beabsichtigt, den jetzigen König von Neapel abzusetzen und die rechtmäßige Dynastie wieder auf den Thron zu bringen, ferner den König von Sardinien für Sardinien in Italien zu entschädigen und diese Insel für sich zum künftigen Aufenthalt zu bekommen. Indes, sagte er, wünsche er auch dies nicht mehr; ihm sei jetzt alles, was in der politischen Welt geschehen könne, gleichgültig geworden. Er fühle sich in dem Gedanken des ruhigen und einsamen Lebens, das er in Porto-Ferrajo im Genuß der Wissenschaften führen wolle, ordentlich glücklich; man könne ihm nur dreist den Thron von Europa antragen, und er würde ihn ausschlagen. „Ich habe niemals die Menschen geachtet," setzte er hinzu, „und habe sie immer behandelt, wie sie es verdienten. Die Franzosen aber haben sich so undankbar gegen mich benommen, daß mir der Ehrgeiz, sie regieren zu wollen, vollkommen vergangen ist*."

In Maximin frühstückte er mit uns. Da er erfuhr,

* Daß er übrigens bis dahin noch irgendeinen Plan im Schilde geführt und dabei auf die tätige Hilfe des ehemaligen Vizekönigs von Italien gerechnet hatte, macht ein aufgefangener Brief an Eugen höchst wahrscheinlich. Er schrieb darin: „Er würde ihm von Elba aus seine weiteren Absichten mitteilen; bis dahin möchte er sich ruhig verhalten."

daß der Unterpräfekt von Aix dort sei, so ließ er diesen zu uns heraufkommen und empfing ihn mit den Worten: „Sie sollen sich schämen, mich in österreichischer Uniform zu sehen, die ich anlegen mußte, um mich gegen die Schmähungen der Provençalen zu schützen. Ich kam mit vollem Vertrauen bei Ihnen an und hätte doch 6000 Mann meiner Garde mitbringen können; indessen finde ich einen Haufen Wütender, die mein Leben gefährden. Diese Provençalen sind doch schändliche Menschen: sie haben alle möglichen Schrecken und Verbrechen während der Revolution begangen, und waren sofort bereit, wieder zu beginnen. Handelt es sich aber darum, sich mutig zu schlagen, dann sind sie feige! Niemals hat mir die Provence auch nur ein einziges Regiment geliefert, mit dem ich hätte zufrieden sein können. So sehr sie aber heute gegen mich zu sein scheinen, so werden sie es vielleicht morgen auch gegen Ludwig XVIII. sein. Sie glauben, daß sie nun nichts mehr zu bezahlen brauchen; wenn sie aber sehen werden, daß die Steuern sich nur dem Namen nach verändern, dann werden sie ebenso sehr zur Revolution geneigt sein wie im Jahre 1790. Sie haben also diesen Pöbel nicht in Schranken halten können?"

Der Präfekt, der nicht wußte, ob und wie er sich in unserer Gegenwart entschuldigen sollte, sagte nur: „Ich bin ganz bestürzt, Sire." Dann fragte ihn der Kaiser, ob die Droits réunis schon aufgehoben seien und ob die Massenaushebung hier viele Schwierigkeiten gehabt haben würde. Der Präfekt versicherte, sie würde hier um so weniger zustande gekommen sein, als er nicht einmal die Hälfte der Konskribierten hätte zusammenbringen können. Nun schimpfte Napoleon aufs unvorsich-

tigste von neuem auf die Provenzalen, und entließ den Präfekten.

Zu uns sprach er wieder von Ludwig XVIII. und sagte, dieser würde niemals etwas mit dem französischen Volke anrichten können, wenn er es zu nachsichtig behandeln wolle. Er würde notwendigerweise hohe Steuern erheben müssen, und sich dadurch gleich von vornherein bei ihm verhaßt machen. Unter anderm erzählte er uns: Vor achtzehn Jahren sei er mit einigen Tausend Mann hier durchmarschiert, um zwei Royalisten zu befreien, die hingerichtet werden sollten, weil sie die weiße Kokarde getragen hatten. Er hätte sie aber trotz der Wut des Volkes, die er zu bekämpfen hatte, glücklich gerettet. „Und heute," fügte er hinzu, „würde der, welcher keine weiße Kokarde tragen wollte, von demselben Volke deshalb umgebracht werden!" So widersprechend und wankelmütig sei es in allem, was es täte.

Auf Napoleons Begehren wurde dem österreichischen Kommandanten, der, wie man eben erfuhr, sich mit zwei Schwadronen Husaren in Luc befand, der Befehl geschickt, unsere Ankunft daselbst zu erwarten, um den Kaiser von dort bis Fréjus zu begleiten. Das beruhigte ihn außerordentlich. Dessenungeachtet aber behielt er noch sein strenges Inkognito bei und war froh, als der General Koller bei einer Unterredung mit einem französischen, aus Korsika gebürtigen Offizier von diesem für den Kaiser Napoleon gehalten wurde. Koller mußte nämlich mehrere Fragen an ihn richten, die Napoleon ihm zuflüsterte. Dies brachte den Offizier auf die Vermutung, daß es der Kaiser sein müsse, der mit ihm rede, weil ein österreichischer General nicht so genaue Kenntnis von Korsika

haben könne. Als Napoleon dies bemerkte, bat er den General, diesen Offizier ja in seinem Irrtum zu lassen.

Bald nach Mittag kamen wir in einem bei Luc gelegenen, dem Legislator Charles gehörigen Landhause an, wo sich die Prinzessin Pauline Borghese, die Schwester des Kaisers, befand. Wir erfuhren, daß sie beim Empfang ihres Bruders in seiner Verkleidung sehr ergriffen gewesen sei. Sie faßte jedoch den Entschluß, ihn nach der Insel Elba zu begleiten und ihn nicht mehr zu verlassen. Als sie wenige Tage zuvor die neueren seltsamen Ereignisse erfahren hatte, wollte sie der Nachricht keinen Glauben beimessen; endlich aber davon überzeugt, fragte sie: „Aber in diesem Falle ist mein Bruder wohl tot?“ Man versicherte ihr, daß er im Gegenteil die Abdankung unterzeichnet, sich eine Pension ausgemacht habe und auf dem Wege sei, nach der Insel abzureisen. „Wie!“ rief sie da aus; „das alles hat er überleben können! Das ist die schlimmste Nachricht, die Sie mir bringen können!“ Darauf fiel sie in Ohnmacht und wurde noch viel leidender als sie gewöhnlich ist. Auch die heutige Zusammenkunft mit ihrem Bruder hatte ihr sehr geschadet. Dennoch fuhr sie noch denselben Abend ab, um sich bis Nuits zu begeben, von wo sie am folgenden Tage nur noch zwei Stunden bis Fréjus zurückzulegen hatte. Bevor sie abreiste, lud sie uns ein, zu ihr zu kommen. Wir wurden ihr vom General Bertrand vorgestellt, und sie unterhielt sich mit uns mit der ihr eigenen Anmut, und sagte, sie hoffe uns den folgenden Tag in Fréjus wiederzusehen*.

* Sie hat seitdem geäußert, wie lieb es ihr sei, ihrem Bruder hier begegnet zu sein, weil sie ihn von einem Projekt abgehalten habe, wovon er sich törichterweise viel versprochen hätte, und das ihn ohne Zweifel ganz ins Verderben gestürzt haben würde. Ob dies wohl mit dem früher erwähnten Brief an den Vizekönig von Italien in Zusammenhang steht?

Am 27. morgens fuhren wir von hier ab und kamen bei guter Zeit in Fréjus an. Die österreichischen Husaren, die uns von Luc an eskortiert hatten, blieben auch in Fréjus und taten hier den Dienst bis zu des Kaisers Abreise, der von dem Augenblicke an, wo er sich durch die österreichische Bedeckung in Sicherheit sah, wieder seine Uniform angezogen und sich in seinen eigenen Wagen gesetzt hatte. In Luc fand er auch seine anderen Wagen wieder, welche von Briare aus allein gefahren und einen Tag früher als wir hier angekommen waren. Sie hatten gerade an einem Sonntag, den 24. April, Avignon passiert. Um sich aus der Gefahr zu retten, vom Pöbel mißhandelt und ausgeplündert zu werden, hatten die Diener von ihren Wagen und Kleidern alle Zeichen der kaiserlichen Adler und Namenszüge abgerissen, weiße Kokarden und Lilien in Menge aufgesteckt, Geld haufenweise unter den Pöbel ausgeworfen und mit diesem: „Vive le Roi, vive Louis XVIII! A bas l'Empereur! A bas Nicolas!" geschrien. Auch hatten sie Mittel gefunden, diese Szene ihrem Herrn wissen zu lassen, so daß er bereits vor seiner Ankunft in Avignon einigermaßen von dem, was ihn dort erwartete, unterrichtet war.

Schon in Luc verließen den Kaiser mehrere Personen seiner Bedienung, und wahrscheinlich ist es eine von diesen gewesen, die eine Kassette des kaiserlichen Haushofmeisters, von der die Reiseausgaben bestritten werden sollten, mit ungefähr 60 000 Franken in der Nacht vom 26. zum 27. entwendet hatte.

In Fréjus fanden wir den Oberst Campbell, der von Marseille aus die englische Fregatte „The Undaunted", unter dem Kommando des Kapitäns Usher, herbeigeholt

hatte, die dazu bestimmt war, unseren vornehmen Reisegefährten zu eskortieren, um sein Schiff vor etwaigen Angriffen zu sichern. Letzteres sollte dem Traktat gemäß eine Korvette sein, und es fand sich jetzt, daß die französische Regierung nur eine Brigg (l'Inconstant) von Toulon ausgeschickt hatte, die ihren abgesetzten Herrscher aufnehmen und ihm als Eigentum verbleiben sollte. Eine französische Fregatte war übrigens zur Eskorte bestimmt. Napoleon war sehr mißvergnügt, nur eine Brigg statt einer Korvette bekommen zu haben, und wir sahen es nicht ungern, als er jetzt den Entschluß faßte, sich auf der englischen Fregatte einzuschiffen und von der Brigg gar keinen Gebrauch zu machen. „Hätte die Regierung gewußt," sagte er, „was sie sich selbst und dem, der ihr Oberhaupt war, schuldet, so hätte sie einen Dreidecker geschickt und nicht eine alte verfaulte Brigg*, die zu besteigen unter meiner Würde sein würde. Der französische Kapitän der Fregatte, der über die Verachtung des Kaisers beleidigt war, fuhr mit seinem Schiff und der Brigg wieder nach Toulon zurück, und der Kaiser lud nun uns Kommissare nebst dem Grafen Clam und dem englischen Schiffskapitän Usher zu Mittag ein. Hier war er wieder ganz Kaiser. Größtenteils sprach er nur mit dem Kapitän Usher, und da dieser die französische Sprache nicht gut beherrschte, so vermittelte Campbell als Dolmetscher. Mit seltener Freimütigkeit sagte er uns, was er noch für Pläne zur Vergrößerung Frankreichs auf unsere Kosten gehabt hätte, wie er Hamburg zu einem zweiten Antwerpen, den Hafen von

* Die Brigg war aber nichts weniger als verfault sondern im besten Zustand und ihm nur deshalb geschickt worden, weil wie ich später in Toulon erfuhr, im dortigen Hafen keine Korvette war. Die ihm bestimmte erwartete ihn, wie man zuerst abgemacht hatte, in St Tropez und verfehlte ihn deshalb natürlich

Kuxhaven, wie den von Cherbourg habe umgestalten wollen usw. Er wolle uns mitteilen, was noch völlig unbekannt sei, daß nämlich die Elbe dieselbe Tiefe habe wie die Schelde, und völlig wie diese geeignet sei, eine Reede in ihrer Mündung anzulegen. Er habe schon einen fertigen Plan gehabt, eine besondere Konskription für die Marine, in der gleichen Weise wie für die Landmacht, in seinem Reiche einzuführen. Ohne die ihm auf dem festen Lande zugestoßenen Unglücksfälle hätten ihm alle Mittel zu Gebote gestanden, die großen Pläne auszuführen. Mit solchen ungeheuern Massen wäre es ihm möglich gewesen, England in zwei Jahren zu unterwerfen. Denn gegen dieses allein seien seine bisherigen Anstrengungen gerichtet gewesen. Jetzt könne er davon reden, da in seiner gegenwärtigen Lage die Ausführung alles dessen unmöglich geworden sei. Zu seinem Eifer wurde er so lebhaft, daß er von **seinen** Flotten in Toulon, Brest und Antwerpen, von **seiner** Armee in Hamburg und von **seinen** in Hyères befindlichen Mörsern, womit er über 3000 Schritt weit Bomben werfen könne, sprach, als ob ihm all dieses noch angehöre, so wie ein Einarmiger noch immer Gefühl in der verlorenen Hand zu haben wähnt.

Nach Tische nahm er von General Schuwaloff und mir Abschied, dankte uns für die persönlichen Dienste, die wir ihm geleistet hätten, und sprach im allgemeinen mit Unwillen und Verachtung von der französischen Regierung. Dem General Koller klagte er insbesondere das ihm geschehene Unrecht. Man hatte ihm nur ein einziges silbernes Service, nur sechs Dutzend Hemden gelassen, und alles übrige Silber und seine Wäsche vertragswidrig zurückbehalten. Ebenso handle man mit einer Menge seiner Mo-

bitten, die er für sein eigenes Geld angeschafft habe. Unter anderm wolle man nicht sein ausschließliches Recht auf den Regenten* anerkennen, obgleich er ihn aus seinem Privatvermögen (?) mit 4000000 (?) in Berlin eingelöst habe, wo ihn die französische Regierung bei den Juden versetzt hatte. Er bat den General Koller, diese Beschwerden seinem und dem russischen Kaiser mitzuteilen, damit ihnen abgeholfen würde und ihm Gerechtigkeit widerführe. Am Abend dieses Tages unterzeichneten wir noch zwei Noten an den französischen Gouverneur der Insel Elba, um ihn aufzufordern, die Insel des erhaltenen Befehls seiner Regierung gemäß, dem Kaiser Napoleon mit aller vorrätiger Artillerie und Munition zu überliefern.

Am 28. früh morgens hatte er abreisen wollen und seine Equipagen bereits alle einschiffen lassen. Indes schützte er eine Unpäßlichkeit vor, und fuhr erst abends gegen neun Uhr ab, nachdem er vorher den General Schuwaloff und mich zu sprechen verlangt hatte. Da ersterer schon bis zum Hafen vorausgefahren war, so nahm er nur von mir allein in Fréjus Abschied, dankte mir nochmals für die persönlichen Dienste, die ich ihm geleistet hatte, trug mir aber nicht das geringste für den König auf. General Schuwaloff ging noch an Bord der Fregatte, als der Kaiser schon darauf angekommen war. Napoleon bat ihn, „de présenter ses hommages à l'Empereur Alexandre**. Die österreichischen Husaren begleiteten ihn bis zum Hafen von St. Raphaël, dem gleichen, wo er vor vierzehn Jahren aus Aegypten wieder gelandet war. Er erhielt alle militärischen Ehrenbezeigungen; auf dem Schiffe

* Es ist der Diamant „Regent“ gemeint

** „Dem Kaiser Alexander seine Huldigungen zu überbringen“

wurde er mit 24 Kanonenschüssen empfangen.* Zwei Stunden darauf segelte die Fregatte ab. General Koller und Oberst Campbell, Graf Clam und des General Kollers Adjutanten begleiteten den Kaiser bis zur Insel Elba. Sein eigenes Gefolge bestand aus den Generalen Bertrand und Drouot, dem polnischen Major Germanowsky, zwei Hoffurieren; einem Zahlmeister, Herrn Pyrrhus; einem Arzt, Herrn Fourreau; zwei Sekretären, einem Haushofmeister, einem Kammerdiener, zwei Köchen und sechs Bedienten. General Bertrand konnte nicht verhehlen, wie hart ihm dieser Schritt wurde, den er nur aus Pflichtgefühl tat. General Drouot bewies mehr Festigkeit und blieb sich immer gleich. Der Kaiser hatte ihm 100 000 Franken geben wollen. Er schlug sie aber aus und sagte, wenn er von ihm Geld nähme, so könne er ihn nicht begleiten, weil man diesen Schritt sonst als Folge des Eigennutzes betrachten würde. Bei dem übrigen kaiserlichen Gefolge schien aber dieser die einzige Triebfeder seiner Handlung zu sein. General Schuwaloff und ich fuhren in der nämlichen Nacht von Fréjus ab, ersterer auf direktem Wege, ich über Toulon und Marseille nach Paris.

* Von diesen Kanonenschüssen geschah jedoch keiner ihm zu Ehren, sondern zwölf zu Ehren des Feldmarschalleutnants Baron Koller und zwölf zu Ehren des Generalleutnants Grafen Schuwaloff. Man ließ den Kaiser aber darüber im Irrtum. Dieser hätte sich vielleicht nicht gutwillig eingeschifft, wenn ihm die Halsstarrigkeit des Kapitäns Usher bekannt gewesen wäre, der ihn nur als Privatmann und nicht als Kaiser aufnehmen wollte.

Aus den Gesprächen des Generals Koller mit dem Reichsgrafen von Waldburg-Truchseß

Besorgnisse des Kaisers wegen seiner Aufnahme in Elba. — General Koller gewinnt vollständig Napoleons Vertrauen. — Tätigkeit des Kaisers. — Rückreise Waldburg-Truchseß' nach Paris — Schillsche Soldaten in französischer Knechtschaft.

General Koller und Oberst Campbell, die den Auftrag hatten, Napoleon bis auf seine Insel zu begleiten, bekamen dadurch noch mehr Gelegenheit, diesen sonderbaren Mann kennen zu lernen. Während der fünf Tage, die sie auf dem Meere zubrachten — weil teils Gegenwind, teils Stürme, teils Windstille es unmöglich machten, schneller zu fahren — war Napoleon immer guter Laune, von ausnehmend zuvorkommender Höflichkeit, und ungeduldig, seinen Bestimmungsort zu erreichen. Beide Kommissare, sowie auch Kapitän Usher, Graf Clam und der englische Schiffsleutnant Smith, waren täglich an seine Tafel gebeten, doch dem General Koller schenkte er ausschließlich sein Vertrauen.

Diesem äußerte er, wie leid es ihm sei, so lästige Zeugen seines Benehmens in den letzten Tagen der Landreise gehabt zu haben. „Ihnen gegenüber, General," setzte er hinzu, „je me suis montré cul-nu, aber sagen Sie mir aufrichtig, ob Sie nicht auch glauben, daß diese skandalösen Auftritte heimlich durch die französische Regierung veranlaßt sind?" Koller versicherte, daß er im Gegenteil

überzeugt sei, die Regierung würde sich ein den Absichten der verbündeten Mächte so widersprechendes Verfahren gewiß nicht erlaubt haben.

Des Kaisers Besorgnisse über die Aufnahme, die ihm in Elba bevorstände, währten fort. Als endlich, am 4 Mai, die Insel in Sicht kam, wurden der General Drouot, Graf Clam und Schiffsleutnant Smith vorausgesandt, ersterer als Kommissar Napoleons, und die beiden letztern mit der von uns unterzeichneten Einladung an den französischen Kommandanten, dem Befehl seiner Regierung gemäß, dem Kaiser Napoleon und einstweilen dem General Drouot als dessen Bevollmächtigten, die Insel und das Fort mit allen darin befindlichen Waffen, Geschütz und Kriegsvorräten als Eigentum zu übergeben.

Diese Deputierten fanden die Elbaner im Zustand einer völligen Anarchie. In Porto Ferrajo wehte die weiße, in Porto Longone die dreifarbige Fahne, und im übrigen Teil der Insel wollte das Volk seine Unabhängigkeit behaupten. Nachdem sich indes die Nachricht von Bonapartes Ankunft und seinen mitgebrachten Schätzen verbreitet hatte, vereinigten sich die verschiedenen Parteien gar bald zur gemeinschaftlichen Anerkennung des Oberhauptes. Die französischen Behörden übergaben dem General Drouot die Insel, das Fort und die militärischen Vorräte, unter welchen sich 325, größtenteils metallene Kanonen befanden. Nachdem nun die neue kaiserliche Fahne auf der Turmwarte von Porto Ferrajo aufgestellt war, kehrten Graf Clam und Leutnant Smith zum „Undaunted“ zurück, um dem Kaiser diese fröhliche Botschaft zu überbringen. Früher schon hatte Kapitän Usher die französische Besatzung von Porto Ferrajo mit den übrigen Kanonen-

schüssen begrüßt und den Gegengruß empfangen, welchen Napoleon wiederum nur ihm zu Ehren erteilt glaubte.

Da nun General Drouot bereits Besitz vom Fort genommen hatte, so wurden auf dessen Befehl hundert Kanonenschüsse gelöst, als der Kaiser ans Land trat. Die Behörde bewillkommnete ihn mit einer angemessenen Rede, die er mit der Versicherung erwiderte: Das sanfte Klima dieser Insel und die milden Sitten ihrer Einwohner hatten ihn bewogen, sich von allen seinen entfernten Besitzungen nur diese vorzubehalten, in der Hoffnung, sie würden diesen Vorzug zu schätzen wissen und ihn immer als gehorsame Kinder lieben, so wie er sich jederzeit gegen sie als sorgsamer Vater beweisen würde. Ein aus drei Violinen und zwei Baßgeigen bestehendes Orchester, welches jene Abordnung mit sich gebracht hatte, überraschte jetzt diesen zärtlichen Landesvater, der unter einem, mit altem Scharlach und neuem Goldpapier ausgeschmückten Baldachin seinen feierlichen Einzug in die Residenz hielt. Er wurde in das für ihn eiligst eingerichtete Regierungsgebäude geführt, wo der sonst zu öffentlichen Bällen bestimmte, mit kleinen, schmalen Spiegelwandleuchtern ausgeschmückte Saal in der Geschwindigkeit noch mit einem kaiserlichen, wieder mit Scharlach und Goldpapier beklebten Thron versehen war. Die ihn bis dahin begleitenden Kammermusici erstiegen so rasch als möglich eine für sie bestimmte Galerie und ließen so lärmende Freudentöne erklingen, daß der gerührte Landesfürst, um zur Besinnung zu kommen, begehrte, in seine Wohnzimmer geführt zu werden. Diese waren so erbärmlich eingerichtet, daß er sich mit dem General Koller über die einzuschlagenden Mittel beratschlagte, um die Möbel seiner Schwester Elisa aus Lucca und Piombino herzubekommen

General Koller schrieb deshalb an die Großherzoglich Toskanische Behörde, welche alle diese Habseligkeiten auf mehreren kleinen Fahrzeugen sogleich herüberſandte. Dies hat zu der Erdichtung Anlaß gegeben, als habe Napoleon ein mit den Sachen seines Schwagers, des Fürsten Borghese, beladenes Schiff, unter dem Vorwande, es sei die Mitgift seiner Schwester Pauline, beschlagnahmt und als gute Prise erklärt.

Gleich nach seiner Ankunft besichtigte der Kaiser die Festungswerke, und war damit, sowie auch besonders mit der Ausführbarkeit anzulegender Verbesserungen, so außerordentlich zufrieden, daß er versicherte, er könne und würde sich hier gegen alle nur erdenklichen Angriffe verteidigen.

General Koller blieb zehn Tage in Elba und gewann immer mehr das Vertrauen Napoleons, der nichts unternahm, ohne ihn zu Rate zu ziehn. Unter anderm eröffnete er ihm einmal: er wurde binnen vierundzwanzig Stunden drei- bis viertausend Mann angeworben haben, denn er habe eine Proklamation an die jetzt abziehende Besatzung erlassen. Ferner fügte er hinzu, daß er alle diejenigen Ober- und Unteroffiziere, sowie Gemeine, die geneigt wären, ihm zu dienen, in seinen Sold nehmen wolle. Er habe soeben erfahren, daß der Zulauf so groß sei, daß sich wirklich schon einige Tausend dazu gemeldet hätten. Koller tadelte unverhohlen diese Maßregel, weil dadurch Verdacht gegen seine friedfertigen Absichten hervorgerufen werden könne.

„Was macht mir das aus?" entgegnete Napoleon; „ich habe die Festungswerke untersucht und glaube nicht, daß man mich hier auch nur mit dem geringsten Erfolg angreifen kann."

Das glaube er wohl, erwiderte General Koller, aber er befürchte, die französische Regierung würde einen solchen Vorwand benutzen, um ihm die versprochene Pension nicht auszuzahlen.

„Meinen Sie?" fiel der Kaiser schnell ein; „Teufel! das käme mir sehr ungelegen; aber was ist jetzt zu tun?"

Koller schlug vor, eine deutlichere Auslegung jener Proklamation bekannt zu machen, vermöge welcher erklärt würde, nur diejenigen französischen Soldaten seien gemeint, die Eingeborene der Insel waren. Augenblicklich wurde dieser Rat mit dem verbindlichsten Danke befolgt.

General Koller hatte Napoleon übrigens schon daran gewöhnt, es mit Geduld anzuhören, wenn er ihm geradeheraus sagte, daß er unrecht habe. Gleich am ersten oder zweiten Tage der Abreise von Fontainebleau hatte er ihm wiederholt gesagt: „Eure Majestät haben unrecht." Heftig fuhr Napoleon auf: „Sie sagen mir fortwährend, daß ich unrecht habe. Sprechen Sie denn auch so zu Ihrem Kaiser?"

Der General versicherte, daß sein Kaiser es im Gegenteil sehr übel nehmen würde, wenn ihm seine Diener nicht jedesmal offenherzig ihre Meinung sagten. Besänftigt entgegnete da Napoleon:

„In diesem Falle ist Ihr Gebieter besser bedient, als ich es jemals gewesen bin."

Napoleon beschäftigte sich mit rastloser Tätigkeit. Bald besuchte er zu Wasser die umliegenden kleinen, unbewohnten Eilande, unter denen Pianosa durch seine üppige Vegetation, seine romantische Gestalt und die dort befindlichen Pferde das merkwürdigste ist. Bald bereist Napoleon alle nur

irgend zugänglichen Gegenden der Insel. Immer war General Koller sein Begleiter. Ihm teilte er seine Pläne zur Verschönerung von Porto Ferrajo, zur Erbauung eines Palastes, zur Anlegung mehrerer gemeinnütziger Anstalten usw. mit. Alle seine Pläne waren weitumfassend, und wenn die ihm zu Gebote stehenden Mittel hinreichend sind, so ist wohl kein Zweifel, daß seine Gegenwart von den segensreichsten Folgen für diese Insulaner sein wird, deren Zahl sich auf 12 000 und einige Hundert beläuft. Der Umfang und die Fruchtbarkeit dieser Insel jedoch gestatten eine Bevölkerung von 30 000 Menschen.

Eisenbergwerke, besonders der Magnet, Salzbergwerke und Thunfischerei sind die Hauptquellen der Einnahme, die jetzt beiläufig gesagt 600 000 Franken betragen mag und sich wohl verdoppeln wird, wenn Napoleon Zeit und Kräfte behält, seine Absichten und Pläne auszuführen.

Um die Liebe der Elbaner gleich anfangs zu gewinnen, schenkte er ihnen den zweiten Tag nach seiner Ankunft 60 000 Franken zur Anlegung einer neuen, schon längst geplanten, und nur wegen Geldmangel noch nicht ausgeführten Straße. Diese Summe, die er in Gold vorrätig hatte, ließ er zuvor in Livorno in Silber umsetzen, um den Reichtum augenscheinlicher zu machen, den seine Leute aus dem Schlosse und durch die Straßen der Stadt nach dem Rathaus tragen mußten. Dieser Kunstgriff erreichte auch völlig seinen Zweck, denn es war nun von nichts die Rede, als von seinen Krösusschätzen und seiner großmütigen Freigebigkeit.

Die Thunfischerei war bis zu seiner Ankunft an einen reichen Genueser verpachtet, der zu diesem Zweck ein eigenes Haus in Porto Ferrajo besaß, das den Verschönerungs-

plänen Napoleons im Wege stand. Er ließ es ohne Umstände niederreißen, ohne dem Besitzer die geringste Entschädigung zu versprechen. Ja, er ließ, nachdem der Genueser ein gewaltiges Geschrei über die gegen ihn ausgeübte Ungerechtigkeit und Härte erhoben hatte, bekannt machen, er wolle, (obgleich der Pachtkontrakt des Genuesers noch lange nicht abgelaufen war) die Thunfischerei an den Meistbietenden verpachten, und es seien ihm bereits 20000 Franken mehr geboten worden, als sie bisher eingetragen habe. Jetzt eilte der unglückliche Pächter im größten Schrecken herbei und bat um Gotteswillen, ihm den Vorzug zu geben. Er wolle gerne bezahlen, was der Kaiser für billig halte, und vom niedergerissenen Hause solle nicht mehr die Rede sein. Napoleon ließ sich jetzt erweichen und erließ noch etwas von den mehrgeforderten 20000 Franken, so daß der Genueser die kaiserliche Großmut bis in den Himmel hob.

Der Kaiser schloß Handelsverträge mit Livorno. Da endlich General Koller, der zu seiner Abreise ein Schiff aus Genua hatte kommen lassen, sich bei ihm verabschiedete, gab Napoleon ihm Aufträge, um mit Genua einen Handelsvertrag abzuschließen, was auch bewerkstelligt ward. Uebrigens nahm Napoleon den freundschaftlichsten Abschied von Koller und bat ihn dringend, er möchte ihn bald wieder besuchen.

Bei meiner Rückreise, die ich über Toulon und Marseille nach Paris antrat, überzeugte ich mich, wie grenzenlos in dieser Gegend und hauptsächlich in Marseille die Erbitterung gegen Bonaparte ist. Hätte unser Weg uns durch diese Stadt geführt, so wäre es unmöglich gewesen, ihn der Wut des Pöbels zu entreißen. Man versicherte

nur, daß die gleiche Stimmung im Languedoc, Guyenne und der Gascogne, besonders aber in Montpellier, Toulouse und Nîmes herrsche.

In Toulon wurde ich von Marschall Massena mit ausgezeichneter Höflichkeit empfangen. Er bezeigte die lebhafteste Freude über Napoleons Sturz und ließ sich in weitläufige Auseinandersetzungen der Gründe seines Hasses gegen ihn ein. Unter anderm erzählte er, um einen Beweis der Schändlichkeit des Exkaisers zu geben, daß dieser ihm auf der Jagd — ob aus Versehen oder mit Vorsatz wolle er dahingestellt sein lassen — ein Auge ausgeschossen und anfänglich gar nicht getan habe, als ob er es bemerke. Nach der Jagd aber sei er zu ihm gekommen und habe ihm ins Ohr geflüstert: „Es war der Prinz Wilhelm von Preußen, der Ihnen das Auge ausschoß; ich habe gesehen, daß er es mit Absicht tat. Was für ein schändliches Bubenstück!" Dann habe er ihn mit anscheinender Teilnahme gefragt, ob er große Schmerzen leide. Massena behauptete, ihm geantwortet zu haben, daß er gemeint hätte, es sei ein anderer als der Prinz Wilhelm gewesen, der den unglücklichen Schuß getan hätte.

Auf der Flotte, die ich in Toulon besuchte, fand ich einen neuen Beweis, wie schändlich der französische Kaiser mit den Preußen verfahren ist. Auf dem Admiralsschiff wurde ich plötzlich von zwei elend gekleideten Matrosen deutsch angeredet. Sie baten mich um Gotteswillen, sie und dreihundert ihrer Gefährten aus der Knechtschaft zu befreien. Sie waren alle Preußen, beinahe die Hälfte aus dem Schillschen Korps, und die andern im Jahre 1807 in Danzig gefangen. Diese waren, trotz des Friedensvertrags nach Antwerpen und von dort in Ketten nach Toulon

geschleppt worden. Auf mein Begehren wurden die beiden Matrosen sogleich in Freiheit gesetzt, und da ich Anzeige in Paris machte, so sind auch die andern bereits wieder ausgeliefert worden.

A. D. B. M*** (Monier), Grenadierleutnant

Ein Lebensjahr des Kaisers Napoleon (Elba)

Sturz des Kaisertums — Des Kaisers Gefolge nach Elba. — Abschied von der Garde in Fontainebleau — Reise nach Fréjus. — Fahrt nach Elba auf dem „Undaunted“ — Empfang Napoleons auf Elba. — Beginn der Arbeiten auf der Insel. — Wohltätiges Wirken des Kaisers auf Elba — Marsch der Alten Garde durch Frankreich und ihre Ankunft auf der Insel. — Eintreffen der Prinzessin Pauline und der Madame Mère in Porto Ferrajo — Unermüdliche Tätigkeit Napoleons — Das Schloß und die Landhäuser des verbannten Kaisers — Napoleon und seine Geographie — Anekdoten

Der Kampf eines einzigen Volkes gegen zwanzig verbündete Mächte, jener Kreuzzug aller Herrscher gegen einen einzigen, der bis jetzt Sieger über alle gewesen war, hatte den Kriegsschauplatz in die Nähe der Hauptstadt verlegt

Zwanzig Jahre Heldentaten, Triumphe, die genauesten Berechnungen, die geschicktesten Kunstgriffe, die schnellsten Märsche, die glorreichsten Schlachten, alles, was die Kriegswissenschaft und die unermüdliche Tatkraft eines Genies, das von dem Mute und von der Aufopferung eines unbesiegbaren Heeres unterstützt ward, noch an Hindernissen entgegenstellte, sollte nun unter der Wucht des Verrats und der Treulosigkeit zusammenstürzen

Ein Soldat, der Marschall des Kaiserreichs geworden war, hatte sein Heer und die Stadt Lyon ausgeliefert*. Ein anderer Marschall des Reichs** marschierte mit seiner

* Der Marschall Augereau

** Der Marschall Marmont Vgl den Bericht Marmonts S 127

Division, die keinen Verrat ahnen konnte, durch die Reihen der Verbündeten, nachdem er Paris an Europa in Waffen ausgeliefert hatte, wie er sagte, um den Weltfrieden zum Heile Frankreichs und der ganzen Welt herbeizuführen. Nachdem er den aufgegeben, der ihn immer wie einen treuen Freund behandelt hatte, nachdem er eine Flanke des Heeres ohne Verteidigung gelassen, wagte er noch um das Leben und die Freiheit seines Generals, seines Kaisers, zu unterhandeln.*

Die Verbündeten hatten ihren feierlichen Einzug in Paris gehalten. Fünfzehn Stunden später wären sie besiegt abgezogen oder nur geschlagen und gefangen in die Stadt gelangt.** Der Senat, der gefügig war, so lange das Glück seinem Fürsten leuchtete, dieser aus 66 Mitgliedern bestehende Senat erbat sich von Alexander eine Audienz und erklärte sich für frei unter 300 000 russischen Bajonetten! Und um einer hilflosen Nation beizustehen, wagte er, allein auf die Machtbefugnis hin, die er sich selbst beigemessen hatte, das französische Volk und das Heer von dem Eide, den sie ihren Monarchen geschworen hatten, zu entbinden, und das in dem Augenblicke, wo der Kaiser seiner „guten Stadt" mit seinen alten Truppen zu Hilfe eilte, denen die Feinde nie ins Auge hatten blicken können.

Ein Wunsch, den zuerst nur eine kleine Partei aussprach, der dann aber als allgemeiner Wunsch der Franzosen bekannt gemacht wurde, führte bald einen Beschluß der provisorischen Regierung herbei, der „den alten Stamm

* Vgl. die Einführung S. 43.

** Die Verbündeten waren nämlich von ihren Parken und Magazinen vollständig abgeschnitten.

unserer Könige, das Oberhaupt der Bourbonen auf den Erbthron des heiligen Ludwigs unter dem Schutze einer Verfassung berief, die auf immer die Rechte des Volkes, des Monarchen und der Bürger sichern sollte."

Der Kaiser hätte nun das Volk an die früheren Beschlüsse dieser sechzig Senatoren erinnern können, nämlich, daß nur der Wille des frei zusammenberufenen Volkes zu entscheiden habe, ob er noch länger die Krone tragen solle. Er wollte jedoch Zwiste vermeiden, die verhängnisvoll für das Vaterland gewesen wären. Daher teilte er dem Heere mit: da die verbündeten Mächte seine Person als das einzige Hindernis zur Wiederherstellung des Friedens von Europa betrachteten, gabe es für ihn kein Opfer, selbst nicht das seines Lebens, das er nicht für das Wohl der Franzosen zu bringen bereit sei.

Die so schnell erfolgte Unterwerfung von Paris, die Treulosigkeit und die Undankbarkeit der großen Staatskörper, der Abfall einiger Generale, die überraschende Fahnenflucht eines Marschalls, den Napoleon gegen alle Verführung gefeit glaubte, und den er nicht fähig hielt, sich schimpflich zu ergeben: soviel Schläge auf einmal hatten einen Augenblick lang die große Seele des Kaisers betäubt. Aber bald zeigte er sich seiner treuen Garde ruhig und kaltblütig wie im Schlachtengetümmel

Als er sich anschickte, in jene Verbannung abzureisen, deren Ende der menschliche Gedanke noch nicht absehen konnte, überließ er es der freien Wahl seiner Krieger, die sich immer der Sache des siegenden Monarchen geweiht hatten, ihm diejenigen zu bezeichnen, die in ihm den Menschen und den Helden liebten.

Die ganze erprobte Garde, sowohl Franzosen, wie

Polen, drückte nur ein Gefühl aus: ihrem Fürsten zu folgen! Aber nicht alle konnten ihren Wunsch erfüllt sehen. Er bevorzugte diejenigen, denen weniger enge Familienbande erlaubten, ihr Vaterland zu verlassen, ohne daß sie ihre Abwesenheit von Frankreich zu bitter beklagten. Ja, seine Fürsorge ging so weit, ihre Rückkehr nach Frankreich vertragsmäßig festzusetzen und ihnen ihre Bürgerrechte zu erhalten.

Unter den Tapferen, die Dankbarkeit und Ergebung an sein Schicksal knüpften, sind zuerst die Divisionsgenerale Bertrand und Drouot zu nennen. Ersterer war Palastgroßmarschall, letzterer Adjutant Seiner Majestät. Ferner der Baron Scherzmanuski, Major der Gardelanzenreiter, sowie der unerschrockene General Cambronne; dann der Oberst Malet, die Artilleriehauptleute Coennel und Raoul. Von der Infanterie sind zu nennen: Lonbers, Hureau, Maupez und Combe; von der polnischen Kavallerie Balinski und Schultz, sowie eine Menge anderer Offiziere, die dem Herrscher durch tausend glänzende Taten bekannt waren.

Endlich, am 20. April, kam der Augenblick, wo der Kaiser sein Schloß in Fontainebleau verließ, um für immer der heiligen Erde des Vaterlandes, wo so große Erinnerungen, so prächtige Denkmäler seinen Namen der Nachwelt weihen sollten, Lebewohl zu sagen. Gegen Mittag verließ der Kaiser seine Gemächer und stieg die große Treppe hinunter in den Hof. Er überschritt ihn, von den 1200 Mann seiner Garde umringt, die in zwei Reihen Spalier standen. Einige Offiziere des Generalstabes folgten ihm, ebenso die vier Kommissare der Verbündeten: der russische General Schuwaloff, der österreichische General

Baron Koller, der preußische General Graf Truchseß-Waldburg und der englische Major Sir Neil Campbell; ferner der Graf Clam, Adjutant des Fürsten Schwarzenberg.

Ehe der Kaiser am Tor ankam, blieb er stehen, ließ die Truppen einen Kreis bilden, die Offiziere nahe an sich herantreten, und hielt mit fester, obgleich bewegter Stimme eine Ansprache, von der man folgende Bruchstücke aufgezeichnet hat:

„Grenadiere und Jäger meiner Alten Garde, ich sage Euch Lebewohl! Zwanzig Jahre lang habe ich Euch zum Siege geführt, zwanzig Jahre lang habt Ihr mir mit Ehre und Treue gedient. Empfangt dafür meinen Dank!

Mein Ziel war immer das Wohl und der Ruhm Frankreichs. Heute haben sich die Verhältnisse geändert . . Da ganz Europa gegen mich in Waffen steht; da sich alle Fürsten, alle Mächte verbündet haben; da ein großer Teil unseres Reiches dem Feinde ausgeliefert und von ihm überschwemmt ist; da ein Teil Frankreichs . . . (an dieser Stelle hielt der Kaiser inne, dann fuhr er mit veränderter Stimme fort), da man eine andere Ordnung eingeführt hat — da habe ich nachgeben müssen.

Mit Euch und den Tapfern, die mir treu geblieben sind, hätte ich allen Anstrengungen meiner Feinde noch widerstehen können; aber ich hätte länger als fünf Jahre den Bürgerkrieg in unserem Frankreich, im Schoß unseres lieben Vaterlandes, entzündet.

Offiziere und Soldaten, verlaßt Euer unglückliches Land nicht! Seid Euren Anführern gehorsam und fahrt fort, den Weg der Ehre zu verfolgen, auf dem Ihr mich immer angetroffen habt.

Beunruhigt Euch nicht über mein Schicksal! Noch

kann ich in edler Weise meine Tage benützen; ich werde die Geschichte Eurer Feldzüge schreiben.

Offiziere und Soldaten, die Ihr mir bis zum letzten Augenblick treu geblieben seid, empfangt meinen Dank; ich bin mit Euch zufrieden! Ich kann Euch nicht alle umarmen; ich werde aber Euren General küssen. Lebt wohl, meine Kinder! Lebt wohl, meine Freunde! Bewahrt mir Euer Andenken. Ich werde glücklich sein, wenn ich weiß, daß Ihr es seid. Kommen Sie, General!"

Darauf näherte sich der General Petit dem Kaiser, und Napoleon umarmte ihn lebhaft.

„Bringt den Adler, damit ich auch ihn küsse!"

Der Fahnenträger kam herbei, neigte seinen Adler, und der Kaiser küßte die Schärpe dreimal in heftiger Bewegung.

„Lebt wohl, meine Kinder!"

Alle, Offiziere und Soldaten, waren gerührt. Die Tränen rollten den alten Kriegern die Wangen hinunter. Selbst die fremden Offiziere bezeugten durch Tränen wider ihren Willen, wie gerührt sie von solch einem Abschied waren.

Hierauf empfing der Kaiser die letzten Huldigungen von mehreren Mitgliedern seiner Umgebung, die ihm die Hand küßten. Dann stieg er mit dem Palastgroßmarschall, dem Grafen Bertrand, unter den Rufen „Vive l'empereur!" der verzweifelten Garde, der Soldaten und Einwohner in den Wagen. Als er zum Tore hinausfuhr, ließ er ein Fenster seines Wagens hinunter, und man glaubte Tränen in seinen Augen und ihn heftig weinen zu sehen.

Seinem Wagen folgte der des Generals Grafen Drouot,

der den Arzt Seiner Majestät, den Ritter Foureau, bei sich hatte. Diesem folgten die Wagen der Kommissare der fremden Mächte. Dann kamen die Wagen Seiner Majestät, diejenigen des Schatzmeisters, Ritter Peyrusse, und der Haushofmeister, Ritter Deschamps und Baillon. Den Schluß bildeten die Wagen des kaiserlichen Apothekers und der Personen der kaiserlichen Umgebung, die sich alle mit Napoleon einschiffen wollten. Sein Gefolge bestand im ganzen aus elf Wagen. Es wurde von einer Kompagnie Grenadiere zu Pferd geleitet. Die Garde sollte erst auf der Insel Elba mit ihm zusammentreffen. Sie nahm ihren Weg über Auxerre nach Lyon.

Am 27., morgens 11 Uhr, kam Seine Majestät in Fréjus an, wo er den ganzen 28. blieb. Um 8 Uhr abends begab er sich nach Saint-Raphaeu, demselben Hafen, wo er nach seiner Rückkehr aus Aegypten landete, und schiffte sich auf der englischen Fregatte „The Undaunted," die unter dem Kapitän Usher stand, ein.

Die Ueberfahrt verlief glücklich. Nicht einen einzigen Augenblick fühlte sich der Kaiser unwohl. Am 3. Mai, um 6 Uhr abends, ankerte die Fregatte in der Reede von Porto Ferrajo. Um 2 Uhr ging der Kaiser mit seinem ganzen Gefolge an Land und hielt feierlichen Einzug. Das Geschütz des Forts begrüßte ihn mit 101 Schüssen. Die englische Fregatte antwortete auf diese Salve mit 24 Schüssen, ihre Besatzung und die Truppen an Bord erwiderten mit Hurrarufen.

Seine Majestät trug die Oberstenuniform der Gardejäger zu Pferde. Bei seinem Einzug in die Stadt standen alle Truppen unter Waffen. Der Kaiser wurde von den Behörden, der Geistlichkeit, den Honoratioren der Stadt

und einer Menge Einwohner empfangen. Für den Monarchen und sein Gefolge war es ein sonderbares und rührendes Schauspiel, die naive Freude der jungen Elbaner, die Begeisterung dieser einfachen Fischer zu sehen. Sie freuten sich schon lange darauf, sich von unseren Soldaten all die glänzenden Taten und denkwürdigen Siege erzählen zu lassen, in denen der Name Napoleons vorkam. Sowohl sein hoher Ruhm, als seine Schicksalsschläge machten großen Eindruck. Die Ruhe und Heiterkeit, mit der der Kaiser die geringsten Einwohner befragte, trug dazu bei, sie mit Begeisterung zu erfüllen, und die Garde zögerte, diese Freudenausbrüche zu dämpfen. Die Elbaner bedrängten, bestürmten, trugen ihn fast. Und der betrübte Held, der alles, bis auf die Erinnerung an seine Macht und an gebrochene Freundschaft von sich wies, der selbst dem verzweifelten Gedanken keinen Raum gab, daß er Menschen zurückließ, die den Königen verzeihen würden, das Menschengeschlecht zu verachten, dieser Held tröstete sich, klammerte sich von neuem ans Leben bei dem Gedanken, daß er über einfache und treue Menschen regieren würde.

Der Bürgermeister übergab Seiner Majestät nach einer kurzen Anrede die Schlüssel der Stadt. Hierauf begab sich der Kaiser mit seinem Gefolge in die Kathedrale, wo man ein Te Deum sang. Dann führte man ihn ins Rathaus, das ihm einstweilen als Wohnung dienen sollte. Dort wurde er von neuem von den Behörden und den höheren Beamten empfangen. Er unterhielt sich lange mit ihnen und befragte sie über die Sitten der Einwohner, über die Einkünfte der Insel und über die Mittel, diese am schnellsten und nützlichsten zu vermehren. Hierauf fand ein großes Festessen statt, bei dem der Kaiser die Honneurs

mit solcher Leichtigkeit, Ungezwungenheit und Leutseligkeit machte, daß er vollends die Herzen aller gewann. Abends wurden die Stadt und der Hafen ganz unvorhergesehen illuminiert.

Am Morgen desselben Tages hatte man folgende Proklamation erlassen:

Einwohner der Insel Elba!

Die Wechselfälle des Lebens haben den Kaiser Napoleon in Eure Mitte geführt, und seine eigene Wahl macht ihn zu Eurem Herrscher. Ehe Euer erhabener Monarch in Eure Mauern einzieht, hat er an mich folgende Worte gerichtet, die ich sofort zu Eurer Kenntnis bringe, denn sie sind das Unterpfand Eures zukünftigen Glückes:

„General, ich habe meine Rechte den Interessen meines Vaterlandes geopfert und mir die Insel Elba als Eigentum und Herrschaft vorbehalten. Alle Mächte haben sich mit dieser Anordnung einverstanden erklärt. Teilen Sie das den Einwohnern mit und sagen Sie ihnen, daß ich die Insel wegen der sanften Sitten ihrer Bewohner und wegen ihres Klimas zu meinem Aufenthalt gewählt habe. Teilen Sie ihnen mit, daß ich das lebhafteste Interesse für sie haben werde."

Der Brigadegeneral Dalesme

Porto Ferrajo, den 4. Mai 1814.

Die folgenden Tage verwandte Seine Majestät dazu, die nötigsten Anordnungen für seinen Aufenthalt auf der Insel zu treffen. Die Arbeiten wurden in Auftrag gegeben,

begonnen und mit Energie fortgeführt. Der neue Herrscher unternahm alsdann verschiedene Ausflüge in die Umgebung von Porto Ferrajo und Porto Longone, überzeugte sich vom Stand der Landwirtschaft, von der Art der Einnahmequellen, die sich die armen Inselbewohner auf dem Lande verschaffen konnten, von den verschiedenen Vorteilen der mehr oder weniger sicheren Produkte des Handels, des Fischfangs, sowie von der Gewinnung des Marmors und der Metalle. Er besuchte die Steinbrüche und besonders die Eisenbergwerke, die den Hauptreichtum der Insel bilden, und deren Einkünfte er früher zu Dotationen der Ehrenlegion verwendet hatte.

Nachdem er nun den nötigen Ueberblick gewonnen hatte, gedachte er sich eingehender mit jedem Zweige der Verwaltung der Insel zu beschäftigen. Sobald er sich nicht mehr um die lästigen eigenen Haushaltsangelegenheiten zu bekümmern hatte, die jetzt noch seine Gegenwart erforderten, wollte er sich genauer von den Bedürfnissen und Hilfsquellen des Landes, ebenso wie von den in seiner Macht stehenden Mitteln zu deren Hebung überzeugen.

Um diese wohltätigen Pläne auszuführen, unternahm der Kaiser am 18. Mai, vierzehn Tage nach seinem Einzug, eine Reise um die Insel und erforschte bis ins kleinste alle Teile seiner Herrschaft.

Eine Brigg mit 18 Kanonen und mehrere kleine Boote, Schebecken, Felukken usw. bildeten seine ganze Marine.

Bei der Ankunft im Hafen von Marciano wurde der Kaiser von allen verfügbaren Geschützen begrüßt. Junge, blumengeschmückte Mädchen, mit Bändern in den aufgebundenen Haaren, zeigten sich überall in großer Zahl auf

seinem Wege. Einige trugen weiße Kleider, andere die einfache Landestracht: einen schwarzen Hut, ein weißes Mieder und einen kurzen roten oder blauen Rock. Sie eilten herbei, um ihm Blumenkörbe zu überreichen und ihm die Hand zu küssen. Der Kaiser begab sich hierauf in die Kirche, wo Dankgebete zum Lobe des Höchsten ertönten.

Der Kaiser hielt auf seiner Reise selbst in dem kleinsten Weiler an. Er hatte nur ein Ziel, nur einen Gedanken: Wohltaten zu spenden, neue Quellen des Wohlstands zu entdecken, neue Industriezweige zu schaffen und sich schließlich nach allen Meinungen zu erkundigen, um das Schicksal seiner neuen Untertanen zu erleichtern. Er hatte sich überzeugt, daß die Insel Elba nicht genug Getreide für die Einwohner liefern könnte, wenn man ihrer Landwirtschaft auch noch so viel Sorgfalt angedeihen ließ. Ihre Granitfelsen, auf denen der wilde Feigenbaum grünt, ihre mit Buchs- und Tamarindenbäumen bedeckten Hügel, selbst ihre Täler bieten auf weite Strecken hin nur Heidekraut, worin der Agnus castus und der Wacholder wächst. Nur wenige Orte sind der Entwicklung der Getreidearten günstig. Um alle diese Hindernisse so viel als möglich zu überwinden, begab sich der Kaiser nach Pianosa, wo das Land ebener und flacher war. Durch Bewässerung und geeignete Bearbeitung des Bodens hoffte er dort reiche Ernten zu erzielen.

Nachdem sich der Kaiser überzeugt hatte, daß es leicht sei, dieses unfruchtbare Land in ein Weizenfeld zu verwandeln, baute er ein Fort, um die kleine Pflanzerkolonie, die er hinsenden wollte, vor den Einfällen der Berber zu schützen.

Erst am 26. kamen die Tapferen seiner Alten Garde,

die sein Schicksal mit ihm teilen wollten, auf der Insel an. Diese edle Garde war durch Frankreich marschiert und überall der Gegenstand herzlicher Sympathie, Bewunderung, ja selbst Hochachtung gewesen; und nicht nur ihre Mitbürger, sondern selbst die Fremden hatten sie mit diesem Wohlwollen begrüßt. In allen Städten, wo sie Rast machte, sandte man die österreichischen Soldaten, die bei den Bürgern einquartiert waren, ins Biwak, und gab den Tapfern der Garde die besten Quartiere. Die Soldaten der feindlichen Korps, die mit ihren Unteroffizieren am Tische saßen und selbst die kaiserlichen Offiziere wollten, daß man die französischen Grenadiere vor ihren eigenen Truppen bediente.

Ein einzigesmal nur wollte ein alter Major seine Quartiere der Garde nicht abtreten. Er verweigerte sie auf eine beleidigende Weise. „Du führst dich so auf," sagte der General Cambronne zu ihm; „eh bien! stelle deine Soldaten auf diese Seite, ich stelle die meinigen auf die andere, und dann werden wir ja sehen, wem die Quartiere bleiben."

In Lyon ließ man die Truppe durch das Faubourg de la Guillotière marschieren. In der Stadt, wo man zu fürchten schien, sie einziehen zu lassen, standen 20000 Oesterreicher unter Waffen. Aber während man noch besorgt war, daß diese Krieger, deren Anblick so ruhmvolle Erinnerungen, so hohe Verehrung hervorrief, in die Stadt eindrangen, gingen ihnen alle Einwohner entgegen und begleiteten sie. Bürger, Kaufleute und Künstler drängten sich um diese Verteidiger. Ach! welch ein Vergnügen war es, dieses gute, so oft verleumdete und gering geschätzte Volk zu sehen, das von keinem Interesse geleitet, mit Ent-

zucken diese unsterbliche Schar empfing und ihr sein Bedauern ausdrückte.

„Da sind sie, die Tapfern! Die haben ihn nicht im Stiche gelassen; sie gehen zu ihm nach der Insel Elba!" Unter dieser Menge riefen nur ein einziger Mann und eine alte Frau: „vive le roi!" Die Grenadiere antworteten darauf mit ihrem gewohnten Ruf, dem geliebten Ruf: „vive l'Empereur!" Ein österreichischer Offizier, der unmutig dieser rührenden Szene zusah, wollte mit seinem Degen einen Soldaten schlagen, der außerhalb der Reihen lauter schrie, als die andern. Ein Lyoner entriß ihm die Waffe, zerbrach sie und sagte zu ihm: „Wenn du die Stücke zurück haben willst, komme sie bei mir holen."

Alle diese, mit Ungeduld erwarteten Braven, die selbst darauf brannten, am Ziel ihrer Reise anzukommen, waren, nachdem sie die Alpen überschritten hatten und beim Uebergang über den Mont Cenis die bewundernswerten Arbeiten ihres Helden begrüßt hatten, zwei Meilen an Turin vorbeimarschiert. Dann schifften sie sich in Savona ein.

Der Tag ihrer Ankunft auf der Insel war ein Festtag für den General und seine Soldaten, für den Fürsten und seine Untertanen: Waisen fanden wieder einen Vater; ein Vater sah seine Kinder wieder! Schon entfalteten sich allerorten eine Tätigkeit, ein Fleiß, wie man sie bis jetzt auf Elba noch nicht gekannt hatte. Seit der Ankunft des Kaisers hatte sich dessen Einfluß auf seine ganze Umgebung verbreitet. Man hätte meinen können, eine andere Atmosphäre umgäbe die Insel. Schöne Straßen waren abgesteckt; das felsige Land begann ebener zu werden. Das Schloß und die Kasernen wuchsen wie aus dem Boden hervor. Der Herrscher war überall und leitete alles. Viele

Soldaten nahmen aus freien Stücken an seinen Arbeiten teil. Sie schlossen sich den Arbeitern an, klopften Steine und beteiligten sich am Bau der Häuser. Wie die Soldaten der Konsuln und Cäsaren, denen wir die schönen römischen Straßen, Thermen, die kühnen Aquadukte verdanken, deren mächtige Trümmer dem Reisenden noch jetzt große Ehrfurcht einflößen, vertauschten diese ehemals so gefürchteten Grenadiere das Schwert mit dem Winkelmaß, der Pike und dem Meißel. Sie fanden sich für ihre Mühseligkeiten durch das Glück entschädigt, jeden Tag den großen Mann, den sie verehrten, in ihrer Mitte zu sehen und ihn mit Muße bewundern zu können.

Als der Kaiser die Prinzessin Pauline in der Nähe von Fréjus antraf, war die Gesundheit der geliebten Schwester dermaßen angegriffen, daß ihr die Aerzte, trotz ihrer inständigen Bitten, nicht erlauben wollten, sich mit Seiner Majestät einzuschiffen. Hierauf hatte sich der englische Kapitän verpflichtet, später die Prinzessin abzuholen, um sie nach Porto Ferrajo zu bringen. Sogar der Tag wurde festgesetzt. Aber die Fregatte kam um 24 Stunden zu spät, und da die Prinzessin Pauline zu ungeduldig war, um noch länger zu warten, benutzte sie ein neapolitanisches Schiff zur Ueberfahrt.

Das erstemal behielt der Kaiser seine Schwester nur zwei Tage bei sich. Madame Mère war noch nicht angekommen. In den ersten Tagen des August jedoch genoß der Kaiser das Glück, seine Mutter bei sich zu sehen. Von da an blieb sie immer bei ihm.

Der Geburtstag des Kaisers, der 15. August, wurde mit einer schwer zu beschreibenden Begeisterung gefeiert. Die geschäftige Neugierde, die ruhige Heiterkeit der Elbaner

stand in starkem Gegensatz zu der geräuschvollen und mehr empfundenen Freude der Garde, die so mild und ruhig im Frieden war, daß sich seitens der Einwohner der Insel nie eine Klage gegen sie erhob

Die Stadt gab dem Kaiser und der Garde zu Ehren einen Ball, zu dem die ersten Bürger und die vornehmsten Damen der Insel eingeladen wurden. Man hatte auf dem Marktplatz von Porto Ferrajo einen vornehm ausgeschmückten Saal gebaut, der auf allen Seiten offen gelassen wurde, da Seine Majestät den Wunsch ausdrückte, daß das ganze Volk an dem Feste teilnehme

Die Artilleristen der Garde hatten ein sehr schönes Feuerwerk vorbereitet. Der Platz, wo man es abbrennen wollte, war jedoch voller Neubauten, und so befahl der Kaiser, um Unfälle zu vermeiden, daß das Feuerwerk und das Fest, das er der Stadt zu geben beabsichtigte, erst stattfände, wenn die Kaiserin Marie-Luise und der Prinz, sein Sohn, bei ihm angekommen seien.

Am 1 November brachte die Brigg des Kaisers, die nach Neapel gesandt worden war, die Prinzessin Pauline zurück, die nun den Kaiser und Madame Mère nicht wieder verließ Ihre Ankunft war für alle Einwohner ein Fest; ihre Gegenwart eine Quelle von Annehmlichkeiten und Vergnügungen für den Hof und die Damen von Porto Ferrajo. Hübsche Bälle, Konzerte sowie Theateraufführungen brachten Abwechslung in die Abendgesellschaften und trugen dazu bei, die schon seit langem bestehenden Bande der Pflicht und Zuneigung noch enger zu knüpfen

So gingen die Tage des Kaisers mit den angenehmsten Beschäftigungen dahin. Alle seine Stunden waren ausgefüllt. Die unerschütterliche Tätigkeit, die er früher zu den

größten und gemalten Planen verwandte, widmete er jetzt dem Studium und der Verschönerung seines Aufenthaltes. Die Gesundheit des Kaisers war immer tadellos. Morgens schloß er sich in seine Bibliothek ein; manchmal, oft sogar, stand er vor Tagesgrauen auf und arbeitete von drei Uhr morgens bis sieben oder acht Uhr. Den Morgen ging er aus und nahm alle Arbeiten in Augenschein. Fast immer befand er sich inmitten seiner Arbeiter, unter denen es, wie schon erwähnt, viele Soldaten der Garde gab. Zwei italienische Architekten zeichneten die Pläne zu den in Aussicht genommenen Bauten. Der Kaiser ließ sie jedoch ihre Anordnungen dermaßen nach seinen eigenen Ideen ändern, daß er sozusagen der Schöpfer ihrer Pläne und der einzige und alleinige Architekt war.

Fast täglich unternahm Napoleon, wie auch das Wetter sein mochte, eine Spazierfahrt nach seinem Landhaus San Martino, das in der Umgebung von Porto Ferrajo lag. Seine Morgenpromenaden unternahm er zu Pferd. In seinem wenig zahlreichen Gefolge unterschied man unter den höheren Offizieren den Palastmarschall Bertrand und den General Drouot, die ihn fast nie verließen. Unterwegs erteilte der Kaiser jedem Audienz, dem er begegnete. Er hörte alle Klagen an, welcher Art sie auch sein mochten, und war bemüht, einen jeden zu befriedigen. Dann kehrte er zurück, um das Mittagessen einzunehmen. Alle, die zu seinem Tische zugelassen waren, wurden mit einer Freiheit, Herzlichkeit und Ungezwungenheit ohnegleichen empfangen. Der Kaiser schien das Geheimnis entdeckt zu haben, inmitten von Privatleuten ein einfacher Privatmann zu sein, ohne dabei etwas von seiner Würde zu verlieren. In seiner Nähe durfte man sich ebenso vollkommen frei

und ungezwungen unterhalten wie an der Tafel eines wohlhabenden Bürgers.

Erhielt der Kaiser den Besuch irgendeiner hohen Persönlichkeit, was oft vorkam, so empfing er diese mit der gleichen Liebenswürdigkeit, wie zu den Zeiten seiner höchsten Macht. Damit bewies er, daß sein Charakter über die Launen eines blinden Glücks erhaben war. Er sprach mit den Londoner Philosophen und Gelehrten über die Erfindungen, die in unseren Tagen in den hohen Wissenschaften, wie in der Chemie und im Galvanismus, gemacht worden sind. Er beglückwünschte die reichen englischen Grundbesitzer wegen ihrer ausgezeichneten Landwirtschaft und wegen der Freiheit der Gesetze ihres Landes. Dann sprach er mit den Offizieren über die Memoiren, die er über seine Feldzüge schrieb.

Es ist unbegreiflich, was für Arbeiten in zehn Monaten unternommen und vollendet wurden. Kaum vermag sich die Phantasie ein Bild davon zu machen. Alles im einzelnen zu beschreiben, ist unmöglich; aber dem Drange, wenigstens den wichtigsten Teil davon aufzuzählen, kann ich nicht widerstehen. Das Schloß des Kaisers lag auf einem Felsen in der „Bastion des Moulins", zwischen dem Fort Falcone und dem Fort de l'Etoile. Bei der Ankunft des Kaisers bestand dieses Schloß aus zwei Hauptpavillons, die den höheren Genie- und Artillerieoffizieren als Wohnung dienten. Der Kaiser ließ das Innere der beiden Pavillons ausschmücken und das Hauptgebäude, das sie miteinander verband, etwas erhöhen. Dazu entwarf er selbst die Pläne, setzte die innere Einteilung der Zimmer fest und regelte alles bis auf die kleinsten Einzelheiten, z. B. die Form der Verzierungen eines präch-

tigen Saales, der die ganze Mitte des Gebäudes einnahm. Von den Fenstern dieses Saales aus, der so angelegt war, daß man die Aussicht auf eine ungeheuer weite und malerische Gegend hatte, übersah der Kaiser dermaßen das Land, daß er alles, was sich in der Stadt ereignete, bemerkte. Kein Schiff, so klein es auch war, konnte unbemerkt in den Hafen einlaufen. Dieser Saal, der im ersten Stock lag, gehörte zu den Gemächern, die für die Prinzessin Pauline bestimmt waren. Seine Majestät bewohnte das Erdgeschoß des Schlosses, während Madame Mère ein Privathaus in der Stadt besaß.

Nicht weit vom Schlosse wurde eine Kaserne, die seit langem nicht mehr benutzt wurde, in einen schönen Salon umgewandelt. Er diente abwechselnd als Empfangs-, Ball- oder Theatersaal. Die Offiziere der Garde und die Ehrendamen der Fürstinnen gaben darin einmal die „Fausses Infidélités" und die „Folies Amoureuses". Schöne Gärten entstanden wie durch einen Zauber. Die Anlagen hinter dem Palast wurden vergrößert und umgezaubert. San Martino, das Landhaus Napoleons, war zuerst nur ein kleines Bauernhaus, das der Kaiser wiederaufbauen, vergrößern und mit geschmackvoller Einfachheit einrichten ließ. Als diese Arbeiten bereits sehr vorgeschritten waren, äußerte der Kaiser: „Das wird das Haus eines reichen Bürgers werden, der 15 000 Livres Rente besitzt."

Dieses Häuschen stand inmitten von sehr ausgedehnten Weinbergen und bot einen ungemein malerischen Anblick dar. Ein Sturzbach ergoß sich tosend an seiner Seite ins Tal. Ließ man sich am Fuß des Berges nieder, der im Hintergrunde des Golfes lag, so schweifte der Blick zugleich über die Stadt, den ganzen Hafen und dessen

Leben und Treiben; die weite Fläche des Meeres, auf dem die Flaggen verschiedener Nationen flatterten, lag vor einem, und wie in einen fernen Nebelschleier gehüllt, die Ufer des alten Etrurien.

Der Kaiser besaß auch noch eine Wohnung in Rio; ferner hatte er sich einen Palast in Porto Longone, im Innern der Zitadelle, vorbehalten. Auch diese kleine Stadt verdankte ihm nützliche Verschönerungen, u. a. eine ganz neue Straße, um von der Küste von Longone zur Zitadelle, die auf einem Felsen gebaut war, zu gelangen.

Es gefiel dem Kaiser sehr, sich mit seinen Grenadieren zu unterhalten, die er so gut zu nehmen wußte. Wie alle alten Soldaten, schienen sie nie zufrieden zu sein, und er nannte sie mit einem Ausdruck, der mehr als alle schönen Redensarten den Soldaten die Zuneigung bewies, die man ihnen entgegenbrachte „ses grognards".

Eines Tages redete er einen folgendermaßen an: „Eh bien, grognard, du langweilst dich?" — „Nein, Sire, aber ich amüsiere mich nicht allzu sehr." — „Du tust nicht recht daran, man muß die Zeiten nehmen, wie sie sind." Und indem er ihm einen Napoleondor in die Hand drückte, ging er weiter, ließ sein Geld in den Taschen klingen und summte vor sich hin „ça n'dur'ra pas toujours."

Ein anderesmal ging er auf eine Marketenderin zu: „Wie teuer verkaufst du deinen Wein, gute Alte," fragte er. — „Cinq cruzze*, Sire." — „Das ist zu teuer. Du mußt ihn zu vier verkaufen und ein wenig Wasser hineintun. Aber was sage ich! Du verstehst dein Handwerk besser als ich."

* Gleich 35 Centimes.

Die Soldaten der Garde gingen sehr gerne in der Nähe des Landhauses des Kaisers spazieren. Zur Zeit der Weinlese streiften sie durch die Weinberge und fragten die Bauern, wem die Reben gehörten. „Dem Kaiser!" antworteten diese — „Dem Kaiser! Nun, dann gehören sie auch uns," und sie begannen lustig den Weinberg zu plündern.

Wieviele Anekdoten könnte man noch erzählen, um zu beweisen, wie wohlwollend der Kaiser sich gegen die guten Elbaner zeigte, die er für einen Augenblick als sein Volk angenommen hatte und die ihn durch ihre offenherzige Dankbarkeit für alle Sorge entschädigten. Welche Wünsche, wieviel rührende Klagen begleiteten daher sein Schiff bei seiner Abreise!

Giuseppe Lancelotti:

Napoleon auf Elba

Reise von Korsika nach Elba. — Anblick von Porto Ferrajo und seiner Bewohner. — Meine Wohnung in der Stadt. — In Gesellschaft der kaiserlichen Beamten. — Napoleonanekdoten. — Meinung der Garde von der Insel Elba. — Gespräche über Napoleons Absicht, die Insel zu verlassen und ein neues Reich zu gründen. — Kurze Unterredung mit dem Kaiser. — Seine Tätigkeit und seine Gewohnheiten. — Exerzieren der Garde. — Ankunft einiger geheimnisvoller, hochgestellter Damen in Porto Ferrajo.

Kaum war ich in Ajaccio angekommen, als ich erfuhr, daß der Eigentümer eines leichten Fahrzeugs im Begriff sei, mit dem ersten günstigen Wind nach Porto Ferrajo unter Segel zu gehen, und Passagiere dahin mitnähme. Ich ging sogleich zu ihm, um einen Platz zu erhalten, den ich auch ohne Schwierigkeiten und unter ziemlich billigen Bedingungen erhielt. Das Schiff war eine Art Felucke, nicht zu geräumig, jedoch bequem und reinlich, es führte vier kleine Kanonen. Meine Mitreisenden waren eine polnische Offiziersfrau mit einem Kinde, deren Mann Napoleon nach seiner Insel begleitet hatte; ferner ein französischer Koch in Napoleons Diensten, ein Uhrmacher aus Porto Ferrajo, zwei französische Soldatenweiber und ein Deutscher aus Mecklenburg.

Die Ladung der Felucke bestand in einigen Kaufmannswaren, vorzüglich Wein, Früchten, Mehl und andern Dingen dieser Art, welche für die Küche des Beherrschers von Elba bestimmt waren. Wir konnten schon den dritten Tag nach meiner Ankunft unter Segel gehen, und ich

benutzte diese Zwischenzeit, um mit dem Koche ziemlich genaue Bekanntschaft anzuknüpfen, da er nicht nur von allen Mitreisenden der unterhaltendste und sprachseligste, sondern auch am besten imstande war, mir nach meiner Ankunft in Porto Ferrajo in mancher Hinsicht nützlich zu sein. Er liebte es sehr, von seinen Feldzügen, wie er es nannte, zu sprechen, gab mir eine ausführliche Geschichte der Schlachten von Leipzig, Hanau usw. zum besten, wobei er unaufhörlich wiederholte: „**wir** machten dieses oder jenes Manöver, **wir** schlugen den Feind, **wir** griffen an."

Im Hafen von Porto Ferrajo angekommen, mußten wir auf die Erlaubnis zum Betreten des Landes warten, nur dem Koch gestattete man, schon jetzt das Schiff zu verlassen. Ich hatte mich während der kurzen Zeit unserer Ueberfahrt so an diesen Reisegefährten gewöhnt, daß mir die wenigen Stunden seiner Abwesenheit ziemlich lang wurden. Die Polin war zwar nicht häßlich, aber sie starrte von Ungeziefer und sprach weder italienisch noch französisch. Die Soldatenweiber hatten sehr enge Bekanntschaft mit unseren korsischen Matrosen gemacht. Der Uhrmacher wollte mir mit Gewalt eine Uhr mit einem blechernen Gehäuse für zehn Franken verkaufen. Er roch so entsetzlich nach Knoblauch, daß sein Atem mich einer Ohnmacht nahe brachte. Ich ergab mich also in mein Schicksal und legte mich zu Bette, nachdem ich eine halbe Stunde mit der Betrachtung des Hafens, des Forts und der schwarzgrauen Küste der Insel, die keinen besonders freundlichen Anblick gewährte, hingebracht hatte. Endlich kam die so sehnlichst gewünschte Erlaubnis, das Land zu betreten. Die Begegnung der polnischen Gatten war herzlich und rührend. Der Mann hatte eine schöne Figur

Seine prachtvolle Uniform zierte ihn jedoch weniger als zwei dicke Tränen, die ihm über die Wangen in den Bart rollten, als er sein Kind mit beiden Händen hoch in die Höhe hielt und dann mit dem unverkennbarsten Ausdruck väterlicher Zärtlichkeit küßte Auch die Frau kam mir jetzt von der Freude wie verklärt und trotz ihrer zahlreichen Einquartierung sehr liebenswürdig vor

Ein allgemeiner Tumult riß uns jedoch bald fort. Wir betraten nun die Stadt Porto Ferrajo Ihre Straßen sind schmutzig und holperig, die Gebäude schlecht und unansehnlich Doch erblickt man jetzt viele neue Gebäude; auch hat man schon begonnen, die Hauptstraßen zu pflastern Der Palast Napoleons ist nicht sehr geräumig Es wird daran stark gebaut, um alle zum Schlosse gehörenden, zum Teil einzeln liegenden Gebäude durch Galerien und Verlängerung der Flügel zu einem geräumigen und bequemen Ganzen zu vereinigen

Mein Koch führte mich über einen Marktplatz, wo ich Gelegenheit hatte, einen großen Teil der Einwohner von Elba zu sehen Dies Gewühl von gelben, lumpigen und unreinlichen Gestalten zeigte ein um so deutlicheres Bild der Armut, da es hin und wieder von kostbar und elegant gekleideten Franzosen zu Fuß und zu Pferd durchkreuzt wurde, welche einen sonderbaren Eindruck hervorriefen, indem sie sich in ihrem Glanze durch den Schmutzhaufen der sie umgebenden Menschenmenge hin- und herbewegten

Ich gelangte endlich unter der Leitung meines Mentors in eine enge Straße, wo er mir ein kleines baufälliges Nest als meine Wohnung bezeichnete Er fügte hinzu, daß er dieses Haus selbst ausgewählt habe und es mir wohl

gefallen würde. Ich wollte dies bezweifeln und stehen bleiben, um das Aeußere meiner Wohnung ein wenig in Augenschein zu nehmen. Allein ein schwarzgelbes Weib, welches die Türe öffnete, und der Koch, der mich hineintrieb, ließen mir keine Zeit dazu. Ein dunkler Hausflur nahm mich auf, und ich glaubte schon in Räuberhände gefallen zu sein, als sich eine andere Tür öffnete und mir die Aussicht auf einen geräumigen Hof und Garten zeigte.

Hier wurde mir denn auch mein Quartier in einem hölzernen, doch reichlich und gut eingerichteten Gartenhause angewiesen, worin ich einen eleganten Hausrat und eine Sammlung französischer Bücher fand. Ich genoß also hier schon die ersten Früchte meiner Bekanntschaft, deren Nutzen sich außerdem noch in einem sehr reichlichen und leckerhaften Gabelfrühstück äußerte, das mein Freund mit sechs Flaschen Burgunder — wahrscheinlich aus der kaiserlichen Küche — herbeischaffen ließ. Er brachte jedoch auch noch einen Konditor, einen Kellermeister und einen Sekretär mit, die hungriger auf Nachrichten vom Festland, als ich auf das Frühstück waren. Die Gesellschaft verließ mich endlich, nachdem sie mir das Versprechen abgenommen hatte, am Abend in der kaiserlichen Küche zu erscheinen.

Gegen Abend erschien denn auch der gefällige Koch mit noch einigen Herren vor meinem Bette und weckte mich durch einen Marsch aus der Vestalin. Ich sprang hurtig auf, um sie zu begleiten. Es war aber noch zu früh zum Ausbruch, und ich wurde mit Erstaunen gewahr, daß sich mein Zimmer in weniger als einer Viertelstunde mit zwölf bis fünfzehn Offizieren, Pagen und Beamten füllte, die sämtlich zum Abendessen eingeladen waren. Sie schienen sich von mir eine große Ernte von Neuigkeiten

versprochen zu haben, weshalb sie auch wohl mein Zimmer zum Versammlungsort gewählt haben mochten. Ich erzählte, was ich wußte; man war jedoch von den Hauptveränderungen auf dem Kontinent schon ziemlich genau unterrichtet, und vom Wiener Kongresse wußte man hier sogar mehr zu erzählen, als vielleicht selbst in Wien. Uebrigens sprach man mit vieler Ruhe und anscheinender Gleichgültigkeit von den letzten Veränderungen in Frankreich und Deutschland. Als ich ihnen aus einem Zeitungsblatte eine Beschreibung der Feste vorlas, die man in Wien gefeiert hatte, sagte ein Page:

„Eh bien! Sie haben recht, sich zu belustigen; wir haben das Unsrige genossen, jetzt ist die Reihe an ihnen. Aber wir wollen dem Herrn zeigen, daß man sich auf Elba ebenso amüsiert, als in Wien, und daß die kleinen Soupers von Porto Ferrajo wohl die der Hauptstädte des Festlandes aufwiegen."

Man war vollkommen seiner Meinung. Sofort begaben wir uns in ein Billardzimmer eines Seitengebäudes des Palastes, wo wir eine ansehnliche Versammlung von Offizianten und Militärpersonen aller Art und aller Nationen vorfanden, die uns zu erwarten schienen. Ich fand hier auch mehrere Frauen und erstaunte nicht wenig, als eine dieser Damen sich mit viel Anmut zu mir wandte, um mich als einen alten Bekannten zu begrüßen. Ich erkannte sie endlich und mein Erstaunen verdoppelte sich. Es war meine Reisegefährtin, die polnische Offiziersfrau, deren Unsauberkeit mich abgehalten hatte, mich ihr während der Ueberfahrt von Korsika nach Elba zu nähern. Aber o Himmel! Welche Veränderung war mit ihr vorgegangen! Eine vollständige Abwaschung und ein sehr sauberes und

gut gewähltes Kleid hatten ihre Reize in ein sehr vorteilhaftes Licht gesetzt, auch fand ich nun, daß sie sich leidlich französisch ausdrückte. Ich fühlte mich versucht zu glauben, daß sie sich eines leichten Ueberzugs von Schmutz und gewisser kleiner Tierchen während der Reise nur als Keuschheitshüter und Abschreckungsmittel bedient habe, um alle etwaigen Anbeter zu verscheuchen und ihrem Gemahl eine Treue „à toute épreuve" zu bewahren. War dies wirklich der Fall, so waren die Mittel dazu sehr gut gewählt, nur zweifle ich, daß viele Damen sie hierin nachahmen dürften.

Man benachrichtigte uns endlich, daß aufgetragen sei. Es öffneten sich die Flügeltüren eines großen Speisezimmers, wo uns eine Mahlzeit erwartete, wie man sie bei manchem kleinen Fürsten wohl nur selten finden dürfte. Eine unendliche Menge von Anekdoten, witzigen Einfällen, Geschichten, welche zum Teil den Beherrscher der Insel betrafen, wechselten miteinander ab und ließen die Unterhaltung nie stocken. Ich gebe davon hier einige wieder.

Der Kaiser beschäftigt sich besonders mit der Einrichtung einer Fabrik von Eisen- und Stahlarbeiten, nach dem Muster der großen englischen Anlagen in London, Birmingham usw. Als er kürzlich mit dem Direktor der Anstalt über diesen Gegenstand sprach, machte dieser die Bemerkung: daß die Franzosen die Engländer immer in Gold- und Schmuckarbeiten übertreffen würden, daß aber im Wettbewerb mit Eisen und Stahlarbeiten die Engländer den Sieg davontragen würden.

„Sie irren sich," erwiderte Napoleon, „wenn England Frankreich überwand, so geschah es nicht durch sein Eisen, sondern durch sein Gold."

Als man ihm eine vom Festland angekommene neue Geschichte des letzten Krieges vorlegte, sagte er lächelnd zum General Bertrand, indem er den Titel las:

„Man sollte dieses Buch betiteln: ‚Ergänzung zur Geschichte der Kreuzzüge', denn man hat mir die Ehre angetan, das Kreuz gegen mich zu predigen, indem man mich als Antichrist hinstellte, mich, der ich höchstens nur Antipapst sein wollte."

Als man ihm von einem Bauern aus dem Dorfe Ria erzählte, der ein großer Hundefreund war, daß er die Hunde mit an seinem Tische fressen ließe und zwischen den Hunden und den Menschen seines Hauses gar keinen Unterschied machte, sagte er die wenigen aber gehaltvollen Worte:

„Desto schlimmer für die Hunde!"

Einem Ingenieuroffizier, der ihm einen Plan zur Befestigung seiner Insel vorlegte, wonach nur 2900 Kanonen zu diesem Zwecke erfordert wurden, sagte er lachend:

„Das ist ja ein verrückter Plan! 2900 Kanonen für eine Armee von 1000 Mann! Welche Dummheit!"

„Sire," erwiderte der Offizier, „ich habe nach dem französischen Befestigungssystem gearbeitet" „Gleichviel," war Napoleons Antwort, „man muß immer den gesunden Menschenverstand zu Rate ziehen, und Ihr Plan besitzt davon noch weniger als der meine des Feldzugs von 1812"

Als man von der schlechten Schrift des Kaisers sprach, bemerkte ein polnischer Offizier:

„C'est qu'à force de dicter il a négligé son écriture *."

* „Durch das viele Diktieren hat er seine Handschrift vernachlässigt"

„Vous avez raison," setzte ein anderer hinzu, „il est mauvais écrivain mais bon dictateur*."

Ein Page sagte mit vieler Freimütigkeit:

„Er mißhandelt mich, er bringt mich täglich zur Verzweiflung; kurz, er ist ein Teufel. Aber meine Verbohrtheit ist so groß, daß ich mich nicht entschließen kann, ihn zu verlassen. Diese Anhänglichkeit ist eine schlechte Gewohnheit, aber ich bin nicht stark genug, sie abzulegen."

Als man in Gegenwart eines englischen Marinekapitäns von Napoleons Verdiensten als Feldherr sprach, versicherte dieser sehr naiv:

„Man kann nicht bestreiten, daß er ein großer General ist, er würde ohne Zweifel sein Glück machen, wenn er in englische Dienste träte."

Ich äußerte gelegentlich gegen einige meiner Tischgenossen, daß ich gerne den Kaiser in der Nähe sehen möchte. Ein dicker Mann, der meine Aeußerung hörte, versprach mir, meinen Wunsch zu erfüllen und beschied mich zu morgen mittag in den Palast. Erst spät nach Mitternacht trennte man sich, und ich kehrte, von einem elbanischen Barläufer begleitet, in meine Wohnung zurück.

Am andern Morgen unternahm ich einen Spaziergang durch die Stadt, da ich noch drei Stunden bis zu meinem Stelldichein zur Verfügung hatte. Es ist ein kleiner, unansehnlicher Ort, dessen Mängel keineswegs durch den Reiz der romantischen und angenehmen Lage ersetzt oder auch nur gemildert werden. Das Meer gewährt dem, der es noch nie sah, das erstemal einen großen und überraschenden Eindruck. Auf die Länge aber wendet sich das ermüdete Auge unwillig davon ab und sucht in den Abwechslungen

* „Sie haben recht, er ist ein schlechter Schreiber, aber ein guter Diktator."

einer schönen Landschaft einen angenehmen und weniger monotonen Genuß. Man findet zwar an der Straße nach Porto Ferrajo einige Landhäuser mit Gärten, auch hin und wieder einen Rasenfleck, aber im ganzen sieht man nur eine rauhe und unfreundliche Natur, deren Hauptcharakter in grauen Felsmassen, kahlen Bergen und in einem bald feuchten, bald harten Erdreich besteht, welches sich den Fortschritten des Ackerbaues und einer reichen Kultur zu widersetzen scheint.

Ich gesellte mich zu einem französischen Feldwebel der Garde und einem italienischen Sergeanten, die gleich mir spazieren gingen, und hatte bald ein interessantes Gespräch angeknüpft. Beide waren mit ihren jetzigen Standquartieren und ihrer Lebensweise höchst unzufrieden, und der Franzose versicherte unter vielen Schwüren, daß er sich lieber hangen lassen, als noch ein Jahr auf Elba bleiben wolle. „Was mich am meisten tröstet, ist, daß der „poiotu"* sich ebenso langweilt wie ich. Aber das wird nicht ewig dauern, dafür stehe ich Ihnen!" beschloß er seine Rede und klopfte mich dabei auf die Schulter.

Dann fuhr er fort: „Er muß von hier fort, oder er geht drauf, das ist eine ausgemachte Sache, und ginge es nach Afrika oder Aegypten. Immer noch besser, sich mit Türken und Mameluken herumzuschlagen, als noch länger so ein Hundeleben zu führen."

Der Italiener war ganz derselben Meinung, und beide versicherten, daß alle ihre Kameraden, die Offiziere nicht ausgenommen, ebenso dächten, wie sie, und nichts so sehr wünschten, als Elba so bald wie möglich zu verlassen, sollte es auch nach irgendeinem fernen Weltteil gehen, „denn

* Spitzname Napoleons bei seinen Soldaten

diese Insel gehört nicht zur Welt, sie ist der Vorhof zur Hölle."

Diese feste Ueberzeugung von der geringen Neigung Napoleons, lange auf Elba zu hausen, hörte ich weiterhin überall, sowohl von den zu seinem Gefolge gehörenden Truppen als auch von den Bewohnern der Insel selbst. Auch machen die Diskussionen über den Teil der Erde, wohin er sich wenden würde, im Falle er Elba verließe, den bedeutendsten Teil der Gespräche der Stadt und der Garnison aus. Viele behaupten, man unterhandle mit England, um mit Genehmigung und Hilfe dieser Macht nach Aegypten zu gehen und sich dort festzusetzen. Andere wollen von einem Zug gegen sämtliche barbareskische Raubstaaten gehört haben, wozu alle europäischen Mächte Truppen hergeben sollen, und an deren Spitze sich Napoleon stellen soll, um diese Seeräuber zu vertilgen und sich auf ihren Trümmern ein neues Reich zu errichten. Noch andere wollen ihm ein Reich in Neuholland und den Südseeinseln anweisen; kurz, man ist unerschöpflich in solchen Plänen und Sagen, die übrigens sehr voneinander abweichen; nur darin ist man völlig einer Meinung, daß Napoleon nicht auf Elba bleiben werde, und daß beide Teile, nämlich seine Umgebung und die Elbaner einander bereits herzlich überdrüssig sind.

Um jedoch über dergleichen Vermutungen und vielleicht grundlosen Dingen die Einladung meines Protektors aus der Küche zu einem Frühstück nicht zu versäumen, kehrte ich wieder in meine Wohnung zurück, um mich dort so viel als möglich in Glanz zu werfen und dann meinen Mentor zu erwarten. Er erschien denn auch, als ich eben mit meiner Toilette fertig war und führte mich diesmal

in einen kleinen Gartensalon, wo ich einige Mitglieder der gestrigen Gesellschaft schon beim Frühstück antraf. Bald brachen wir auf. Es ging durch eine Allee des Gartens in ein Seitengebäude, dann durch mehrere wüste Gemächer bis zu einem länglichen Vorzimmer, welches sich auf einen runden, von einer steinernen Balustrade eingeschlossenen Platz öffnete. Ich fand hier eine Menge Offiziere und besternte Herren, welche sich ziemlich laut miteinander unterhielten. Auch die polnische Dame mit ihrem Mann fand ich hier. Sie war von mehreren Offizieren ihrer Nation umgeben, die sich bemühten, sie zu unterhalten. Kaum entdeckte sie mich, als sie auf mich zusprang und mich fragte, ob ich auch hier sei, um den Kaiser zu sehen. Als ich dies bejahte, stellte sie mich den Herren ihrer Gesellschaft als ihren Reisegefährten vor und bat sie, mir einen guten Platz zu verschaffen, welches diese auch mit vieler Höflichkeit versprachen.

Mitten unter diesen Komplimenten bemerkten wir eine plötzliche Bewegung unter der Menge. Alle richteten die Blicke nach der Gartentür, wo man den Kaiser am Ende einer Allee, von einem kleinen Gefolge umgeben, erscheinen sah. Ich faßte ihn genau ins Auge und erstaunte über die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, seitdem ich ihn zum letzten Male in Paris gesehen hatte. Er war merklich dicker geworden, besonders der Bauch. Sein Gesicht sah braun und verbrannt aus, auch war es voller geworden; die Augen lagen tiefer, gleichsam in Fett verquollen. Er trug den Hut in der Hand und wischte sich mehrmals den Schweiß von der Stirn. Als er näher kam, blieb er plötzlich stehen und sprach mit einem sehr einfach gekleideten Mann, der, wie ich nachher erfuhr, der

Gärtner war. Seine Gesichtszüge zeigten übrigens nichts von Unzufriedenheit oder heftigen Leidenschaften. Er lächelte einigemal, jedoch kaum merklich, über das, was einer der Herren seines Gefolges ihm erzählte. Endlich ging er die Gartentreppe hinauf und trat in das Zimmer.

Nun kam der Kaiser bis auf einige Schritte auf uns zu und erkundigte sich, als er uns erblickte, wer wir wären. Der Gemahl der Polin antwortete ihm, daß die Dame seine Frau sei, welche ihm mit ihrem Kinde nach Elba gefolgt sei. Napoleon sah die Frau sehr freundlich an und sagte zu ihr:

„Sie lieben also Ihren Mann recht sehr?"

Ehe sie eine Antwort hervorbringen konnte, wandte er sich zu mir:

„Sind Sie auch Pole?"

„Nein, Sire, ich bin Italiener."

„Wie, sind Sie nicht mit dieser Dame gekommen?"

„Ich habe die Dame nur in Ajaccio angetroffen, von wo aus wir zusammen die Ueberfahrt gemacht haben."

„Haben Sie hier Geschäfte? Sind Sie an jemanden empfohlen?"

„Der Besitzer des Schiffes, mit dem ich gekommen bin, ist mein Vetter; ich habe ihn als Gehilfe begleitet." (Ich hatte dies wohlweislich mit dem Schiffer verabredet.) „Wir gedenken wieder abzufahren, sobald wir eine gute Ladung für einen korsischen Hafen gefunden haben."

„Was für Waren haben Sie hier ausgeladen?"

„Gewürze, Mehl und Früchte, alles für die Küche Eurer Majestät."

Er sah mich hierbei ernst aber nicht unfreundlich an

und wandte sich dann wieder zu seinen Begleitern, um sich in die inneren Gemächer zu begeben.

Die Polin war sehr zufrieden mit dem Kaiser und ärgerte sich, daß sie nicht Zeit gehabt hatte, ihm eine witzige Antwort zu geben. Ich schwitzte am ganzen Leibe und wäre gern der Ehre entledigt gewesen, mit ihm zu sprechen und eine ausreichende Begründung meines Hierseins — die einzig und allein in meiner Neugierde lag — zu erfinden.

* * *

Es ist sehr interessant zu wissen, womit ein Mann wie Napoleon, der den größten Teil seines Lebens in der regsten Tätigkeit und mit der Ausführung riesenhafter Pläne zugebracht hat, sich wohl jetzt beschäftigen mag, da die Regierung seiner Insel, die doch eigentlich nur als ein großes Rittergut zu betrachten ist, unmöglich seine Zeit ausfüllen kann.

Er steht, wie gewöhnlich, sehr früh auf, nimmt oft kalte Bäder und macht dann einen großen Ausflug zu Pferde, meist in starkem Trab. Nach seiner Rückkehr nimmt er in Gesellschaft seiner Vertrauten das Frühstück ein, das aus kalter Küche und Wein besteht. Dann erhält er die Berichte der Zivil- und Militärbehörden. Hierauf besichtigt er seine Bauten und anderen Anlagen, wobei er viel mit den Aufsehern, oft auch mit den Arbeitern spricht. Wer ihn hierbei beobachtet, könnte meinen, er baue für die Ewigkeit und gedenke Elba nie zu verlassen, denn er läßt so umfassende und zeiterfordernde Ideen durchblicken. Es läßt sich jedoch niemand täuschen, und man lacht darüber, wenn man es wiedererzählt.

Nach seiner Rückkehr liest er die angekommenen Depeschen, unterschreibt Briefe usw., sieht neuangekommene Bücher durch, macht einen Spaziergang in den Garten und geht sodann zur Tafel. Nach aufgehobener Tafel unterhält er sich meistenteils, im Zimmer auf- und abgehend, mit einigen seiner vertrautesten Offiziere, und macht auch wohl noch einen Spaziergang in den Garten. Zu Nacht speist er nie in Gesellschaft, genießt auch nur wenig, er schreibt jedoch oft bis nach Mitternacht, woran? — das wollte oder konnte mir niemand sagen. Er erhält sehr oft Kuriere und schickt deren fort. Niemand zweifelt daran, daß er eine Menge Agenten in allen europäischen Reichen unterhält, um von allen politischen Ereignissen auf das schnellste unterrichtet zu sein. Er scheint übrigens allen Haß gegen die Engländer abgelegt zu haben und hat bei mehreren Gelegenheiten geäußert:

„Es gibt nur zwei Nationen auf der Welt, Franzosen und Engländer, welche immer das Schicksal der Welt bestimmen werden." Auch bezeigen ihm die Offiziere der gewöhnlich bei Elba liegenden englischen Fregatte eine große Ehrfurcht und sprechen mit vieler Achtung von seinen Talenten als Feldherr.

Verhindert ihn das Wetter, seine gewöhnlichen Spazierritte auszuführen, oder hat er wichtige Briefe zu versenden, so schreibt er oft den größten Teil der Nacht, ruht nur wenige Stunden und fährt dann wieder fort. Er schreibt alles Wichtige selbst*, das weniger Wichtige be-

* Hier befindet sich der Verfasser im Irrtum. Napoleon schrieb nämlich nie eigenhändig Briefe, da er alles diktierte, und infolgedessen das Schreiben fast verlernt hatte. Der Brief an Marie Luise, in dem er um ihre Hand anhält, sowie die eigenhändig geschriebene Abdankungsurkunde, bereiteten ihm unsägliche Mühe und waren fast unleserlich

sorgen unter seinen Augen seine zwei Sekretäre, von denen einer Auditor im Staatsrate war

Die Personen seines Hofes sind sämtlich sehr gut, doch nicht pünktlich bezahlt, ebenso die Truppen Man ist überzeugt, daß es ihm nicht an Geld fehlt Oft läßt er seine Garden manövrieren, wobei er sich mit Offizieren und Gemeinen unterhält Denen, welche ihren Abschied oder Urlaub verlangen, wird dies selten abgeschlagen

Man glaubt, daß er an der Geschichte seiner Feldzüge arbeitet und will diese Vermutung vor allem durch den Umstand begründen, daß er von seinen Ingenieuren mehrere Pläne von seinen früheren Lagern, Schlachten usw hat kopieren lassen Ich konnte jedoch weiter darüber nichts Gewisses erfahren. Daß man hier auch kürzlich einen Anschlag auf sein Leben gemacht hat, ist gewiß Doch ist nur wenig über die Sache bekannt geworden, und alle, die ich hierüber befragte, konnten oder wollten mir keine Aufschlüsse geben Soviel ist gewiß, daß seit dieser Zeit die hier ankommenden Fremden ungemein genau untersucht und oft zurückgewiesen werden, wenn sie über die Ursachen ihres Aufenthaltes keine genügende Auskunft zu geben imstande sind

Trotz der wenigen Reize der Elbaner Damen finden sich doch Beispiele von Verbindungen zwischen französischen Offizieren und den Töchtern des Landes Man will jedoch bemerkt haben, daß Napoleon dies nicht gern sieht, auch hat er mehreren Offizieren die erbetene Erlaubnis, sich zu verheiraten, zwar nicht ganz abgeschlagen, doch auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben — Er beobachtet die äußeren Formen der katholischen Kirche ziemlich genau und sieht es gern, wenn es seine Truppen auch tun Gerech-

tigkeit läßt er genau und strenge walten. Es fallen jedoch oft Zänkereien zwischen den Eingeborenen und den Soldaten vor, wobei es dann oft zu Tätlichkeiten kommt, die nicht immer ohne Blut abgehen.

Von dem Exerzieren der wenigen Truppen, die Napoleons Armee ausmachen, sagten mir mehrere Offiziere, daß es ans Wunderbare grenze, denn aus Mangel an anderen Beschäftigungen suchen es Offiziere und Gemeine, ohne andern Zwang als den ihnen der Wetteifer und die Liebhaberei auferlegt, zur höchstmöglichen Vollkommenheit zu bringen. Sie haben sich dermaßen eingeexerziert, daß man das Bataillon Fußgarde gleichsam als ein aus 800 Teilen zusammengesetztes Kunstwerk ansehen kann. Ich sah es exerzieren und war erstaunt, denn jede Bewegung, jeder Tritt, jeder Schlag, war wie an der Schnur gezogen; man hörte nur einen Schlag, sah nur eine Bewegung.

Soeben verbreitet sich das Gerücht von der Ankunft eines neapolitanischen Fahrzeugs, welches in der Nacht bei Marino del Campo vier bis fünf Personen an Land gesetzt hat, die sich unverzüglich zum Beherrscher der Insel begaben und von ihm mit den Aeußerungen der lebhaftesten Freude aufgenommen wurden.

Ein Chirurg der Garde, mit dem ich frühstückte, behauptete, daß unter den geheimnisvollen Fremden, deren Ankunft die ganze Insel beschäftigt, auch verkleidete Damen von hohem Range wären*. Sie befanden sich noch sämt-

* Der Kaiser erhielt außer seiner Mutter und seiner Schwester nur ein einziges Mal den Besuch einer Dame auf Elba. Diese war die Gräfin Marie Walewska, die am Abend des 1. September 1814 in Begleitung ihrer Schwester und ihres, das heißt, Napoleons Sohnes, in Porto Ferrajo ankam. Die Elbaner waren lange Zeit überzeugt, daß die geheimnisvollen Gäste Napoleons Mari Luise und der König von Rom gewesen seien.

lich in den innersten Gemächern des Schlosses, wo der Herrscher von Elba sich mit ihnen eingeschlossen hätte. — Alles ist in Bewegung, aber niemand weiß etwas Gewisses. Die verkleideten Damen haben mich schon auf den Gedanken gebracht, ob nicht dabei eine verliebte Expedition zugrunde liege, — denn Napoleon ist ein Mann, er hat Gelüste wie andere, und die Elbaner Damen sind sehr häßlich und wenig dazu geschaffen, Liebe zu erregen. Könnte er sich nicht durch irgendeinen seiner Beamten ein weibliches Wesen nach seinem Geschmacke verschafft haben? —

— — — Napoleon hat heute früh einen Ausflug zu Pferde gemacht; ich habe ihn zurückkommen sehen. Er sah blaß und etwas übernächtig aus. Seine Gesichtszüge schienen mir schlaffer wie gewöhnlich, doch leuchtete eine gewisse düstere Zufriedenheit aus seiner ganzen Haltung hervor. Ich möchte wetten, daß die geheimnisvollen Damen mit dieser Stimmung Napoleons in einem ziemlich genauen Zusammenhang stehen.

Karl August Varnhagen von Ense

Der Wiener Kongreß

Erstes Kapitel

Die Kaiserstadt Wien. — Allgemeines über den Kongreß. — Berühmte Persönlichkeiten, Fürst von Ligne, Gräfin Fuchs, Gräfin Zichy. — Schwierigkeiten des Kongresses. — Die deutschen Verhältnisse. — Teilnahme Frankreichs am Kongreß und dessen Einfluß. — Festlichkeiten, Theater und Paraden. — Berühmte Persönlichkeiten auf der Promenade

Ich hatte Wien oft und in günstigen Zeitpunkten gesehen, aber diesmal erkannte ich kaum die Stadt wieder. Die Volksmenge schien verdoppelt. Bewegung und Gedränge war überall, und was für Bewegung und Gedränge! der höchsten, vornehmsten Gäste, der namhaftesten, ausgezeichnetsten Personen, die aus allen Gegenden hierher zusammengeströmt waren, aus den gebildeten, ansehnlichen, reichen Klassen. Europa hatte den Glanz seiner Throne und Höfe, das Machtansehen seiner Staaten, die Spitze seiner politischen und militärischen Verherrlichung, die höchste Bildung seiner Gesellschaft, ja die reichsten Blüten aller Vornehmheit, Schönheit, der Kunst und des Geschmacks hierher gesandt, in dem Glück und Stolze des Sieges, in der Frische der Hoffnungen, des Eifers, meinetwegen auch des Wahnes, in der vollen Spannung allgemeinster sowohl als persönlichster Erwartungen. Und dies Gewühl fremden und neuen Lebens mischte sich zu dem heimischen und altgewohnten der Kaiserstadt, welche durch großweltliche Ueppigkeit, wie durch volkstümliche, durch

Pracht und Behaglichkeit und durch die Macht ihres ganzen Eindrucks allem aus der Fremde Herangedrungenem doch überlegen blieb und ihre Sinnesart, Neigungen, Redeweise mit sanfter Gewalt unwiderstehlich mitteilte.

Ich brauche nicht zu erwähnen, daß der kaiserliche Hof für die große Anzahl seiner hohen Gäste mit ihrem mannigfachen, kaum übersehbaren Anhang und Gefolge die glänzendste Aufnahme und reichste Bewirtung darbot. Diese durch viele Monate hindurch gleichmäßig fortgeführte, und nur etwa durch besondere Festlichkeiten unterbrochene Anordnung, setzte durch den Umfang und die Gediegenheit der, wie es schien, ohne Anstrengung aufgebotenen Hilfsmittel in Erstaunen. Doch hatten sich Fremde und Einheimische dies nach vorhandenen Maßen allenfalls vorstellen können. Was ich aber hervorheben muß, was man sich nicht genug vergegenwärtigen kann, wenn man es nicht durch Anschauung erlebt hat, ist die Atmosphäre des Wiener Lebens, das Element, in welchem hier die Tage hinschwimmen; die heitere, auf derben Genuß gerichtete Sinnlichkeit, die stark ansprechende Scherz- und Lachlust, die vergnügte, von Wohlbehagen genährte Gutmütigkeit, der schon halb italienische Müßiggang und die dazu gehörige halb italienische Laune, die naive, ausdrucksvolle Mundart, so rundlich bequem hinzuwälzen und doch so leicht in scharfen Witz zuzuspitzen, — diese Mundart, die etwas von ihrem Wesen jeder andern deutschen und auch der höchsten Sprachbildung unwiderstehlich mitteilt, — und so viele andere Weisen und Gebilde dieses altbestehenden Phäakenlebens; — alles dies gehört so eigentümlich zu dem Wiener Kongresse, zu dessen bestimmter Physiognomie, daß er ohne diese gar kein zuverlässiges, lebendiges Bild

mehr liefert. Daß dieses Element bis in die politischen Verhandlungen und Beschlüsse unmittelbar eingedrungen und auch dort seine Spur nachzuweisen sei, möchte sich schwerlich behaupten lassen, da vor der diplomatischen Schärfe ohnehin keine volkstümliche Farbe so leicht unzersetzt besteht; aber mächtig gewirkt hat dieses Element sicher auf alle Personen, die darin geatmet, und also gewiß auch mittelbar auf die Geschäfte, welche von diesen Personen geführt wurden; und vielleicht ist in dieser Hinsicht am bedeutendsten ist der Wiener Kongreß eben als Kongreß der Wiener!

In diesem Gewühl unterzukommen und Weg und Stätte zu finden, war keine leichte Aufgabe. Für uns war glücklicherweise gesorgt. Der General* hatte reichliche Wohnung in einem der besten Gasthöfe länger vorher bestellt, und auch hier, wie im Felde, war er für uns der Mittelpunkt eines erwünschten Zusammenlebens. Ich erneuerte die mannigfachen früheren Wiener Bekanntschaften, traf bei jedem Schritt unerwartet auf solche, die ich früher an anderen Orten geknüpft hatte, und mußte neue eingehen, die sich nur zu reichlich darboten. Alles schwamm in Glanz und Festlichkeit; die der Geselligkeit eröffneten Häuser wetteiferten in Aufnahme und Bewirtung der Fremden. Natürlich gab es hier vielfache Abstufungen. Es gab Kreise, wo nur die höheren Personen untereinander verkehrten; andere, die mit der vornehmsten und reichsten Aristokratie streng abgeschlossen waren; dann wieder solche, wo diese sich mit der größeren Gesellschaftswelt mischte, welche hinwieder auch, bei manchen Festlich-

* General Tettenborn

feiten allgemein oder bei besonderen Anlässen einzeln begünstigt, in jene höchsten Säle Eintritt gewann.

Beim Fürsten von Ligne war großer Zudrang, den die engen Räume kaum mehr fassen konnten. Der liebenswürdige Wirt war für seine Gäste wie immer an Geist ein Verschwender, und Scherz und Laune unterhielten ein beständiges Feuerwerk. Entsprechender meinem Sinn und Verhältnis war das Haus der liebenswürdigen und feinen Gräfin von Fuchs, ferner dasjenige, dem die Gräfin Julie Zichy, geborene Gräfin Festetics, als Frau und Wirtin vorstand, und wo die höchsten Monarchen gerne in engerem Kreise zum Besuche erschienen. In dem reinsten Adel der Weiblichkeit erstrahlte hier die größte Schönheit, der Ausdruck der Unschuld und Tugend in aller Fülle der Weltbildung. Die Gegenwart der höchsten Gäste schloß natürlich andere aus. Doch konnte sich die herrliche Erscheinung bei vielen Anlässen auch der allgemeinen Bewunderung nicht entziehen, und der äußere Anblick schon bestätigte jeden vernommenen Ruf der inneren Vortrefflichkeit.

Viele angesehene, schöne und vortreffliche Damen wären teils als Wirtinnen, teils als Gäste noch zu nennen, könnte hier die Absicht sein, alle gesellschaftlichen Zierden dieser großen Kongreßwelt auch nur zu nennen. Unter den fremden Berühmtheiten glänzte die Fürstin von Thurn und Taxis, geborene Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, welche durch die Gesichtszüge, wie durch Anmut und Wohlwollen des Benehmens an ihre Schwester, die herrliche, leider vor dem siegreichen Umschwunge der Dinge noch inmitten der Trübsal dahingeschiedene Königin Luise von Preußen erinnerte. Durch kraftvolle Haltung und eingreifende Klugheit zeichnete sich die Fürstin von Fürsten-

berg aus, um welche sich die bedrängten, durch den Rheinbund zu Untertanen herabgedrückten fürstlichen und gräflichen Standesgenossen zu Rat und Tat versammelten. Ferner die Fürstin Esterhazy, geborene Prinzessin von Taxis, die Fürstin von Solms-Lich nebst ihren Schwestern, sowie die dänische Gesandtin Gräfin von Bernstorff und noch viele andere, die zum Teil auch schon anderwärts genannt und gepriesen worden sind.

Es ist aber Zeit, von den mancherlei Nebengewässern sich dem großen Strome wieder zuzuwenden. Wenn wir bisher unsere Erzählung immer nur wie einleitend geführt und noch auf keine rechte Bahn gekommen sind, so geht es uns hierin nur wie dem Kongresse selber, der auch nicht so schnell in die Mitte der Sachen gelangen konnte, sondern sich in Vorworten mühsam hinarbeitete. Der Kongreß war im Pariser Frieden auf den 1. August festgesetzt, aber bald nachher, hauptsächlich aus Berücksichtigung englischer Verhältnisse, um zwei Monate hinausgeschoben worden, und sollte nun vom 1. Oktober an als wirklich eröffnet gelten. Aber dem Wesen und der Form nach fehlte hieran noch viel. Schon am 8. Oktober war in den Zeitungen eine Erklärung erschienen, wonach der Anfang der eigentlichen Verhandlungen auf den 1. November angesetzt wurde, bis wohin die schwebenden Fragen durch freie und vertrauliche Erörterungen zur nötigen Reife gebracht werden sollten. Am 1. November kam aber eine neue Erklärung, welche statt des Beginns der Verhandlungen wenigstens die Prüfung der Vollmachten als begonnen verkündigte. Während diejenigen, von denen das Handeln ausgehen sollte, sich der Schwierigkeiten, denen sie begegneten, zu entledigen strebten,

konnte die Stockung auch den Zuschauern nicht verhehlt werden

Die Schwierigkeiten lagen aber tief in der Sache begründet, nicht in dem Willen oder in den Fähigkeiten der Personen Wenn man auf ältere Kongresse zurückblickt, auf die Hindernisse, welche durch bloße Förmlichkeiten verursacht wurden, und mit denen z. B in Münster und Osnabrück, in Nimwegen, Utrecht usw. unendliche Zeit verloren wurde, so muß man gestehen, daß der Wiener Kongreß sich bei dergleichen Nebendingen verhältnismäßig wenig aufgehalten, sondern sie mit freisinniger Uebereinkunft teils rasch erledigt, teils vorläufig beseitigt hat Allein ganz konnte die herkömmliche Weise, in der die Höfe und Staaten bisher untereinander verkehrt hatten, doch nicht umgangen werden, und dieselben Formen, welche so lange Zeit nicht ohne Grund in diplomatischen Geschäften bequem gewesen, mußten auch in ihrer Unbequemlichkeit geduldet bleiben

Als nächste diplomatische Anknüpfung für den Kongreß galt der Pariser Friede, und die acht Mächte, welche diesen unterzeichnet hatten oder ihm beigetreten waren, standen in erster Reihe Die höheren politischen Fragen von allgemeiner Wichtigkeit wurden in hergebrachter diplomatischer Weise größtenteils durch Notenwechsel zwischen den Großmächten allein verhandelt Die Gegenstände, welche mit jenen Lebensfragen nicht notwendig zusammenhingen und teils bestimmte Länder, teils einzelne Klassen, teils auch durchgreifende Allgemeinheiten betrafen, waren an besondere Ausschüsse von Bevollmächtigten, zumeist der großen Höfe, gewiesen, wo die Geschäfte durch Sitzungen und Protokolle geführt wurden Kam auf solche Weise die Einleitung

und Verteilung der Arbeiten endlich zustande, so fehlte doch viel, daß dies gleich von Anfang an vollständig gelungen wäre, und daß der eingeschlagene Gang von allen Seiten die nötige Förderung erfahren hätte. Allem andern zuvor mußten die politischen Fragen in betreff des künftigen Besitzstandes der großen Mächte unter diesen abgemacht sein. Diese Grundlage schien bereits festgelegt, allein bei näherem Eingehen fanden sich manche Stellen noch unsicher, andere wurden erst jetzt wankend. Ohne Zweifel wäre es für Europa und insbesondere für Deutschland vorteilhaft gewesen, wenn alle Entscheidungen lediglich in jener höheren Region, ohne die trübende Einmischung beschränkter, von unten emporsteigender Eifersuchten hätten gefaßt werden können, und der Widerspruch würde unerheblich geblieben und bald verstummt sein. Jedoch fiel die Sache weit anders aus. Innerhalb der Machtverbindung wurden Trennungslinien sichtbar, die sich durch hinzutretendes Einwirken leicht in Zwiespalt vertiefen ließen. Es fehlte nicht an solchen Einwirkungen, wodurch bald Macht gegen Macht stand, und anstatt einer freien, reichen Darbietung ein mißtrauisch berechnetes, und doch gerade dadurch verkümmertes Ergebnis davongetragen wurde.

Zweierlei Einflüsse sind in solcher Hinsicht hauptsächlich hier anzuführen. Bei uns Deutschen hatten sich in der öffentlichen Meinung die außerordentlichsten und teilweise seltsamsten Erwartungen mit dem verheißenen Kongresse verknüpft. Die Deutschen waren allerdings in einem besonderen Zustande, wie keine der andern Nationen, mit denen sie verbündet den Sieg errungen hatten. Rußland und England, Schweden, desgleichen auch Preußen und Oesterreich standen da in alter, fester Gestalt, und brauchten

die Früchte des Sieges nur an sich zu ziehen und in das Bestehende aufzunehmen. Polen und Italien, schon längst ohne Selbständigkeit und auch von Napoleon nur mit einem Scheine derselben betört oder gereizt, folgten dem Lose der Eroberung, wobei sie nicht wesentlich zu verlieren schienen. Spanien, Portugal, Dänemark standen, wenn auch erschüttert, auf altem Boden. Die Niederlande erfreuten sich eines gewonnenen neuen Bestandes, die Schweiz ihrer teilweisen Erneuerung und allseitig ausgesprochenen Sicherheit. In Deutschland war alles zersetzt, das Aufgelöste zum Teil wieder neu gebunden, zum Teil preisgegeben und verloren. Die Franzosenherrschaft hatte hier am stärksten und nachhaltigsten, aber nicht gleichmäßig eingewirkt, sondern nach den Zeiten und Gegenständen verschieden.

Legte sich dem vorbereiteten politischen Entwicklungsgange dieses Gewicht deutscher Verhältnisse und Bedürfnisse drückend auf, so drang von anderer Seite ein politischer Einfluß heran, der ebenfalls in unerwartet begünstigten Anwachsungen die bisherigen Berechnungen verwirrte und bedrohte. Dies war der Einfluß des wiederhergestellten Frankreichs. Allerdings hätten früher die Sieger alle Macht und Befugnis gehabt, dem besiegten Frankreich den Zutritt zu Verhandlungen zu versagen, welche gleichsam der letzte Abschluß derjenigen Ereignisse und Bestimmungen sein sollten, durch die, ohne Frankreich und gegen Frankreich, dieses selbst erst wieder in seiner jetzigen Gestalt erstanden war. Es war jedoch von großer Bedeutung, den neuen Festsetzungen, welche die Grundlage des künftigen politischen Bestandes von Europa werden sollten, den Anteil und die Mitverpflichtung eines Staates nicht fehlen zu lassen, der seiner Lage und Beschaffenheit nach un-

fehlbar binnen kurzem wieder in die Reihe der großen Mächte zu treten berufen war.

Während aber die Geschäfte stockten oder ihren Anfang noch unsichtbar zu spinnen hatten, war der Weltschauplatz erfüllt von regem Leben, und in raschem Wechsel drängten sich Gestalten und Ereignisse. Die Anwesenheit der größten Herrscher, so vieler königlichen und fürstlichen Häupter, der höchsten Frauen, umgeben von der Blüte der vornehmsten Geschlechter aller Länder, rief in täglich wiederkehrenden Anlässen alle Pracht und Ueppigkeit der Kaiserstadt zu erneuerter Bewegung auf. Feste folgten auf Feste, die Schau- und Tanzlust erhielt volle Befriedigung. Treffend scherzte der alte Fürst von Ligne: „Le Congrès danse bien, mais il ne marche pas!“ und das glückliche Wort flog schnell durch ganz Wien, ja durch Europa, zum Ergötzen selbst derer, die es treffen konnte; denn wo ein Allgemeines krankt, fühlt sich der Einzelne kaum noch verantwortlich. An Glanz und Geschmack ragte besonders ein von dem Fürsten von Metternich gegebenes Fest hervor, wo die große Welt alles, was ihrer durch Schönheit und Auszeichnung würdig schien, herangezogen hatte. Ein zweites Fest, dessen Pracht und Herrlichkeit alles übertraf, was man bis dahin gesehen hatte, war ein Karussell in der wunderbar ausgeschmückten und erleuchteten Reitbahn, wobei besonders die österreichischen Kavaliere durch Prunk und Gewandtheit die Bilder einer fabelhaften Ritterzeit hervorriefen.

In einer andern, minder hohen, aber allgemein anziehenden und beschäftigenden Sphäre, in der des Theaters nämlich, erwarb die mimische Tänzerin Bigottini den größten Beifall und Ruhm. Von ihrer Darstellung der

Nina war der ganze Kongreß entzückt, und wiewohl Kenner manches an ihrer Kunst tadeln und sie namentlich mit der einst vielbewunderten Vigano nicht zu vergleichen fanden, so durften sie gegen die übermächtige, herrschende Bewunderung kaum laut werden. Unter den einheimischen Talenten glänzte vor allen die großartige Sängerin Anna Milder; sie war des tiefsten, allgemeinsten Eindrucks immer gewiß. Da hier des Theaters gedacht ist, so muß ich auch der Gastrollen der ausgezeichneten Künstlerin Auguste Brede gedenken, die durch ihr feines, gebildetes Spiel den schönsten Beifall gewann. Späterhin betrat die gewaltige Sophie Schröder die Bühne und setzte besonders die Ausländer in Erstaunen, die solche Wirkungen bisher nur bei dem französischen Theater möglich geglaubt hatten.

Nicht bloß der Abend, fast jede Tageszeit hatte ihre besondere Schaulust. Frühmorgens zogen die Truppen zu Paraden und Kriegsübungen aus, wobei sehr oft die Monarchen selbst in zahlreicher Begleitung erschienen und durch ihren Eifer gern einen Stand und ein Fach ehrten, dem sie ganz persönlich angehören wollten. Die Mittagszeit bot häufig die auserlesensten Musikaufführungen, worin von jeher Wien durch die außerordentlichen Hilfsmittel, sowie durch wahre Liebe und großartige Pflege der Kunst, sich hervortat. So lange das Wetter günstig blieb, war die Bastei der allgemeine Versammlungsort zum Spazierengehen. Hier sah man Arm in Arm den Kaiser Alexander mit dem Prinzen Eugen von Beauharnais, den Fürsten von Metternich mit dem Herzoge von Koburg, in Haltung die schönsten Erscheinungen, die man sehen konnte. Dagegen schritten Lord und Lady Castlereagh beim hellen Sonnenlichte wie zum Maskenballe einher, und merkten

nicht, wie sehr sie bemerkt wurden. Die beiden Großfürstinnen, Katharina, verwitwete Herzogin von Oldenburg, und Maria, Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar, die geliebten Schwestern des Kaisers Alexander, gewährten das schönste Bild der mit herrscherlicher Hoheit vereinten Frauenhuld und Liebenswürdigkeit. Nicht ohne freudigen Anteil vernahmen diejenigen, welche in der Großfürstin Katharina die seltenste Begabung geistigen Hochsinns und leuchtenden Verstandes näher zu würdigen imstande waren, daß diese Prinzessin aufs neue Landesmutter zu werden bestimmt sei, ein Name, den sie als Königin von Württemberg später im wahren Sinne großartig bewährte. Leider sollte der schöne Beruf dieses Lebens nicht von langer Dauer sein! Glücklicher war hierin Weimar. Noch heute strömen ihm ununterbrochen die Segnungen des Ernstes und der Anmut, welche sich dem Dasein und Wirken einer hohen Frau verbinden, von der Goethe mir einst mit Wahrheit schreiben konnte, daß sie jeden Stand zu erhöhen imstande gewesen wäre, und selbst auf dem höchsten noch persönliche Bewunderung erregt. Ferner sah man den zwar im letzten Kriege nicht zum Befehlshaber berufenen, aber nichtsdestoweniger in Ruhm strahlenden Erzherzog Karl, den tapferen, ebenso ritterlichen als freisinnigen Prinzen Wilhelm von Preußen*, den in frischestem Kriegsruhme ausgezeichneten Kronprinzen von Württemberg mit dem Freiherrn vom Stein; den schon früh für das Vaterland wie für Kunst und Bildung erglühten Kronprinzen von Bayern, mit dem Sieger von Hanau**, dem Feldmarschall

* Der spätere Kaiser Wilhelm der Große.

** Hier irrt der Verfasser. Wrede wurde in der Schlacht von Hanau am 30. Oktober von Napoleon geschlagen.

Fürsten von Wrede; den Großherzog von Baden, jung, blaß, ungünstig angesehen und wie zum Opfer vorherbestimmt; die Großherzogin von Sagan nebst ihren Schwestern; den Grafen und die Grafin von Bernstorff, letztere eine der ersten Schönheiten des Kongresses; die Grafen Kapodistrias und Pozzo di Borgo*; den Kardinal Consalvi und an seiner Seite Bartholdy, der ihm die Menschen und Verhältnisse erklärte; den jungen Marquis von Custine mit dem Grafen von Noailles; den Großherzog von Sachsen-Weimar, auch hier der leutselige Fürst voll geistiger Aufmerksamkeit und menschenfreundlichem Sinn. Doch jedes Aufzählen ist hier ein törichter Versuch. Mit einem Worte, ganz Wien und der ganze Kongreß flossen hier in bunter Mischung durcheinander, und man konnte die Bastei eine diplomatische Börse nennen, wenn auch die Geschäfte gar nicht zur Sprache kamen. Nur Gentz und Humboldt, bemerkte man, wurden niemals dort gesehen, worin man etwas Bezeichnendes finden wollte. Dagegen versuchte der badische Forstjunker von Drais in diesem Gedränge seine fußgetriebenen Wagen und seine damals neuerfundenen Draisinen**, welche der Großherzog von Weimar die fahrende Ritterschaft unserer Tage nannte, und in denen der Doktor Jassoy deutliche Sinnbilder der Kongreßbewegung sehen wollte.

* Napoleons Landsmann und geschworener Feind. Er stand in russischen Diensten und wurde vom Kaiser Alexander sehr begünstigt. Zum Sturze Napoleons trug er infolge seines großen Einflusses auf den Zaren viel bei.

** Vorläufer des Zweirades.

Zweites Kapitel.

Bedeutende politische Persönlichkeiten. — Die Monarchen Franz, Alexander, Friedrich Wilhelm, die Könige von Bayern und Württemberg u. a. — Österreichische Diplomaten. Metternich und Gentz. — Preußische Staatsmänner: Hardenberg und Humboldt. — Frankreichs Minister Talleyrand.

Nach so vielem Vorläufigen und Nebensächlichen, welches doch in unserem Falle, wie fast immer im Leben, mit den Hauptsachen nahe zusammenhängt und sie vielfach bedingt, müssen wir wohl wieder mit einigen Worten der Geschäfte gedenken, welche rasch genug mit steigendem Ernst und Nachdruck zur Sprache kamen. Zuvörderst aber dürfen wir eine Reihe von Bildnissen derjenigen Männer vorüberführen, denen die Verhandlungen vorzugsweise anvertraut waren, und von deren Einsicht, Gesinnung und Geschicklichkeit sie großenteils abhingen.

Den Hauptstamm des Kongresses bildeten die Mächte, welche den Pariser Frieden unterzeichnet hatten; nächst ihnen waren für die Anordnung der deutschen Sachen die deutschen Regierungen zur Teilnahme berufen, außerdem aber auch alle sonstigen politischen und selbst privaten Ansprüche, die hier Erledigung hoffen durften, zu Gehör verstattet. Die persönliche Gegenwart der Machthaber schien ein großer Vorteil, sowohl für diese selbst als für die Verhandlungen, welche dadurch manchen Zweifeln und Weitläufigkeiten entrückt werden konnten. Doch hatten sich nicht alle Monarchen eingefunden, sondern einige der wichtigsten bloß ihre Bevollmächtigten gesandt.

Der Kaiser Franz stand allgemein in dem Rufe eines schlichten, gutmütigen, wenig unterrichteten, aber klar-

sehenden und mit launigem Mutterwitz begabten Mannes, der aufrichtig das Wohl seiner Völker wünschte, starr und fest an Recht und Gesetz halte, übrigens aber seinen Sinn, besonders in politischen Sachen, dem Rat und der Leitung der damit Beauftragten gern unterordne Seine schmächtige, fast kümmerliche Gestalt, sein unbeholfenes und doch zwangloses Benehmen, seine für jedermann freundliche Offenheit, und besonders seine ungezierte, volksmäßige Mundart und Sprechweise, hatten ihm bei dem Volk eine zärtliche Teilnahme und herzliche Zuneigung gewonnen, die durch die wiederholten Unglücksfälle sich zu begeisterter Liebe steigerte, besonders dem Feinde gegenüber, dem man auf solche Weise noch trotzen konnte. Aber die Hülle dieses Charakters hegte einen Keen ganz anderer Art! Franz, ein geborener Italiener und unter Italienern aufgewachsen, hatte nur den Schein deutscher Gutmütigkeit und Bescheidenheit, den er doch mit kluger Benutzung der dargebotenen Hilfsmittel lange zu behaupten wußte Im Hintergrunde hegte er ganz andere Eigenschaften. Er war eigensüchtig, verschmitzt und argliftig, voll Eifersucht auf seine Macht, mißtrauisch gegen seine Nächsten, gehässig und rachsüchtig gegen alles, was ihn unangenehm berührte, daher der Feind alles Ausgezeichneten, Selbständigen, ein geborener Gönner alles Mittelmäßigen und Geringen; zu kurzsichtig und unsicher, um eigene Entschlüsse zu fassen Zu schwach und zu feig, um bei den gefaßten zu beharren und sie auszuführen, fühlte er stets die Qual, fremden Einflüssen unterworfen zu sein, und hegte die Neigung, dies auch an denen zu rächen, die ihm am treuſten und erfolgreichsten dienten Mit großer Selbstverleugnung strebten seine Leiter, stets ihm den Anschein

der Kraft und des Mutes zu erhalten, die ihm gänzlich fehlten. Besonders wandte der Fürst von Metternich, ihrem auch für sich selber ein Gebot der Klugheit erfüllend, den größten Ernst und Eifer an, dem Kaiser den Ruhm und die Ehre jedes Erfolges zuzuschreiben. Daß ihm dies in einer Art gelang, die den Kaiser glauben lassen konnte, es sei aufrichtig gemeint, trug gewiß nicht wenig dazu bei, die seltene Ausdauer eines Ministers zu bewirken, der zu diesem Herrn in keiner Weise zu passen schien. Metternich war ohnehin jetzt durch den Gang der Dinge getragen, der hingegen die früheren Einflüsse gelähmt hatte. Die geistvolle Kaiserin — die dritte Gemahlin des Kaisers, dem für seine Sinnlichkeit die Ehe am bequemsten war — fühlte sich durch vergeblichen Kampf und durch Kränklichkeit erschöpft; die Erzherzöge waren beseitigt, andere Gegner waren wenig zu fürchten. So hatte Metternich allerdings in den Hauptsachen jetzt unbestritten das Heft in den Händen. Damals war fast die ganze Welt über den Charakter des Kaisers Franz getäuscht; doch gab es in Oesterreich eine nicht kleine Zahl von Personen, die ihn vollkommen durchschauten, unter andern Gentz, der auch scharfe Umrisse zu seiner Zeichnung niedergeschrieben hat. Später ist die öffentliche Meinung durch die in den langen Regierungsjahren sichtbarer gewordene Sinnesart des Kaisers und durch manche unerwartete Enthüllungen sehr von der günstigen Vorstellungsweise zurückgekommen.

Ganz verschieden verhielt es sich mit dem Kaiser Alexander. Für ihn bestand kein erlogener Schimmer, keine durch Zufall und Absicht erwirkte falsche Schätzung. Man wußte ziemlich genau, was man ihm zuzurechnen und was man von ihm zu erwarten habe. Von ursprünglich edlen

und wohlwollenden Regungen erfüllt, zu menschenfreundlichem Freisinn erzogen, hatte er in unglücklichen Familienverhältnissen zwar frühzeitig die Kunst der Verstellung lernen und üben, sowie manches düstere Unglück erfahren müssen; aber je mehr er in Jahren und Erfolgen fortschritt, desto mehr entschlug er sich den Angewöhnungen aus jener Zeit; und wie weit seine Geistes- und Willensfähigkeiten gingen, lag der Welt ziemlich offen Was früher in ihm romantisch, ritterlich und galant gewesen war, das hatte sich nach Erschöpfung sinnlichen Genusses in eine fromme Richtung geworfen, die doch der galanten noch nicht alle Nebenwege verschloß Seine Tanzheit abgerechnet, war er eine wohlgefällige Erscheinung, durch Geistesbildung und Redegewandtheit ausgezeichnet, für Beifall sehr empfänglich Die persönliche gesellschaftliche Stellung war ihm fast wichtiger als die politische Doch unterzog er sich den Aufgaben seiner Stellung mit Eifer und Gewandtheit. Er entschied und bestimmte vieles unmittelbar nach eigenem Antrieb und Gutdünken Er wußte seine Vorteile wie die Schwächen der Gegner schlau zu handhaben, und sein Willen und Benehmen kamen bei allen Unterhandlungen in Betracht Aber die russische Staatskunst hatte damals sehr einfache Aufgaben Sie lagen durch die Natur der Dinge gebieterisch vorgezeichnet, und Alexander brauchte, um vor- und durchzudringen, nur die Kräfte wirken zu lassen, die schon im Gange waren. Ihm schmeichelte wohl, sich als den Lenker der Staatssachen zu denken, und er versuchte später noch mancherlei, um als Schöpfer darin aufzutreten; indes ist er wohl selbst von seiner Zulänglichkeit nie überzeugt gewesen, und das Gefühl des Mißlingens hat später seine Tage abkürzen helfen

In dem Könige von Preußen ist ein gerechter und gemäßigter Sinn von jeher mit Recht geschätzt worden. Er mißtraute leicht sich selber und folgte gern der Einsicht und dem Entschlusse anderer, wenn er deren Fähigkeiten einmal anerkannt hatte. Doch behielt er sich stets Aufsicht und Tadel vor und wußte alles, was zu frei und kühn sich aufschwang, herabzustimmen und zu beschränken. Trocken, verdrießlich und schweigsam, gewann er doch durch Wohlmeinung und Güte, die auch in jenen Formen sich auszudrücken verstanden, die Herzen leicht. Aber die Enge seines Gesichtskreises, sein Hang zum Kleinen und Gewöhnlichen, seine Bedenklichkeit und sein Zögern im Beschluß, machten es sehr schwierig, Staatsgeschäfte und besonders so außerordentliche, wie der Kongreß sie auferlegte, mit ihm zu bearbeiten. Auch fing schon damals, nach den großen Kriegserfolgen, das früher schlummernde Selbstgefühl, König und Herr zu sein, starker sich zu regen an, ohne doch die solchem Selbstgefühl entsprechende Willens- und Tatkraft aufzuwecken. Trotz alles Lobes, das diesem Fürsten reichlich gezollt worden, und das er großenteils in Wahrheit verdient, wird die Geschichte nicht unterlassen können, auch gewichtige Stimmen anzuführen, die seine persönliche Regierungsweise großer Schwachheit und Kleinmütigkeit zeihen, und selbst seiner gepriesenen Gerechtigkeit den Flecken des Wortbruchs und der Fahrlässigkeit nachweisen, daß er seinem Volke die versprochene Verfassung vorenthalten und Tausende seiner Untertanen dem Haß und der Willkür verfolgungssüchtiger Behörden und augendienerischer, dummer Beamten preisgegeben, wobei er sich mit dem Schein rechtlichen Verfahrens beruhigt und nicht einmal wahrgenommen habe, daß sogar dieser oft fehlte! —

Diese Monarchen, welche bisher, obwohl Alexander und Friedrich Wilhelm persönlichen Mut hinreichend bewiesen, in den Kriegssachen die Oberleitung nicht geführt hatten, führten dieselbe jetzt ebensowenig in den politischen Verhandlungen. Sie überließen deren Richtung dem allgemeinen Drange der in Staat und Volk eben wirksamen Ansprüche und Forderungen. Der Gang blieb den Ansichten und Geschicklichkeiten der Staatsmänner anheimgegeben, in deren Händen die Geschäfte gerade lagen. Der politische Teil des Kongresses war daher von dem Einflusse jener Persönlichkeiten nur wenig bedingt, keine drückte den Ergebnissen das Gepräge eines bestimmten Charakters auf. Aber ganz ohne Wirkung blieben sie auch nicht, sie mußten immerfort berücksichtigt und bearbeitet werden, und so gab sich denn ihre Gegenwart besonders durch Hemmungen und Schwierigkeiten kund. Sie hatten zum Fördern keine Kraft, aber zum Hindern und Stören waren sie stark genug, da ihr herrscherliches Ansehen doch nie bloßzustellen und ihr gelegentliches Meinen durch offenen Widerspruch nicht aufzuheben war.

Von deutschen Fürsten sind noch die Könige von Bayern und Württemberg zu erwähnen, dann der Großherzog von Baden und der Herzog von Weimar. Der König Max Joseph von Bayern galt als ein guter Gesell, der mit jedermann in behaglicher Laune verkehrte und Stand und Würde nur zu haben schien, um sie abzulegen, wodurch er den Vornehmen oft Aergernis gab. In Staatssachen hatte er weder Stimme noch Meinung; er folgte, überzeugt oder nicht, den Anstößen, die er empfing. Dagegen war der König Friedrich von Württemberg nicht ohne politischen Blick und Willen, aber seine Hoffart

und Gewaltsamkeit, seine Laster und Tücken hatten ihn bei Hohen und Niedern verhaßt gemacht, wie denn auch die Ueberfülle seines plumpen Leibes jedermann widrig sein mußte. Er versuchte trotzig aufzutreten, sah aber bald, daß er nichts vermochte, und eilte nach Hause, wo seine aufgeregten Untertanen ihm zu schaffen machten. Der Großherzog von Baden galt für dumm und schlecht, war aber beides nicht, sondern trug nur die Folgen eines Geschickes, welches auf seiner Jugend gelastet und seine reichen Anlagen erstickt oder gelähmt hatte. Sein entkräftetes Wollen wirkte nur als Nichtstun, und hierdurch konnte er sogar einige Wirksamkeit auf die deutschen Verhandlungen ausüben. Eine selbsttätige Wirksamkeit auszuüben war gewiß der Herzog von Weimar berufen; seine Verhältnisse und persönliche Geltung konnten nicht günstiger sein; doch im Gedränge so vieler Mächtigerer mußte sein politisches Gewicht sich in der Bedeutung halten, welche sein Land ihm gab.

An der Spitze des Kongresses, wenn wir die Monarchen selbst, wie billig, außerhalb der diplomatischen Kategorie lassen, stand unleugbar der Fürst von Metternich. In ihm erkannte man schon im voraus den Präsidenten dieser hohen Versammlung, die ihn auch bald ausdrücklich dazu erwählte. Da Oesterreich gleichsam den Wirt machte, die Eingeladenen bei ihm zu Gaste und in Obhut waren, so vereinigte der Minister dieses Staates mit dem vollwichtigen Ansehen, das ihm als solchem überall gehören mußte, das ihm auch in Paris und London nicht hätte fehlen können, und mit der ohnehin wirksamsten Geltung der bedeutenden Persönlichkeit, zugleich allen Vorzug und Einfluß, den das Zuhausesein, das Zugebotestehen der ganzen

Oertlichkeit, mit einem Worte das Recht des Wirtes, hier unberechenbar gewährte. Ich habe von der schönen und einnehmenden Erscheinung des Fürsten schon bei anderer Gelegenheit gesprochen, über seine staatsmännische Bedeutung und Eigenheit im allgemeinen manches aufgezeichnet, was aber in spätere Zeit als die des Wiener Kongresses fällt und hier daher noch keine Stelle findet. Demnach muß ich mich für diesesmal darauf beschränken, einige der Züge, welche sich während des Kongresses darbieten, vorläufig einzutragen, bis der Augenblick sich ergibt, wo die Ausführung eines solchen Bildes zu versuchen sein wird.

Die persönliche Bedeutung des Fürsten zeigte sich schon in dem merkwürdigen Umstande, daß ihm, dessen Vorrang alle Bevollmächtigte anerkannten, auch der Kaiser Alexander, der von den Monarchen am meisten persönlich in politische Verhandlung einging, für solchen Fall kaum noch als ein Höherer gegenüberstand, sondern der russische Kaiser und der österreichische Minister als zwei gleiche Kämpfer auf demselben Boden geraume Zeit um den Preis des Sieges rangen. Anfangs schien das Verhältnis als ein durchaus günstiges, und hätte als ein einträchtiges unwiderstehlich alle anderen Verhältnisse des Kongresses beherrschen müssen. Allein es erfolgten Abweichungen, Verstimmung und endlich völlige Entzweiung, wobei doch der gute Grund unerschüttert blieb, auf welchem die achtungsvolle Anerkennung nie verloren ging und späterhin rückhaltloses Vertrauen sich wieder erzeugen konnte.

Die den Umständen entsprechendste und dadurch wichtigste und brauchbarste Tätigkeit war ohne Zweifel in Gentz vorhanden. Der österreichische Hofrat stand sichtbar weit über diesem äußeren Rang und genoß eines europäischen

Ruhmes und Ansehens. Seine Stellung in den österreichischen Staatsgeschäften gab ihm schon Bedeutung genug, aber als Führer des Protokolls der Kongreßberatungen, als Mitglied so mancher Ausschüsse und Kommissionen, als kundiger Berater und lichtvoller Darsteller, wurde er nach allen Seiten auch den höchsten Personen wichtig, und die ersten Staatsmänner gingen mit ihm auf dem Fuße der Gleichheit um. Damals konnte kein Zweifel aufkommen, wer Gentz sei und was es mit ihm auf sich habe. Die Beteiligten wußten es nur zu gut und suchten die Früchte seines Geistes und seines Talentes für sich zu ernten. Er vermochte vielerlei Ansichten zu erfassen, mannigfache Interessen dialektisch zu vertreten, und sein Gespräch wurde durch seinen Reichtum belehrend für Freund und Feind. Aber wo es bestimmte Fragen galt, wirkliche Festsetzungen von unmittelbarer Anwendung, da verleugnete sich seine glänzende Beweglichkeit, und wer ihn europäisch oder englisch oder vorzugsweise deutsch oder auch etwa vor alters her noch etwas preußisch wünschte, der fand ihn zunächst und hauptsächlich doch nur österreichisch. Dafür mußte er viel Mißwollen und Gehässigkeit von seiten derer leiden, deren eigenwilligen Erwartungen er nicht entsprach. Daß er einer der wichtigsten, tätigsten und geschicktesten Männer auf dem Kongreß gewesen, bezeugt auch ausdrücklich Herr von Gagern, der mit ihm unmittelbar zu verhandeln hatte. Humboldt rühmte von ihm, daß unter seinen Händen nichts ungeschickt bliebe, und daß immer, wo er eingriff, die Sachen eine angemessene, haltbare Gestalt bekämen.

Preußen war bei dem Kongresse auf reiche und vortreffliche Weise vertreten. Der Fürst von Hardenberg hatte den ungemeinen Vorteil, als Staatskanzler an der Spitze

nicht nur der auswärtigen Angelegenheiten, sondern aller Zweige der Staatsverwaltung zu stehen. Sein Alter, seine durch vielfache Lebens- und Staatsgeschicke bewährte Erfahrung, seine neueste durch die glänzendsten Erfolge bezeichnete Laufbahn, sein munterer, umsichtiger Geist und seine menschenfreundliche Liebenswürdigkeit, alles vereinigte sich, ihm das größte Ansehen und die wirksamste Bedeutung zu geben. Zahlreich waren in Wien die ausgezeichnetsten Staatsmänner versammelt, jedes Verdienst und jeden Vorzug sah man hier glänzen, aber unter den Hochbejahrten konnte keine Persönlichkeit dem Fürsten von Hardenberg den Preis der edlen, ausdrucksvollen, durch Würde und Milde wohltuenden Erscheinung streitig machen, wie unter den im kräftigsten Mannesalter stehenden dieser Preis ebenso sehr dem Fürsten von Metternich gebührte. Hardenberg war noch in seinen weißen Haaren ein schöner Mann, dem man es ansah, welch außerordentliches Glück er einst bei Frauen gehabt hatte, ja, der diesem Lebenskreise noch jetzt weniger nachging als begegnete, und dem die gesellige Welt in jeder Weise nur immer Gunst und Vorteil darbringen mußte. Dabei litt er an einem Gebrechen, das die damit Behafteten verdrießlich zu machen pflegt, ihn auch in der Tat gewaltig hinderte, jedoch seine heitere Anmut nie störte, und auch seiner lebhaften, scharfen und geistreichen Auffassung wenig Eintrag tat. Er war nämlich harthörig, nach wechselnden Umständen bald mehr bald weniger, doch immer beschwerlich genug für ihn und die andern, und die ihm nicht sehr vertrauten Stimmen wurden ihm nur durch erhöhte Stärke oder durch reine Volltönigkeit verständlich.

Ihm als Kongreßgesandter zur Seite stand der Frei-

Herr Wilhelm von Humboldt. Zwischen ihm und dem Staatskanzler bestand während der ganzen Dauer des Kongresses das vertraulichste, ungetrübteste Einverständnis, und beide Männer ergänzten einander im besten Sinne. Der Mut und Fleiß beider Männer wetteiferte in jeder Anstrengung. Was Humboldt während des Kongresses alles gearbeitet, und wie umsichtig, gediegen, sorgfältig, mit welcher Strenge und Unermüdlichkeit, das übersteigt allen Glauben.

Wollte man fragen, wieso diese herrlichen Gaben und Kräfte, besonders die so glücklich vereinigten Talente Hardenbergs und Humboldts, nicht größere Erfolge gehabt, auf dem Kongresse nicht entscheidender gewirkt haben, sowohl für Preußen unmittelbar, als für die von demselben vertretenen Grundsätze, — so müssen wir die also Fragenden, in wie großer Zahl sie auch sein möchten — unbedenklich einer irrigen Voraussetzung, einer falschen Beurteilung der Möglichkeiten und Wirklichkeiten zeihen. Uns hat die ruhige Betrachtung und fortgesetzte Erwägung dieser Dinge im Verlauf der Jahre den Schluß aufgedrängt, — was allerdings im Augenblick selbst anders scheinen konnte, — daß, wie die Verhältnisse einmal waren, Preußens Beteiligung bei dem Kongresse in keiner Hinsicht eine zurückstehende gewesen, sondern daß der Ertrag und Gewinn, wenn auch nicht vollkommen der gewünschte, doch immer ein außerordentlicher gewesen ist. Wenn eine sehr verbreitete Meinung diese Ansicht noch heute, oft mit bitterer Anklage und schwerem Seufzen, bestreiten möchte, so ergibt sich hieraus nur die Höhe der Ansprüche, zu welcher die Nation sich durch die Erfolge selbst gesteigert hat.

Die Vertretung Frankreichs ruhte auf vier Namen,

von denen aber der des Fürsten Talleyrand die andern weit überragte. Ueber den berühmten Erzdiplomaten ist so viel geschrieben worden, von Thiers an, der ihm mit eindringendem Blicke in das geheimste Innere nachgegangen, bis hinab zu dem sittenrichterlichen Eifer, der ihn plump einen Schuft nennt, — daß es schwer sein würde, hier über sein Wesen etwas Neues zu sagen. Die Rolle, welche er auf dem Wiener Kongreß in zwei Richtungen, erst trennend und dann einend, mit Geschicklichkeit und Erfolg gespielt, tritt in den Ereignissen sprechend genug hervor. Was für ein Bild aber der merkwürdige Mann, teils durch sich selber, teils durch das aus seiner Nähe über ihn Aufgenommene, mir von sich zurückgelassen, das darf ich wohl hier einschalten, indem ich das Urteil jener Zeit in der Hauptsache auch noch für das heutige geben kann: Talleyrand gehörte zu denjenigen Menschen, welche das Leben durch mancherlei Wechsel am Ende doch nur zu deutlicher Selbstsucht führt. Das Gefühl der Freiheit, das ihn in früherer Zeit wirklich beseelte, war nicht stark genug, den Ereignissen zu widerstehen. Ebensowenig bestand die Vorspiegelung vaterländischen Ruhmes und Nutzens, die seinen Anteil an Napoleons Staatsführung veredeln sollte, und die er andern, und auch wohl sich selbst, einzureden suchte. Der persönliche Nutzen bestimmte die Anschließung an die Bourbonen, wie früher die an Napoleon. Diese Triebfeder bildete sich bei ihm desto mehr in Geldgier aus, je schlimmer ihn frühere Armut gedrückt hatte, und es scheint bei ihm der Hauptgrundsatz alles Handelns geworden zu sein, um jeden Preis die Wiederkehr solchen Druckes zu vermeiden. In seinem ganzen Benehmen scheint das Priestertum noch durch, dem er zuerst angehörte. Die Ver-

schlossenheit, die Ruhe, die gesellige Leichtigkeit, der nachdrückliche Ernst und geistreiche Witz, welche sich in ihm vereinen, haben viel Priesterart. Er weiß sehr gut, daß seiner innern Ueberlegenheit sein äußeres Auftreten nicht entspricht, und hält dieses daher mit Fleiß in engen Schranken. Den schwärmerischen Ideen, die ihn nicht mehr beherrschen, hat er darum noch nicht alle Neigung entzogen, im Gegenteil, er nimmt mit Vorliebe die Richtungen seiner Jugend wieder auf, und ließe sich sein Eigennutz mit den früheren Gestaltungen verbinden, sähe er diese am liebsten wieder die Welt beherrschen. Man darf bezweifeln, daß er es mit den Bourbonen ernstlich meine oder wenigstens zu der alten Bahn der Orleansschen Faktion hinneige. Auf gleiche Weise, wie an jenen Ideen, hält er auch an seinen alten Freunden fest, mit aufrichtigem Herzen und treuem Sinne. Es müßte schon arg kommen, daß er sie verleugnete. Die Gelehrten und Schriftsteller begünstigte er auf alle Weise und sucht sie für sich zu gewinnen, weil er ihren stillen Einfluß wohl zu würdigen weiß. Die große Erfahrung und Uebersicht, die er zu den Geschäften mitbringt, und die Geistesschärfe, mit der er gleich das Nächste wirksam faßt und bewegt, würden ihn bei dem Kongresse mehr, als er es schon ist, bedeutend machen, wäre ihm nicht die Achtung der Besseren entzogen, und raubte sein verstecktes und ränkesüchtiges Wesen ihm nicht das Vertrauen selbst derer, die ihn beauftragt haben. Er arbeitete wenig und ungern, und sein größtes Talent ist, andere für sich arbeiten zu lassen, und selbst die bedeutendsten Menschen in dieser Art sich unterzuordnen. Ueberhaupt versteht er besser, die auf seiner Seite wirkenden Menschen, als die ihm Gegenüberstehenden zu gebrauchen.

Wo es aufs Handeln ankommt, läßt er sich durch nichts beirren, kennt weder Liebe noch Haß, folgt keinem Nebeneindruck, sondern ganz einfach und bestimmt seinem wohlüberlegten Vorhaben. Keine fremde Eigenschaft wirkt auf ihn, und es bliebe wenig gegen ihn auszurichten, wenn er nicht doch das Geld zu sehr liebte und die Waffenentscheidung immer fürchtete.

Drittes Kapitel.

Verhandlungen des Kongresses — Ansprüche der kleinen Staaten — Die polnische und sächsische Frage. — Frankreichs verhängnisvoller Einfluß. — Kriegsgefahr — Wertvolle Wiener Sammlungen. — Musikalische Genüsse. — Ein Besuch bei Beethoven. — Friedliche Lösung der polnischen und sächsischen Frage durch Nachgeben Rußlands. — Antrag Talleyrands, Napoleon auf eine entferntere Insel zu verbannen. — Neue Festlichkeiten in Wien. — Zacharias Werner — Napoleons Landung in Frankreich

In der Mitte des Novembers waren die Beratungen des Ausschusses für die deutschen Angelegenheiten unterbrochen worden. Die Bevollmächtigten der in jenem Ausschuß nicht vertretenen deutschen Staaten erhoben den bestimmten Anspruch, an den Verhandlungen teilzunehmen. Sie waren deshalb schon zusammengetreten und handelten als Körperschaft. Baden trat mit gleichem Anspruche für sich allein und fast allzu trotzig auf. Sein Bevollmächtigter, der Minister von Hacke, der für eine solche Aufgabe weder Haltung noch Bedeutung genug hatte, verließ Wien, und die ihn ersetzenden badischen Diplomaten, unter ihnen auch der Oberkammerjunker von Berstett, konnten ebensowenig

die begonnene Rolle durchführen. Nun brachten auch die Mediatisierten ihre Begehren vor, und das Gedränge wurde immer größer. In dieser schwerfälligen Verwirrung von Ansprüchen und Forderungen, gerechten, doch unhaltbaren, ungerechten und doch nicht zu beseitigenden, statthaften und unstatthaften, bewegte sich wunderbarerweise die deutsche Sache doch immer vorwärts, und der Eifer und Fleiß der damit Beauftragten ließ nicht nach, den Schwall dieser Angelegenheiten so unverdrossen zu bearbeiten, zu sichten, zu erhellen, bis nach und nach das Ganze, an dem schon viele verzweifelten, doch endlich zu einiger Gestalt gelangte.

Den Vordergrund aller mannigfachen Bewegung nahmen aber fortwährend die Gebietsfragen ein, welche das Schicksal Polens und Sachsens betrafen, und für die sich die Teilnahme täglich steigerte. Daß Sachsen mit Preußen vereinigt werden sollte, war von allen verbündeten Hauptmächten schon völlig zugestanden, die andern aber hatten hierbei nicht einzureden, als insofern man es ihnen gestattete. Eine andere Frage jedoch war die Vereinigung Polens mit Rußland. Der Kaiser Alexander hatte seine Forderungen in dieser Beziehung nie bestimmt angegeben, sondern nur immer allgemein ausgesprochen, daß Rußland in Polen, Preußen in Deutschland und Oesterreich in Italien ihre Entschädigungen und Gewinne zu nehmen hätten. Auch hierüber war man einverstanden, aber nicht über das Maß der Ausführung. Die russische Macht schien im Glanze des Sieges mit jedem Tage bedeutender; sie bis an die Weichsel vorrücken zu sehen, flößte die stärksten Besorgnisse ein. Oesterreich und England tauschten zuerst ihre Bedenken aus, und Frankreich sprach, anfangs noch schwachen, aber bald schon stärkeren Lautes, in ähnlichem

Sinn. Trat auch Preußen noch bei, so stand Rußland allein, und man durfte hoffen, dessen Erwerbungen durch gemeinsamen Widerspruch nach Wunsch einzuschränken. In dieser Voraussicht wurden die Fragen über Polen und Sachsen eng verflochten, und Preußens Ansprüche auf Sachsen schienen dann am wenigsten bestritten, wenn seine Stimme mitwirken würde, die Ansprüche Rußlands in Polen zu beschränken. Jedoch eine solche Abwendung Preußens von Rußland war undenkbar. Die persönliche Zuneigung der Herrscher, die siegreiche Waffenbrüderschaft der Kriegsheere und selbst die Stellung der politischen Verhältnisse, sowohl im ganzen als namentlich für Preußen, knüpften und geboten die strengste Anschließung. Der Widerspruch der gegenüberstehenden Mächte gegen Rußland hinsichtlich Polens dehnte sich nun auch gegen Preußen wegen Sachsen aus.

Die sächsische Frage erhob sich aber auch aus eigenen Kräften und wurde der Kampfplatz, wohin alle Mittel des Angriffs und der Verteidigung sich zusammendrängten. Frankreich fand hier den günstigen Ansatz neuen politischen Einflusses. Die angestammten Herrscherrechte als unverlierbare darzustellen, entsprach der eigenen Lage der Bourbonen, und in dem Könige von Sachsen den treuen Verbündeten — nicht sowohl Napoleons als Frankreichs — zu retten, zugleich aber den verhaßten Siegern den Gewinn zu schmälern, entsprach der nationalen Stimmung der Franzosen. In Sachsen selbst tauchten die alten Verhältnisse und Neigungen, die der Krieg niedergehalten, wieder auf und verstärkten sich durch die Fortdauer der tatsächlichen Unentschiedenheit, in der alles schwebte. Auch im übrigen Deutschland traten Zweifel und Ueberlegungen hervor, an

die früher kaum gedacht worden war. Besonders schien Bayern die neue, sich befestigende Größe Preußens mit Eifersucht anzusehen. Auf diese Weise fand die schon schwebende politische Frage mannigfach nachdrückliche Anregung.

Indes war die Sache Preußens in der öffentlichen Meinung wohl gegründet und hatte in Deutschland nachdrückliche Zustimmung. Der Franzosenhaß, wie er in Stein lebte, die Vorstellung, Preußen müsse als Kern eines kräftigen, unantastbaren Deutschlands groß und stark sein, die Hoffnungen eines leidenschaftlichen, auch in Sachsen durch die Kriegsereignisse vielfach aufgeregten Volksgeistes, und noch sonstige Triebfedern und Gründe sprachen laut und kräftig für Preußen. Zu den Heerführern und Staatsmännern, welche man hier an der Spitze der Angelegenheiten sah, hatte man allgemein das größte Zutrauen; es schien nur Gewinn, sich hier anzuschließen, hier mitzugehen.

Die Störung, welche dieser Gegenstand in die Einigkeit der Kabinette von Österreich und Preußen warf, blieb noch in mäßigen Schranken, und sowohl Metternich als Hardenberg waren persönlich bemüht, die Wirkung nicht auf die deutschen Verfassungssachen übergehen zu lassen. Auch von seiten Englands mischte sich gegen Preußen keine Bitterkeit ein. Lord Castlereagh, der kurz vorher die Ueberlassung Sachsens an Preußen für gerecht und zweckmäßig erklärt hatte, entschuldigte seine nunmehr entgegengesetzte Meinung kläglich damit, daß er die Kämpfe berücksichtigen müsse, die er nach dem Kongresse im Parlament zu bestehen haben würde. Um dem englischen Staatssekretär in dieser Sache freiere Hand zu machen, wäre es nützlich gewesen, daß unsere Geschäftsführer in London sich mit den Häuptern der Opposition unmittelbar verständigt hätten,

da diese für manche Vorstellungen und Aufschlüsse vollkommen zugänglich waren und überhaupt ihre Angriffe nur auf ihren Minister richteten, gegen Preußen selbst aber keine Feindschaft hatten. Indes fehlten zu solchen Annäherungen die Wege, und Mut und Geschick, sie zu bahnen. Heftiger und feindlicher aber stellte sich die Einsprache jener beiden Mächte gegen Rußland, und der Kaiser Alexander schien mehrmals im Begriff, alle weitere Verhandlung abzubrechen.

Der Kaiser von Rußland erkannte den Zusammenhang seiner Sache mit der preußischen und war nur bedacht, diesen durch enge Bundesgenossenschaft zu befestigen. Höchst wichtig war für die politische Lage der Umstand, daß die in Frage stehenden Länder bereits von russischen und preußischen Truppen besetzt waren. Polen, im Umfange des von Napoleon gestifteten Herzogtums Warschau, befand sich als Eroberung, welche von den Russen allein vollbracht worden war, ganz natürlich in deren Gewahrsam. Sachsen aber, durch die verbündeten Waffen erobert, war gemäß der gemeinsam angeordneten Austeilung den russischen Behörden untergeben. Um die künftigen Verhältnisse klar auszusprechen und tatsächlich zu befestigen, hatte Hardenberg den Kaiser Alexander früh dazu veranlaßt, Sachsen den Preußen zu überlassen. Die Russen erhielten Befehl abzumarschieren, sowie die Preußen einrücken würden, die unter dem General von Gaudi längst hierfür bereit standen. Aber als Hardenberg den König aufforderte, den nötigen Befehl an Gaudi zu senden, wollte der König sich nicht entschließen. Er fürchtete den Eindruck, wenn er dies ohne Einverständnis mit Oesterreich und England täte, die doch nichts anderes erwarteten. Er

wollte nicht den Schein erwecken, Sachsen zu nehmen, er wollte es sich aufdringen lassen. Vergebens bot Hardenberg Tag für Tag alle Beredsamkeit auf, den König zu überzeugen, wie notwendig, wie unaufschiebbar die Besetzung sei; der König beharrte bei seinem Zögern. Hardenberg wollte verzweifeln, er sah den großen Gewinn gefährdet und sich selbst in der größten Bedrängnis, denn, wie er im stillen gegen Vertraute äußerte, wolle der König nicht verzichten; er wolle Sachsen haben, durchaus haben, beraube sich aber aus unnützen Bedenken der Mittel, es zu erlangen. Endlich, nach Verlauf mehrerer Wochen, gab der König den Befehl, und am 8. November übernahmen die Preußen von den Russen die Verwaltung Sachsens. Aber in der Zwischenzeit hatten die Gegner, der Unentschiedenheit der Preußen schnell gewahr, ungeheuer an Boden gewonnen und den Widerspruch allerorten verstärkt. Diese Zögerung, welche dem Staatskanzler oft zum Vorwurfe gemacht worden, ohne daß er sich je auf Kosten des Königs dagegen verteidigt hätte, verdarb die ganze Unternehmung. Die gezeigte Schwäche wurde zwar verhüllt, sogar bis zu kriegdrohender Sprache, aber ohne Frucht, die Gegner wußten den innern Zusammenhang. Die öffentliche Verkündigung des russischen Generalgouverneurs Fürsten Repnin, daß die Verwaltung des Landes an Preußen übergehe, konnte sich auf die Zustimmung der übrigen verbündeten Mächte berufen, da diese früherhin die Maßregel gebilligt hatten; allein jetzt, um so viel später und bei ganz veränderten Umständen, war solchem Vorschritte Preußens, der doch nicht zu hindern war, jene Zustimmung längst verloren.

Die Verhandlungen wurden schärfer, der Zwiespalt deut-

licher; schon fürchtete man seinen offenen Ausbruch; die Besorgnisse wurden allgemein. Der Einfluß Frankreichs wirkte besonders nachteilig und drängte sich geschickt ein. Er strebte den Annäherungen entgegen, zu welchen auf beiden Seiten die Gesinnungen ursprünglich geneigt waren, und suchte neue Verbindungen zu knüpfen, für welche er wieder die Mitte zu werden hoffte. Der Fürst von Talleyrand richtete seine Betriebsamkeit nach allen Seiten, seinen stärksten Eifer widmete er jedoch den englischen Verhältnissen; von hier aus glaubte er die andern um so leichter zu gewinnen. In der Tat schien ihm Lord Castlereagh ein nicht allzu schweres Spiel zu machen; das Uebergewicht des Geistes übte sein Recht aus. Stimmten aber Frankreich und England überein, so durfte Oesterreich den Verbundenen eine Bedeutung zuerkennen, der sich anzuschließen unter den waltenden Umständen kaum vermeidlich war. Die Wirkung auf die Staaten zweiten und dritten Ranges blieb nicht aus. Die Niederlande, Hannover und Bayern reihten sich der neuen Verbindung an. Die Franzosen nahmen schon wieder eine drohende Sprache an. Die Zeitungen verkündigten Truppenbewegungen gegen den Rhein und nannten die Marschälle, welche den Befehl führen sollten. Daß dies alles im Namen der erst wiedereingesetzten, den Siegern verpflichteten, noch kaum befestigten Bourbonen geschehen konnte, dünkte beinahe fabelhaft. Allerdings zeugte diese Wendung von Talleyrands Geschicklichkeit, und man durfte ihn rühmen, die Schwäche so schnell in Stärke verwandelt zu haben. Allein, wie einseitig betrachtete er, um diesen glänzenden Erfolg zu erringen, die Verhältnisse, wie blind ließ er außer acht, welchen Boden eigentlich die Bourbonen in Frankreich

trug; die noch offenen Abgründe der Revolution vergaß er, den schon wieder gezückten Degen Napoleons sah er nicht und wandte nur alles auf, um den Mächten, welche gegen solche wesentliche Gefahren zu Schutz und Hilfe anzurufen waren, Frankreich im eitlen Flimmer diplomatischer Wichtigkeit erscheinen zu lassen. In Wahrheit, hat Talleyrand in diesen Verwicklungen sich als geschickter Unterhändler gezeigt, so hat er sich doch keineswegs als großer Staatsmann erwiesen. Auch ohne das unerwartete Ereignis, dessen gewaltiger Stoß alle Berechnungen zerrüttete, würden die der Talleyrandschen Politik sich schlecht bewährt haben. Und ein europäischer Krieg mußte, wo nicht Frankreichs Geschick, so doch unfehlbar das der Bourbonen in Frage stellen.

Preußen konnte, wie überhaupt in Deutschland, so auch in Sachsen eines starken Anhanges versichert sein. Die umsichtigen, vorstrebenden, tatkräftigen Geister waren ihm zugeneigt; und wenn später eine andere Stimmung vorherrschte, so war dies wie der Wechsel der Jahreszeiten; die allgemeinen Verhältnisse wirkten unwiderstehlich ein; die vom Herbst entlaubten Bäume hatten darum nicht weniger im Frühling geblüht. Nicht minder stand die Sache Rußlands in Polen. Der Kaiser Alexander war zuerst als Beschützer des polnischen Heeres und dann der gesamten Nation aufgetreten und schien berufen, alles in Wahrheit zu erfüllen, was Napoleon nur trügerisch verheißen hatte. Die Polen fühlten, nur in dieser mächtigen Hand könne ihr Volkstum neu erstehen; sie erkannten als möglich, daß in ihr einst wieder das Zerstückelte sich zusammenfügte und ein großes Volksdasein herstellte. Der Kaiser hatte den Fürsten Czartoryski persönlich als Freund

und in allen polnischen Angelegenheiten als Ratgeber in seiner Umgebung, und die beste Bürgschaft seiner Absichten für Polen war dieser Name des bewährten Vaterlandsfreundes. Nach Warschau, an die Spitze der aus dem letzten Kriege und wiedervereinten polnischen Truppen, sandte er von Wien aus seinen Bruder, den Großfürsten Konstantin, eine Wahl, die sich alsbald wenigstens durch die große Vorliebe rechtfertigte, welche der Prinz für die Polen zeigte. Bei dem gesteigerten Widerspruche, der sich in Wien der Verbindung Polens mit Rußland entgegensetzte, lag die Auffassung nahe, diesen Widerspruch als gegen das Bestehen und Gedeihen der Polen selbst gerichtet anzusehen, und wenn es zum Kampfe kommen sollte, konnte dieser die ganze Kraft des polnischen Volksgeistes mächtiger als je vorher ins Feld rufen. Wirklich rief der Großfürst durch eine Bekanntmachung vom 11. Dezember die Polen auf, sich zu bewaffnen für die Verteidigung ihres Vaterlandes, für die Bewahrung ihrer Selbständigkeit. Bei schon erklärtem Kriege hätte man nicht stärker sprechen können. Diese Aufwallung machte auf den Kongreß starken Eindruck, man erkannte den Ernst und die Bedeutung eines Zusammenstoßes, der solche Elemente auf den Kampfplatz führen würde, falls es zu diesem Aeußersten kommen müßte. Indes hatte schon im voraus die Staatsklugheit der Gegner eingelenkt und so großen Machtverhältnissen gegenüber den Eifer gemäßigt. Gerade in dem Augenblicke, da der Aufruf des Großfürsten in Wien bekannt wurde, zeigten die Verhandlungen mindere Spannung, und so wollte man beiderseits auf den Zwischenfall, den jene wieder mehren konnten, kein zu großes Gewicht legen.

Wollte der Drang dieser Mißverhältnisse und das Hinschwinden so mancher Hoffnung die Seele gar zu sehr verdüstern, den Geist Widerwillen und Ermattung niederschlagen, so kam das tägliche Leben glücklich zu Hilfe, und seine heilsame Flut quoll und strömte durch die rauhesten Geschäfte. Der Wiener Tag schien aus besonderem Stoffe gemacht; was er berührte, nahm er in sein Behagen auf. Was jedermann täglich muß und will, und doch meist nur gleichgültig abtut, essen und trinken, sich ergehen, umherschauen, alles wurde in dieser Lebensgewöhnung unwiderstehlich zum Vergnügen und Genuß. In den höchsten Kreisen, versteht sich von selbst, mußten die Festlichkeiten und glänzenden Versammlungen aller Art täglich wiederkehren, und wie sich diese Fülle von obenher stufenweise teils der sehenden, teils der hörenden Neugier ergoß, so übte auch das Volksleben hinwieder nach oben seine Anziehung. Gekrönte Häupter scheuten nicht den Strudel bürgerlicher Belustigungen, die verwöhnteste Vornehmheit bequemte sich zur Kost vorstädtischer üppig-derber Herbergen. Die Theater waren gefüllt, und die untern meist von der großen Welt, die obern von der kleinen, wollten sich einander wechselseitig sehen. An den Winterfreuden, die sich überall auftaten, war weder Politik noch Geldkurs bemerkbar.

Der Fürst von Ligne starb, aber sein Witz auf den Kongreß lebte munter fort und verflocht sich mit manchen andern, den scherzende Laune oder böslicher Mutwillen demselben Gegenstand widmete. Der Anblick dieses schwankenden Getümmels, der schneidenden Gegensätze, die daraus hervortraten, das Schwelgen der Sinne und das Kargen des Geistes, die Höflichkeit der Formen und die Grob-

heit der Meinungen wirkten herausfordernd auf die Menschen ein, und es war fast niemand, der sich nicht auf seine Weise über das Schauspiel, zu dem er selbst mit gehörte, lustig gemacht hätte. Als die Hoffnung eines friedlichen Ausganges der Verhandlungen sehr getrübt war, und wohlmeinende Menschen den Gedanken kaum ertrugen, daß wieder Krieg, und Krieg zwischen den eben noch Verbündeten, entstehen könne, nahm auch mein trefflicher Metzern sich diesen Zustand tief zu Herzen und behauptete in seiner bei aller Güte doch scharfen Weise, die Herrscher sollten festsetzen, daß, wenn wieder Krieg würde, alle Diplomaten, die vergebens am Frieden gearbeitet, unerbittlich mit zu Felde ziehen müßten, und zwar zusammen in eine Kompagnie Jäger vereint, unter einem altgedienten Hauptmann, der sie nicht schonte; er wollte seinen Kopf zum Pfande geben, daß dann kein Krieg würde. Ueberhaupt fing in dieser Zeit die Gewohnheit an, die noch immer fortdauert, den Diplomaten, welche bis dahin eine äußerst geehrte und zart behandelte Klasse waren, alles Böse nachzusagen, sie herabzusetzen und lächerlich zu machen, und ich weiß recht gut, wer in dieser Art das erste Wort gesprochen. Kamen zunftgerechte Maler und Zeichner, die eine so erlauchte Versammlung in getreuen Bildnissen ehrerbietigst der Nachwelt überliefern wollten, so zeigten sich vornehme Talente bemüht, die Personen und Vorgänge in Zerrbilder zu bringen, und es wurden in dieser Art verwegene Dinge versucht. In einer Gesellschaft, wo prinzliche und militärische Munterkeit zusammenschloß, warf man die Frage auf, welches die lächerlichste Figur auf dem Kongresse sei, und man beschloß, die Sache kongreßmäßig zu verhandeln, mit Protokollen, Noten, statistischen Tableaux,

Ausschüssen usw. Von sieben oder acht Namen, die man nach vielen Debatten endlich gleichsam auf den engen Aufsatz gebracht hatte, konnte keiner die erforderliche Mehrheit erlangen, und auch bei diesem Ergebnis wollte man sich freuen, daß es, wie behauptet, so echt kongreßmäßig sei. Endlich vereinigten sich die Meinungen für zwei Individuen, unter welchen der Preis geteilt wurde. Natürlich lassen wir dergleichen Geheimnisse auf sich beruhen.

Wenden wir uns lieber zu Gegenständen reinerer Teilnahme, zu heiterer Kunst und Bildung. Die Reichtümer Wiens in dieser Art waren unerschöpflich und breiteten sich dem Liebhaber immer staunenswürdiger aus. Wer sich auf Altertümer, Malereien, Bildwerke und sonstige Kunstsachen einließ, der konnte bald seiner Forschungen und Gewinne kein Ende mehr absehen. Von all diesen Sachen war noch wenig Lärm gemacht, sie standen als ruhiger Besitz aufgehäuft, sowohl in den kaiserlichen als in den nicht minder reichen Privatsammlungen, und harrten stolz des einsamen Kenners, ohne die Augen der Menge anzulocken. Merkwürdiges dieser Art zu erforschen und zu genießen war niemand aufgeweckter und sorgsamer als der Herzog von Sachsen-Weimar, der bei allen Obliegenheiten und Geschäften seiner fürstlichen Verhältnisse immer noch Tage und Stunden genug fand, seine stets rege Wißbegier zu befriedigen und seiner Teilnahme für alles Bedeutende nachzugehen. Wir sahen bei ihm eine damals erst vor kurzem aus dem Schlosse Ambras in Tirol nach Wien gebrachte Sammlung von Waffen, Kunstsachen und Kostbarkeiten. Der Inhalt war völlig vergessen, und man machte die überraschendsten Entdeckungen. Seit zehn Jahren hatte Goethes Uebersetzung des Cellini deutschen Lesern lebhaften

Anreiz gegeben, dem berühmten Salzfasse des florentinischen Künstlers nachzufragen, aber niemand, und Goethe selbst nicht, wußte eine Spur, und man mußte das kostbare Werk für verloren erachten. Wie triumphierte der Herzog, nun seinem Goethe melden zu können, das Kleinod sei aufgefunden, wohlerhalten; er habe es mit eigenen Augen gesehen. Wirklich befand sich das Salzfaß in der Sammlung von Ambras, und unbegreiflich war nur, wie so lange Zeit — nicht die Kunst, denn das begreift sich nur allzu wohl, — aber das Gold unbeachtet bleiben konnte.

Musikalische Genüsse boten sich von allen Seiten dar, Konzerte, Kirche, Oper, Salon, Virtuosen und Dilettanten, alle gaben ihr Bestes. Der Fürst Anton Radziwill, der in seiner Komposition des Goetheschen Faust schon weit vorgerückt war, und hier seinem musikalischen Hange mit aller Innigkeit folgte, war mir Anlaß, meinen wackern Beethoven wieder aufzusuchen, der aber, seit ich ihn nicht gesehen, an Taubheit und mürrischer Menschenscheu nur zugenommen hatte, und nicht zu bewegen war, unsern Wünschen gefällig zu sein. Besonders wollte er mit den Vornehmen nichts mehr zu schaffen haben, und er drückte seinen Widerwillen mit zürnender Heftigkeit aus. Auf die Erinnerung hin, der Fürst sei der Schwager des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, dessen frühen Tod er so sehr betrauert hatte und dessen Kompositionen er hochschätzte, gab er etwas nach und wollte sich den Besuch gefallen lassen. Doch hat sich schwerlich ein näheres Verhältnis angeknüpft. Auch verzichtete ich darauf, den verwilderten Künstler wiederum zu Rahel zu führen, denn Gesellschaft machte ihn unwillig, und mit ihm allein, wenn

er nicht spielen mochte, war gar nichts anzufangen. Uebrigens war sein Name, wenn auch berühmt und verehrt, noch keineswegs auf der Höhe der Anerkennung, die er seitdem erstiegen. In der hier zusammengeflossenen, gemischten Menge erhielt sich italienische Leichtigkeit und Anmut vor deutschem Ernste unverkennbar vorherrschend.

Die Verhandlungen indes, deren Spannung einen Augenblick nachzulassen geschienen, zogen sich bald wieder straffer und stellten nunmehr besonders Preußen in den Vorkampf. Es hieß bereits, Hardenberg werde abreisen, und Preußen keinen Teil mehr an dem Kongresse nehmen. Daß der Widerstreit, den ursprünglich Frankreich anfachte und nächst ihm England verschuldete, jetzt vorzugsweise das Ansehen bekam, als sei Oesterreich dabei Hauptführer, betrübte auf preußischer Seite die für Deutschland Wohlgesinnten, welche alles Heil von der Eintracht der beiden Mächte gehofft hatten und diese Hoffnungen auch jetzt noch festhielten. Aber andere, die Sache schroffer und vereinzelt fassende Gesinnungen wurden erbittert und zeigten sich rasch bereit, die Forderungen des Rechts und der Ehre mit dem Schwerte zu behaupten. Wirklich nahmen die Kriegsgerüchte schon überhand, man fragte nach Stellung und Zahl der Truppen und suchte Richtung und Umfang des neuen Unheils zu ermessen. In Berlin, wo man mit Ungeduld der Langsamkeit des Kongresses spottete, rief man schon laut, nicht Hardenberg, sondern Blücher müßte die Sache führen; und der greise Feldherr war nicht der letzte in jugendlichem Mut und Uebermut. Scharfe Aeußerungen dieser Art konnte man auch in Wien hören und sie verfehlten ihren Eindruck nicht. Das Klang furchtbar in das diplomatische Geflüster und in die Mun-

terken der Feste und wurde Losung und Feldgeschrei nicht nur preußischer Stimmen allein

Unter banger Ungewißheit war Jahreswechsel eingetreten, und das Jahr 1815 begann in angstvoller Spannung Auf der Gegenseite hatten sich die Besorgnisse in ihrem gesuchten Verein bald weiter, als es der anfänglichen Absicht gemäß sein konnte, fortgerissen gesehen Gewiß herrschte nicht die Meinung, daß die Sache zum Kriege kommen sollte Aber diesen in Aussicht stellen, hieß ihn auch bereiten, und als die Sprache Preußens aus einer festen und starken nun auch eine drohende zu werden schien, Hardenberg ein Wort hinwarf, das keinen Hinterhalt übrig ließ, da schlossen Oesterreich, England und Frankreich förmlich ein Bündnis und verpflichteten sich durch einen am 3. Januar 1815 unterzeichneten Vertrag zu wechselseitiger Unterstützung Die Sache war geheim betrieben worden, und geheim sollte auch der Vertrag bleiben. Oeffentlich hat ihn zuerst Heer von Gagern mitgeteilt; wenn dieser aber zugleich meint, Rußland und Preußen hätten gar nicht um sein Dasein gewußt und der Kaiser Alexander erst durch Napoleon den näheren Inhalt erfahren, so ist dies ganz irrig, denn das Bündnis war auf der Stelle bekannt und der preußische Kreis genugsam davon unterrichtet.

Dieses Bündnis war der Hochpunkt der Spannung, die hierauf nicht weiter ging, sondern alsbald wieder nachließ Den Teilhabern mochte die genommene Stellung doch schon bedenklich erscheinen und ein Rückschritt wünschenswert dünken Die Nachgiebigkeit erfolgte indes zuerst von derjenigen Seite, wo Macht und Selbständigkeit am wenigsten zu bezweifeln waren, von seiten Rußlands Der Kaiser

Alexander stimmte seine Ansprüche hinsichtlich Polens bedeutend herab. Der österreichische Anteil wurde günstiger gestellt, der preußische beträchtlich ausgedehnt; Thorn und Krakau sollten freie Städte werden, und von diesen wurde später die erste noch zu Preußen gefügt. Hierdurch bekamen auch die Verhandlungen über Sachsen eine veränderte Gestalt, und beiderlei Fragen rückten wieder gemeinsam einer zwar noch immer herben und schweren, aber doch schon entschieden friedlichen Lösung entgegen.

Die deutschen Angelegenheiten, welche in der allgemeinen Spannung und auch in ihrer eigenen bisher gestockt hatten, wurden wieder aufgenommen, ohne doch die nötige Förderung zu finden. Eifersucht, Ehrgeiz und Mißtrauen regten sich von allen Seiten, und der Andrang der minder mächtigen Fürsten und Staaten wurde den wohlmeinenden Absichten Oesterreichs und Preußens, für die Gesamtheit der Deutschen eine durchgreifende Ordnung zu gründen, immer beschwerlicher.

Die Frage über Sachsen war schon in das Geleise gebracht, in welchem sie nun unverändert ihrer Entscheidung entgegenrückte, also wenn auch nicht der Form, so doch dem Wesen nach entschieden, als die von mir unternommene Druckschrift erschien. Die Franzosen suchten die sächsischen Fäden noch festzuhalten, hatten aber indes andere aufgenommen, an welchen für sie viel nähere Beteiligung hing.

Aus dem Sturze Napoleons hatten sich nur zwei mit ihm emporgekommene gerettet, Bernadotte und Murat, beide durch Anschließung an die Verbündeten. Allein wie das Beharren bei dem Feinde schon kein unnachsichtliches Vergehen mehr sein sollte, so durfte auch der Abfall von

ihm nicht mehr als unbedingtes Verdienst gelten, und hinsichtlich Murats war die Aufrichtigkeit ohnehin zweifelhaft. Diesen Eindringling fortwährend auf dem Throne von Neapel zu sehen, war den Bourbonen unerträglich, und Talleyrand hatte förmlich darauf angetragen, das vertriebene, nur Sizilien noch beherrschende Fürstenhaus auch in Neapel wieder einzusetzen. Das Nebeneinanderstehen der beiderseitigen Abgeordneten Neapels und Siziliens auf dem Kongreß war allerdings eine seltsame Erscheinung und schrie laut die Tatsache aus, daß hier ein Bruch, eine Lücke sei, wo kein Grundsatz hineinpasse. Der französische Antrag verursachte große Aufregung und fand, wie die gleichzeitigen Wünsche, daß Napoleon von Elba weg und in größere Ferne versetzt würde, vielfache Zustimmung. Die geschlossenen Verträge jedoch waren ein starker Schutz, und Murats Bevollmächtigte, Herzog von Campochiaro und Fürst von Cariati benahmen sich als Sieger, während die sizilianischen Abgeordneten, Herzog von Serra-Capriola und Kommandeur Russo das Ansehen von Unterdrückten hatten. Wie die Sachen gekommen wären, wenn Murat seinen Vorteil verstanden hätte, ist schwer zu sagen, vielleicht wäre er keinem Falle dennoch nicht entgangen, den nun freilich Unklugheit und Torheit beschleunigten. Durch die ausgesprochene Feindschaft der Bourbonen aufgereizt, im Bewußtsein der eigenen Handlungsweise wenig durch die Verträge beruhigt, glaubte er sich durch eigene Kraft behaupten zu können, er erträumte die Eroberung Italiens und knüpfte heimlich auch mit Napoleon wieder Verbindungen an. Seine Rüstungen, angeblich gegen Frankreich gerichtet, aber zunächst und wesentlich Oesterreich angehend, konnten weder verborgen noch unbewacht bleiben. Lange schon zogen in

der Stille immer mehr österreichische Truppen nach Italien, und als späterhin auf jener Seite die Bewegung sichtbar wurde, stand auch auf dieser Seite schon ein Heer gerüstet.

Während sich die Blicke besorglich nach Süden wandten, und der Norden sich kaum erhellte, behielt Wien unverändert das gleiche Ansehen; immer drängten sich die Festlichkeiten und Vergnügungen, immer vereinigte wieder in Glanz und Freude der Abend, was der Morgen feindlich entzweit zu haben schien. Die lange Dauer des Kongresses minderte in nichts die geistfreie Herrlichkeit, den Reichtum und die Grazie der Bewirtung; man mußte die Hilfsquellen dieses Aufwandes für unerschöpflich halten. Die große Welt entsprach allen Forderungen, die sie an sich selber machte, und zeigte immer gleichen Eifer, immer gleiche Fülle. Der Zudrang mehrte sich sogar, und immer andere Fremde strömten herbei, welche den Schauplatz neu belebten. Selbst die Jahreszeit brachte den Reiz des Wechsels; die prachtigen, bei nächtlicher Heimkehr von Fackeln beleuchteten Schlittenzüge wandelte die lauere Luft in prunkvolle Wagenfahrten und Kavalkaden um. Das Gedränge wie auf den Basteien wiederholte sich im Prater, im Augarten, auf den Straßen nach Schönbrunn und Baden.

Auch an kirchlich-religiösem Schauspiel sollte es dem Kongreß nicht fehlen. Zwar Frau von Krüdener, welche vor andern Personen berufen schien, die vornehme Welt von dieser Seite anzusprechen, auch bereits mit dem Kaiser Alexander in vertrautem Verkehr stand und bald in hohe und folgenreiche Wirksamkeit trat, war nicht nach Wien gekommen und hätte auch unter den vorherrschend katholischen Einflüssen des Orts mit ihrer protestantischen Mystik schwerlich viel Glück gemacht. Dafür hatte Zacharias Werner

sich eingefunden, der königsbergische Preuße und Verfasser der „Söhne des Tals“, der „Weihe der Kraft“ und anderer Theaterstücke, der seinen lange versteckten Sinn endlich offen bekannt hatte, katholisch und bald auch Priester geworden war.

Wir haben von andern Dingen zu reden. Der Monat März hatte begonnen, er ließ sich leidlich an. Der König von Sachsen war in Preßburg angekommen, und die Mächte, die über die Teilung Sachsens nun einig waren, unterhandelten über seinen Beitritt zu dem Beschlossenen. In Wien schwebte das Schauspiel einer stattgehabten Prachtfahrt des Hofes, das heißt, aller hier vereinigten Höfe, noch vor Augen, man unterhielt sich, arbeitete und schlenderte wie bisher. — Da wurden plötzlich am 7. März die Sinne geblendet, es blitzte, und ein dumpfer Donner hallte lange nach. Der Blitz war die Nachricht, daß Napoleon am 26. Februar die Insel Elba verlassen habe und mit seiner Kriegsmannschaft auf sechs Schiffen nordwärts steuernd gesehen worden sei.



Paasche & Luz, Kartogr. Anstalt, Stuttgart

